A. v. Lamartine's

neueste Werke,

als

Fortsetzung der sämmtlichen Werke.

Neunter Theil,

enthält:

Genovefa die Magd.

I.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1850.

A. v. Lamartine's
sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

Georg Herwegh.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1850.

Genovefa die Magd.

Volkserzählung

von

A. v. Lamartine.

Aus dem Französischen

von

P. Meyer.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1850.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Genovefa.

Zueignung an Fräulein Reine Garde,

Nähterin, ehemaligem Dienstmädchen in Aix, in der Provence.

Vorrede.

1.

Bevor ich mit der Geschichte der Genovefa diese Reihenfolge von Erzählungen und Dialogen zum Frommen des Volkes in Städten und auf dem Lande eröffne, muß ich sagen, in welchem Geiste sie geschrieben, bei welcher Veranlassung sie verfaßt wurden, und warum ich diese erste Erzählung Fräulein Reine Garde, der Nähterin und dem Dienstmädchen in Aix, in der Provence, widme. Hier ist die Erklärung:

2.

Ich brachte einen Theil des Sommers 1846 in jenem Smyrna Frankreichs zu, welches man Marseille nennt, einer Stadt, welche durch ihre Handelsthätigkeit es verdient, als Hauptleiter der Handelsschifffahrt und als Rendezvous den Feuercaravanen des Occidents, unsern Eisenbahnen, zu dienen, einer Stadt, welche durch ihren attischen Geschmack an jeder

geistigen Bildung es, gleich dem asiatischen Smyrna, verdient, sich mit der Erinnerung an große Dichter zu ehren. Ich wohnte außerhalb der Stadt, die für die Kranken zu lärmend ist, in einer jener Villas, ehemals Bastides genannt, welche im ganzen Umkreis der Stadt aus dem Boden hervorsehen, um, mit der Sonntagsmuße, dieser für Naturgenüsse so empfänglichen Bevölkerung, die mit allen fünf Sinnen die Poesie ihres schönen Klima's trinkt, den Anblick ihrer Schiffe und ihre Seewinde zu gewähren.

Der Garten der kleinen Villa, welche ich bewohnte, führte durch eine kleine Thüre zu dem sandigen Meergestade, am Ende einer langen Platanenallee, hinter dem Berge Notre Dame de la Garde, und ganz nahe bei dem kleinen, von Mastixbäumen verschleierten Bach, welcher den schönen Park und die toskanische oder genuesische Villa der Familie Borelli wie mit einem Gürtel umschließt. Von unsern Fenstern aus hörte man die kleinsten Bewegungen der Woge an den Ufern seines Bettes und auf seinem sandigen Kissen, und wenn man die Thüre des Gartens öffnete, sah man den Saum des Schaumes fast bis zu der Mauer vordringen, und sich ebenso schnell wieder zurückziehen, wie wenn das Meer in ewigem Spiele die Hand, welche sich in die Wellen tauchen wollte, versuchen und täuschen wollte. Viele Stunden brachte ich auf einem großen Steine sitzend unter einem Feigenbaume zu, neben dieser Thüre, um dieses Licht und diese Bewegung zu betrachten, die man Meer heißt. Von Zeit zu Zeit zog ein Segel eines Fischers oder der wie ein Helmbusch vom Kamin eines Dampfschiffes herabgedrückte Rauch über die Bogensaite, welche der Golf bildete, und unterbrach die Monotonie des Horizontes.

3.

An den Werktagen war dieses Gestade fast ganz verödet; alle Sonntage aber belebte es sich mit Gruppen von See-

leuten, von reichen, müßigen Packträgern und mit Kaufmannsfamilien der Stadt, die sich badeten, oder zwischen dem Schatten des Ufers und dem Meeresspiegel niedersetzten. Ein Geräusch von Männern, Frauen und Kindern, welche sich an der Sonne und Ruhe ergötzten, mengte sich in das Gemurmel der Wogen, die so leicht und dünn waren, wie Klingen von Stahl, der auf dem Sande polirt wird. Zahlreiche kleine Schiffe mit Segeln oder Rudern umsegelten den Vorsprung des Kaps Notre Dame de la Garde, das von Seefichten beschattet war. Sie durchzogen den Golf und streiften am Lande vorüber, um am entgegengesetzten Ufer zu landen. Man hörte das Zucken der Segel, den Takt der acht Ruder, die Unterhaltungen, die Gesänge, das Lachen der schönen Blumen- oder Orangenverkäuferinnen von Marseille, jener Töchter von Phocen, die in die Golfe verliebt sind, und sich am Spiel mit dem Schaume ihres heimathlichen Elementes ergötzen.

4.

Außer der patriarchalischen Familie der Rostand, jener großen Schiffausrüster, welche Smyrna, Athen, Syrien und Aegypten mit Frankreich durch ihre Unternehmungen verbinden, und denen ich alle Annehmlichkeiten meiner ersten Reise in den Orient verdankte; außer Herrn Miége, dem Hauptagenten unserer ganzen Seediplomatie auf dem mittelländischen Meere; außer Joseph Autran, diesem orientalischen Dichter, welcher seinen Horizont nicht verlassen will, weil er seine Sonne dem Ruhme vorzieht, kannte ich in Marseille wenig Menschen. Ich suchte nicht Bekanntschaften zu machen. Ich suchte die Einsamkeit für die Muße und die Muße für die Arbeit. Ich schrieb die Geschichte einer Revolution, ohne daran zu denken, daß eine andere Revolution mir bereits über die Schultern blicke, um mir die kaum geschriebenen Blätter zu entreißen und mir

ein anderes Drama Frankreichs nicht in die Feder, sondern in die Hand zu legen.

5.

Doch Marseille ist gastfreundlich wie sein Meer, sein Hafen und sein Klima. Eine schöne Natur öffnet das Herz. Wo der Himmel lächelt, ist der Mensch auch versucht zu lächeln. Kaum hatte ich mich in diese Vorstadt einquartirt, als die Gelehrten, die Politiker, die großen Handelsleute, die jungen Leute, welche ein Echo meiner alten Poesieen im Ohr hatten, ja selbst die Arbeiter, von denen ein großer Theil liest, schreibt, studirt, singt, Verse macht und zugleich mit der Hand arbeitet, in mein Asyl strömten, jedoch mit jener zarten Zurückhaltung, welche die Scheu und die Grazie der Gastfreundschaft ist. Ich hatte den Genuß ohne die Widerwärtigkeit von dieser Zuvorkommenheit und diesem Empfang; meine Morgen gehörten der Arbeit, meine Tage der Einsamkeit und dem Meere, meine Abende einer kleinen Anzahl unbekannter Freunde, die aus der Stadt gekommen waren, um sich über Reisen, Literatur oder Handel zu unterhalten.

6.

Marseille erniedrigt diese Handelsfragen nicht zu Fragen kleinlichen Wuchers, knauserigen Sparens und Kapitalansammelns; Marseille betrachtet sie im Großen als eine Ausbreitung und Verbreitung der französischen Arbeit und der ersten Stoffe dieser Arbeit, welche von Europa nach Asien ein- und ausgeführt werden. Der Handel ist für die Bewohner dieser Stadt eine einträgliche, lokale und nationale Diplomatie zugleich. In ihren Unternehmungen herrscht Patriotismus, auf ihren Schiffen Ehre, in ihren Schiffsladungen Politik. Ihr Handel ist eine ewige Schlacht, die sie auf ihr Risiko und ihre Gefahr auf dem Meer schlagen, um Afrika und Asien den

Nebenbuhlern Frankreichs streitig zu machen, und das Vaterland und den französischen Namen auf dem jenseitigen Festland des Mittelmeeres zu erweitern.

7.

Als ich an einem Sonntage von einer längeren Spazierfahrt auf dem Meere mit Frau von Lamartine zurückkehrte, sagte man uns, eine Frau von bescheidenem und verlegenem Aeußern sei mit der Diligence von Aix in Marseille angelangt, und erwarte uns seit vier oder fünf Stunden in einem kleinen Orangenhaus, welches an den Salon der Villa dem Garten zu stößt. Ich ließ Frau von Lamartine in das Haus treten, und ging in die Orangerie, um diese arme Fremde zu empfangen. Ich kannte Niemanden in Aix und war mit dem Beweggrunde ganz und gar unbekannt, der diese Reisende, welche so große Geduld gezeigt hatte, einen ganzen halben Tag auf uns zu warten, hatte hieher führen können.

Als ich in die Orangerie trat, sah ich eine noch junge Frau, von ungefähr sechsunddreißig oder vierzig Jahren. Sie war als unbemittelte oder wenig luxuriöse Arbeiterin gekleidet; ein Rock von gestreiftem Zitz, abgeschossen und verbleicht; ein Halstuch von weißer Baumwolle; ihre Haare schwarz und reinlich geglättet, aber ein wenig bestaubt, wie ihre Schuhe, vom Staub des Weges im Sommer. Ihre Züge waren schön, graziös, von jener weichen und anmuthigen asiatischen Gesichtsbildung, welche aus dem Gesichte alle Straffheit der Muskeln verbannt, die nur Reinheit ausdrückt und nur anziehende Kraft ausübt; große Augen von etwas dunkelm Blau, ein an den Winkeln durch die Länge etwas gesenkter Mund; eine von allen Falten reine Stirne, wie die eines Kindes; die Wangen voll gegen das Kinn, und sich in ganz weiblichen Wellenformen an einen starken und in der Mitte etwas angeschwollenen Hals, wie den der griechischen Statuen, anschließend; ein Blick des

Vollmonds, der sich im Wasser spiegelt, eher als der Sonne ihres Landes; ein Ausdruck von Schüchternheit, verbunden mit Vertrauen in die Nachsicht Anderer, welches aus der Ungezwungenheit ihrer eigenen Natur floß. In Allem das Bild der Herzensgüte, welche sie in ihrem Aeußern, wie in ihrem Herzen trägt, und welche sie gerne auch bei Andern voraussetzt. Man sah, daß diese, noch immer anmuthige, Frau in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein mußte. Sie hatte noch das, was das Volk, welches Alles ohne Phrasen beschreibt, das Korn der Schönheit nennt, jenen Zauber, jenen Strahl, jenen Stern, jenen Magnet, jenes namenlose Etwas, was anzieht, bezaubert und fesselt. Ihre Verlegenheit und ihr Erröthen vor mir, ließen mir Zeit, sie zu beobachten und mich selbst mit dieser Unbekannten aufgeräumt, ruhig und heimisch zu fühlen. Ich bat sie, auf einer mit einer ägyptischen Matte bedeckten Orangenkiste Platz zu nehmen, und um ihr dazu Muth einzuflößen, setzte ich mich selbst auf eine gegenüberstehende Kiste. Sie erröthete immer mehr, sie stotterte und hielt ihre schöne, fleischige, etwas massive Hand vor die Augen. Offenbar wußte sie selbst nicht, welche Haltung sie einnehmen und womit sie anfangen solle. Ich beruhigte sie und half ihr mit einigen Fragen, um ihr den Weg der Unterredung zu eröffnen, welche sie zugleich zu wünschen und zu fürchten schien.

8.

— Frau... sagte ich zu ihr. — Sie erröthete noch mehr.

— Ich bin nicht verheirathet, mein Herr, sagte sie zu mir; ich bin ein Mädchen.

— Nun gut! Fräulein, wollen Sie mir sagen, warum Sie so weit her kamen, und warum Sie so lange meine Rückkehr abwarteten, um mit mir zu reden? Kann ich Ihnen in irgend Etwas behülflich sein? Haben Sie mir von irgend Jemand aus Ihrer Gegend einen Brief einzuhändigen?

— O! mein Gott, nein, mein Herr, ich habe nichts von Ihnen zu erbitten, und ich hätte mich wohl gehütet, mir einen Brief von den Herren meines Landes an Sie zu verschaffen, oder nur wissen zu lassen, daß ich nach Marseille ginge, um Sie zu sehen. Man hätte mich für eine eitle Prahlerin gehalten, welche sich größer machen wolle, als sie ist, indem sie sich Männern von großem Namen nähere. Oh! Das ist es nicht.

— Nun gut! Was wollen Sie mir also sagen?

— Ja, gar nichts, mein Herr!

— Wie, nichts? Aber Nichts lohnt sich nicht der Mühe, zwei Tage zu verlieren, um von Aix nach Marseille zu reisen, mich hier bis zum Untergang der Sonne zu erwarten, und morgen dahin zurückzukehren, woher Sie kommen!

— Es ist gleichwohl wahr, mein Herr; Sie müssen mich sehr einfältig finden. Nun ja, ich habe Ihnen nichts zu sagen, und ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß man in Aix wüßte, daß ich hieher gekommen bin.

— Aber es muß Sie doch am Ende irgend etwas bestimmt haben, zu kommen; Sie sind ja doch nicht den Wogen gleich, die Sie hier sehen, und die kommen und gehen, ohne daß sie wüßten, warum. Sie haben Verstand; Sie scheinen geistreich und lebhaft zu sein; so suchen Sie einmal recht, was war Ihre Absicht, als Sie einen Platz auf der Diligence von Aix nahmen, und sich an meine Thüre hieher geleiten ließen?

— Nun ja! mein Herr, sagte sie, indem sie ihre beiden Hände über ihre Wangen hingleiten ließ, als wollte sie die Röthe und Verlegenheit von ihnen nehmen, und indem sie ihre schönen schwarzen, vom Schweiß genäßten Haarlocken hinter ihren Hals zurückwarf, ja, es ist wahr, ich hatte eine Absicht, einen Gedanken, der mich seit acht Tagen nicht schlafen ließ. Ich sagte mir: „Reine, Du mußt Dein Verlangen stillen! Du wirst keinem Menschen etwas sagen, Deine Boutique am

Samstag Abend frühzeitig schließen, den Nachtwagen der Diligence nehmen, den Sonntag in Marseille zubringen, diesen Herrn sehen, und dann am Sonntag Abend nach Aix zurückreisen; am Montag Morgen sitzest Du wieder an Deiner Arbeit, und Alles ist zu Ende; Du wirst Dir einmal in Deinem Leben einen Genuß verschafft haben, ohne daß die Nachbarn oder Nachbarinnen auch nur ahnen, daß Du aus der Straße gegangen bist.“

9.

— Aber warum lag Ihnen so viel daran, mich zu sehen, und woher wußten Sie denn nur, daß ich hier sei?

— Oh, mein Herr, antwortete sie, das will ich Ihnen sagen: in Aix lebt ein Herr, der es sehr gut mit mir meint, weil ich die Nähterin seiner Töchter bin, und weil ich früher Dienstmädchen auf dem Lande im Hause seiner Mutter gewesen war. Die Familie bewahrte mir immer Freundschaft und Rücksichten, denn in der Provence verachtet sich das edle und das arme Volk nicht gegenseitig, im Gegentheil, die Einen sind oben und die Andern unten, aber Alle gehen gerne neben einander auf demselben Pflaster. Dieser Herr also und seine Fräulein, welche wissen, wie gerne ich lese, und daß ich nicht die Mittel habe, mir Bücher und Papiere zu verschaffen, leihen mir von Zeit zu Zeit die Zeitung, wenn sie etwas darin finden, von dem sie denken, daß es mich interessiren könne, wie Abbildungen der neuesten Mode, Modelle von Frauenhüten, recht anziehende Romane oder Verse, wie die von Reboul, dem Bäckermeister von Nimes, oder von Jasmin, dem Friseur von Agen, oder die Ihrigen, mein Herr, denn sie wissen, daß es mein größtes Vergnügen ist, Verse zu lesen, zumal Verse, die gut im Ohre tönen, oder welche die Augen zu Thräneu rühren!

— Ah! ich verstehe, sagte ich lächelnd; Sie sind eine

Dichterin, wie Ihre Seewinde, welche in Ihren Olivenbäumen säuselnd singen, oder wie Ihr Thau, welcher in Ihren Feigenbäumen weint?

— Nein, mein Herr, ich bin Nähterin, eine arme Nähterin der Straße *** in Aix, und ich erröthe sogar nicht, Ihnen zu sagen, daß ich nicht höher hinauf will, als mich meine Mutter gemacht hat: ich war zuerst Dienstmädchen, und war achtzehn Jahre Magd und Kinderwärterin bei Herrn von ***. Oh! wie gut sind diese Leute nicht! Fragen Sie sie nur. Sie betrachten mich immer als Familienglied und ich ebenso. Nur meine Gesundheit konnte mich nöthigen, sie zu verlassen, und den Stand einer Nähterin im Großen zu ergreifen, allein in meinem Zimmer mit meinem Distelfinken. Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Sie fragten mich, warum ich hierher gekommen sei, und woher ich gewußt habe, daß Sie hier seien. Ich will Ihnen darauf antworten!

10.

Vor acht Tagen las ich herrliche Verse von Herrn Joseph Autran, die an Herrn von Lamartine gerichtet waren, in dem Journale von Marseille. Diese Verse erregten in mir ein leidenschaftliches Verlangen, die Person zu sehen, welche dem Dichter unserer Provinz so schöne Verse eingegeben hatte. Ich erkundigte mich, ob es auch gewiß wahr sei, daß Sie sich in diesem Augenblick in Marseille aufhalten; man sagte mir, daß Sie wirklich da seien. Von diesem Augenblick an fand ich keine leibliche Ruhe mehr, bevor ich mein Verlangen gestillt hatte. Ich kam hierher, ohne auch nur daran zu denken, daß ich weder einen neuen Rock, noch eine schickliche Kopfbedeckung, noch sonst überhaupt einen Anzug habe, wie ich ihn haben sollte, um mich bei Leuten, die über meinem Stande sind, vorzustellen; und da ich jetzt da bin, weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll, und ich stehe hier vor Ihnen wie eine Aben-

teurerin, welche honette Leute zum Besten haben will. Ich bin dieses aber nicht, mein Herr, und nachdem ich Sie jetzt gesehen, und Sie mich mit so viel Artigkeit und Zuvorkommenheit empfangen haben, kehre ich zufrieden zurück, ohne etwas Anderes von Ihnen zu fordern, als die Ehre, bei Ihnen vorzugehen.

— O! seien Sie ganz ruhig, mein Fräulein, sagte ich zu ihr, ich habe Sie keinen Augenblick für etwas gehalten, was Sie nicht sind; Ihre Physiognomie ist Ihre beste Empfehlung. Das Ohr läßt sich hie und da täuschen, das ist wahr, aber die Augen trügen nie; Ihr Antlitz läßt zuviel Unschuld und Güte durchscheinen, um einer Intriguantin als Maske zu dienen. Die Natur macht keine so große Lügen auf den Gesichtszügen. Ich fühle so großes Vertrauen zu Ihnen, als ob ich Sie seit Ihrer Wiege kennen würde. Aber ich kann nicht zugeben, daß Sie sich so entfernen, ohne daß ich ein wenig freundschaftlich mit Ihnen geredet und Ihnen Gastfreundschaft an unserem ländlichen Tische angeboten habe. Meine Frau, die sich zum Essen anzieht, wird ebenso, wie ich, entzückt sein, Sie zu empfangen. Bleiben Sie den Abend bei uns, und bis zur Essenszeit erzählen Sie mir, wie dieser Geschmack an der Lektüre, dieses Gefühl der Poesie und diese Leidenschaft, die Männer kennen zu lernen, deren Werke Sie gelesen haben, in Ihnen entstanden ist.

— Recht gerne, mein Herr, sagte sie; aber diese Erzählung dauert nicht lange. Meine Lebensgeschichte faßt sich in zwei Worte: Arbeiten und fühlen.

11.

— Ich heiße Reine Garde; ich bin in einem Dorfe in der Nähe von Aix in der Provence geboren. Ganz jung trat ich bei Frau von ***, welche junge Mädchen hatte, in Dienste. Ich war Kinderwärterin im Schlosse; ich wuchs mit den jungen

Fräulein heran und sah sie heranwachsen. Sie behandelten mich mehr als ihre Schwester, denn als ihr Dienstmädchen; Vater und Mutter behandelten mich fast auch um ihretwillen wie eines ihrer Kinder. Ich wollte nie heirathen, um sie nicht zu verlassen. Während die Fräulein erzogen wurden, und in dem Saal ihren Unterricht empfingen, schnappte ich von ihren Lektionen etwas auf. Ich las ihre Bücher, kurz ich war wie die Wand, welche Alles hört und Nichts sagt. So lernte ich von selbst lesen, schreiben, rechnen, nähen, sticken, waschen, Kleider machen, kurz Alles, was ein Mädchen in einer theuren Lehre erlernt. Ich schnitt ihnen selbst ihre Kleider zu, ich frisirte sie in Air für die Abendgesellschaften oder Bälle; sie glaubten, nichts sei gut gemacht, wenn ich es nicht gemacht hätte, und wenn sie nun recht schön und gut geschmückt auf den Ball gingen, und ich genöthigt war, sie oft bis zwei oder drei Uhr Morgens in ihren Schlafzimmern zu erwarten, um sie bei ihrer Heimkehr auszukleiden, so sagten sie mir zur Belohnung: „Reine, siehe, da hast Du eines unserer Bücher, das Dir viele Unterhaltung gewähren wird, während wir tanzen." Ich nahm es, setzte mich ganz allein an ihr Kaminfeuer und las die ganze Nacht in ihrem Buch, und wenn ich damit zu Ende war, so las ich es noch einmal, bis ich es ganz verstanden hatte, und wann ich Alles nicht recht verstehen konnte wegen meiner Einfalt und meines Standes, so bat ich sie, mir die Sache zu erklären, und es machte ihnen ein Vergnügen, meinem Wunsch zu entsprechen. So, mein Herr, las ich die Geschichte der armen Laurentia in Ihrem Gedichte Jocelyn. Wie rührte sie mich zu Thränen in einer Nacht, als diese Fräulein das Buch aufgeschlagen auf ihrem Tische liegen ließen! Ah! sagte ich bei mir selbst: Ich möchte Den wohl kennen, der diese Verse geschrieben hat! Sie wissen, mein Herr, wie der Trauergesang heißt:

Wer hat dies Lied gedichtet?
Ein Schiffer unter'm Segel,
Das er zusammenzog,
Als er sein Haus erblickt' rc.

— Ja, sagte ich zu ihr, ich kenne diesen Trauergesang des Matrosen, welcher seinen Namen unter seine Dichtung schreibt, unter den letzten Vers, wie Phidias ihn unter die Fußsohle seiner Statue schrieb, oder wie ihn Van-Dick auf das Halsband des Hundes aller seiner Gemälde mit seinem Pinsel setzte, damit der Name des Künstlers so lange fortlebe, als sein Werk, nicht wahr? Aber fahren Sie fort; wie verließen Sie dieses gute Haus, und was treiben Sie jetzt?

12.

Sie fuhr fort:

— Als die Fräulein sich verheiratheten und ihre Mutter starb, mußte ich fortgehen, da ich keinen Platz mehr hatte. Ich wollte nicht mehr in andere Dienste treten; ich war zu glücklich in diesem gewesen, so daß mir alle andern hart erschienen wären: mein Herz wäre nicht mehr dabei gewesen. Der Herr setzte mir eine kleine Pension von fünfzig Thalern im Andenken an seine Frau aus; die jungen Damen sagten zu mir: „Sei ruhig, wir lassen Dich Dein Brod nicht erbetteln.“ Ich faßte Muth, ich war bekannt, und, ich kann wohl sagen, geschätzt in allen guten Häusern von Aix; ich miethete ein Zimmer mit einem kleinen Laden darunter in einer kleinen entlegenen Straße, wo die Miethe nicht hoch kommt, und machte mich zur Nähterin. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt mit meiner Nadel; man liebt mich sehr im Ort; man gibt mir so viel Arbeit, als ich nur liefern kann; ich habe keinen Ehrgeiz; ich lebe auf kleinem Fuß; ich will nur ernährt sein und lege mir etwas Weniges zurück für die Zeit, wo meine Augen schwach werden werden und ich nicht mehr so schnell nähen kann. Ich verkaufe auch kleine Kramwaaren zu

billigen Preisen an die Leute meines Stadtviertels. Ich habe einen Vogel, welcher mir Gesellschaft leistet, oder vielmehr, verbesserte sie sich, ich hatte ihn, denn er ist gestorben; aber man hat mir einen andern gegeben, den ich vielleicht auch lieben werde, doch nicht so sehr als den ersten. An Sonn- und Festtagen lese ich; kurz, mein Herr, die Zeit wird mir nicht zu lang. Und dann ist man in Aix sehr gut gegen mich. Sollten Sie glauben, daß Herren wie Sie, Herren aus dem ersten Stadtviertel, gelehrte Männer, selbst Mitglieder der Akademie, welche wissen, daß ich die Lektüre liebe und daß ich sogar bei Gelegenheit einige unbedeutende Sachen geschrieben habe, einige Gelegenheitsgedichte für dieses oder jenes Fest, sollten Sie glauben, daß diese Herrn sich nicht schämen, zuweilen beim Vorübergehen an meiner Thüre anzuhalten, in meinen Laden zu treten, mir bald ein Buch, das sie mir leihen, bald ein Journal zu überbringen, und vertraulich mit mir zu reden, als ob ich etwas wäre? Ja, unser Aix ist ein gutes Land auf der Erde! Ich glaube nicht, daß es zwei solche Städte gibt!

13.

— So, Sie schreiben Verse, Fräulein Reine, sagte ich lächelnd; ich hätte es schon aus Ihren schönen träumerischen Augen schließen können. Es gibt niemals einen Himmel ohne Wolken; die Träume und die Verse sind die farbigen Wolken dieser schönen Augen. Nun gut! Wir wollen sehen; ich schreibe keine mehr, aber ich liebe sie noch immer. Die Zeit der Dichtung ist die goldene Zeit des Gedankens; man kehrt immer gern zu ihr zurück. Erinnern Sie sich vielleicht an einige jener Verse, welche Sie gedichtet haben, und hätten Sie die Gefälligkeit, sie, bis das Essen bereit ist, mir herzusagen? Sehen Sie, der Platz ist hiezu ganz geeignet: die untergehende Sonne, das Meer, welches im Ohre wiedertönt, während es bei jeder

Welle seine Muscheln herrollt und zurücknimmt, lärmend, wie ein junges Mädchen, das seinen Gesang mit Castagnetten begleitet, diese Orangebäume, welche unter dem Seewinde ihre Tropfen weißer Blüten auf Ihr schwarzes Haar fallen lassen, und ein Fremder, der ehemals Dichter war, allein mit Ihnen und vor Ihnen sitzend, um Ihnen zuzuhören, und der zum Voraus Ihre Stimme liebt — ist das nicht so viel werth, als ein ganzes Auditorium der Akademie zu Aix oder zu Marseille, oder selbst zu Paris?

— Das werde ich nie wagen, sagte Reine, während sie ihre Augen zu den düstern Orangeblättern erhob, als ob sie ihren Vogel in den Zweigen gesucht hätte. Ah, nein, das werde ich nimmermehr mich erkühnen! Aber, hier, mein Herr, ich habe einige derselben mitgebracht, welche ich zu verschiedenen Zeiten in meinen Mußestunden niederschrieb, um sie Herrn Autran zu zeigen, wenn er welche von mir fordert. Es ist mir lieber, wenn Sie selbst sie lesen wollen, als wenn ich sie laut vorlesen müßte; das beschämt mich weniger: das Papier erröthet nicht. Und sie zog aus ihrer Tasche drei oder vier Sammlungen von Versen, die auf grobes Papier geschrieben, und von ihrem Nähzeug, ihrem Fingerhut und ihrer Scheere auf der Reise zerknittert waren. Während ich sie leise für mich las, wischte sie sich die Stirne mit ihrer Schürze ab und kehrte ihren Kopf ab, um nach dem Hintergrunde der Orangerie zu sehen, aus Furcht, sie möchte auf meinem Gesicht irgend einen ungünstigen Eindruck lesen.

14.

Ich war erstaunt und gerührt über das, was ich las. Es war naiv, anmuthig, gefühlvoll, es war der ruhige Herzschlag, welcher Harmonie im Ohre geworden war: es glich ihrem bescheidenen, frommen, zarten und milden Gesicht, — eine wahre Poesie einer Frau, deren Seele auf den mildesten

Saiten eines Instrumentes, das sie nicht kennt, den Ausdruck ihrer Gefühle instinktmäßig sucht. Es war weder herzzerreißend, noch metallisch, wie die Verse von Reboul, noch episch und bald von Flitter, bald von Thränen strahlend, wie die Jasmin's; noch zimperlich, wie die Strophen einiger jungen Mädchen, im Keim durch die Nachahmung verdorbene Wunderwerke, dieser Mephistopheles des entstehenden und fehlgebornen Genies. Es war ganz sie selbst: die monotone und klagende Weise, welche eine arme Arbeiterin sich halblaut vorsingt, während sie mit den Fingern bei ihrem Fenster arbeitet, um sich zur Nadel und zum Faden Muth zu machen. Es lagen darin Noten, welche die Seele zusammenschnürten, und wieder andere, welche nur unbestimmte und unartikulirte Weisen gaben. Der Athem hielt inmitten des Athmens inne, aber er war stark, gesund, und drang bis in die Seele und bis in den Himmel. Man war dabei noch mehr gerührt als erstaunt. Es war die Poesie im Stande des ersten Instinkts, die populäre Poesie, so wie sie überall ist, wo sie bei dem Volke beginnt, selbst wenn man ihr noch nicht die Stimme der Kunst leiht. Eine traurige Monotonie, eine Romanze mit drei Noten, sieben oder acht Bildern, um das Unendliche auszudrücken.

15.

Ich gab die Papiere Reine zurück, indem ich ihr die einfache Wahrheit statt aller Schmeichelei sagte, d. h. daß in ihren Versen köstliche Dinge seien, und daß sie in der That von Gott zwei herrliche Gaben erhalten habe, die Gabe richtig zu fühlen und geschmackvoll sich auszudrücken, und dann die Gabe der Gaben, die Gabe der Thränen in der Stimme; aber daß ich weit entfernt sei, ihr zu rathen, jetzt schon eine Sammlung ihrer Gedichte zu veröffentlichen, welche, wie gewisse Wasser, nur an der Quelle gut zu trinken seien.

— Ah! mein Herr, rief sie aus, was sagen Sie mir da! Ich habe nie daran gedacht. Ich, und Bücher schreiben? Mein guter Engel selbst würde sich darüber lustig machen. Ich habe dieses nur am Sonntag gegen die Langweile anstatt eines Spazierganges niedergeschrieben. Die Herren in Aix wissen es nicht einmal. Wenn man ganz allein wie ich auf seinem Zimmer lebt, so fühlt man von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, ganz laut mit sich zu reden, um sich zu überzeugen, daß man lebt. Und sehen Sie, mein Herr, diese Verse sind mein lautes Zwiegespräch mit mir selbst. Wenn ich allzu traurig bin, so tröste ich mich wieder einen Augenblick.

16.

— Sie sind also hie und da traurig? fragte ich sie mit wahrhafter Theilnahme.

— Gottlob nicht oft, mein Herr; ich habe ein glückliches Temperament; aber Jedermann hat seine Plagen, besonders wenn man weder Eltern, noch Familie, noch Gatte, noch Kinder, noch eine Nichte um sich hat, und wenn man des Abends ganz allein in sein Schlafzimmer geht, um am andern Morgen ganz allein aufzuwachen und nur die Klauen seines Vogels auf den Stangen seines Käfigs zu hören!

Wenn sie wenigstens nicht sterben würden, wenn sie wie die Papageien wären, welche man auf dem Quai des Hafens in Marseille sieht, und von denen man sagt, daß sie hundert und ein Jahr leben! Dann wäre man doch sicher, bis zum Ende seiner Tage einen Lebensgefährten zu haben! Aber da hängt man sich daran und er stirbt; an einem schönen Morgen erwacht man und hört seinen Freund am Fenster nicht mehr singen; man ruft ihn mit den Lippen und er antwortet nicht; man geht aus dem Bette, läuft mit bloßen Füßen zum Käfig, und was sieht man? Ein armes kleines Thier, den Kopf auf das Stroh gesenkt, den Schnabel geöffnet, die Augen ge-

schlossen, die Klauen steif und die Flügel ausgestreckt in seinem armen Gefängniß! Adieu, Alles ist vorüber! Keine Freude mehr, kein Leid, keine Freundschaft im Zimmer; Niemand mehr, der uns bei der Heimkehr festlich empfängt! — Ach, das ist sehr traurig, mein Herr, glauben Sie es mir! — Und sie unterdrückte zwei Thränen, die sich unter ihren Augenwimpern bildeten.

— Sie denken an Ihren Distelfinken, Fräulein Reine? sagte ich zu ihr.

— Ach ja, mein Herr; sagte sie beschämt, ich denke immer an ihn, seitdem ich ihn auf diese Weise verloren habe. Sehen Sie, wenn man nicht viele Freunde hat, so hält man um so inniger an die wenigen, welche uns der gute Gott läßt! Dieser liebte mich so sehr! Wir redeten so viel mit einander, wir liebkosten uns so viel! Ach, man sagt, daß die Thiere keine Seele haben! Ich will den lieben Gott nicht beleidigen, aber wenn mein armer Vogel keine Seele gehabt hätte, womit hätte er mich denn so sehr geliebt? Vielleicht mit den Federn oder mit den Klauen? Bah, bah! lassen wir die Gelehrten schwatzen; ich hoffe sehr, daß es im Paradies Bäume und Vögel geben wird, und ich glaube damit nichts Böses zu hoffen. Ist der gute Gott ein Betrüger? Sollte er uns Das lieben lassen, was nur Tod und Täuschung ist?

— Haben Sie, Reine, über diesen Kummer, der Ihr Herz so tief verwundet zu haben scheint, nichts niedergeschrieben?

— Ja, mein Herr, erst am letzten Sonntag, als ich sein leeres Käfig und den trockenen Salat, welcher noch darin hing, betrachtete; und da ich zu Thränen gerührt war, schickte ich mich an, ihm, meinem armen Distelfinken, Verse zu schreiben, als wäre er da gewesen, um sie anzuhören. Aber ich konnte sie nicht zu Ende bringen: es griff mich zu sehr an.

— Sagen Sie mir diese Verse oder wenigstens die, welche

Sie noch im Gedächtniß haben; da und dort ein Fehler schadet nichts; ich wünschte die Gefühle und nicht die Reime zu hören.

Sie suchte einen Augenblick in ihrem Gedächtniß, dann sagte sie mit gerührter und schmeichelnder Stimme, wie wenn sie zum Vogel selbst gesprochen hätte:

Verse an meinen Distelfinken.

Du, dem ein Blick von mir die Flügel schaudern macht',
Der Du ergötztest mich durch Deine Plauderei,
Ach! warum bleibst Du stumm, wenn meine Stimm' Dir ruft?
Geliebtes Vögelein! Die unbarmherz'ge Zeit
Schnitt allzufrühe Dir den Lebensfaden ab!

Besorge nicht, daß ich Dich, weil Du todt, vergesse,
O Du das Süßeste von allen Vögelein,
Sechs Jahre warst Du mir zur Seite immer treu,
Vergaßest selbst für mich die Wiesen und das Feld,
Die Mutter und Dein Nest, erbaut von Stroh und Rohr!

So schnell gewöhnt' ich mich an Deinen Umgang an,
Mein einzig Zeitvertreib war nur das Spiel mit Dir;
Wenn Du im Zimmer mich verlassen, einsam sahst,
So sangst Du mir ein Lied; und unter Deiner Stimm'
Ward mir die Langeweil' zur Freude, zum Genuß!

In Deinem Käfig schien ich zu genügen Dir,
Du kanntest mich sogleich an meinem Schritt und Tritt,
Du riefest mir sogar beim Namen unter Sang;
Sobald Du nur erblickt das Lächeln meines Munds,
So trillertest Du ihn wohl mehr als tausend Mal!

Wie lebten wir zu Zwei so glücklich, engelrein,
Wie gut doch ging es uns beisammen ehemals!
Das Wen'ge, was uns that zu uns'rer Nahrung Noth,
Verdiente ich mir leicht mit meiner Näherei;
Ich dachte: ihm gehört das Brod, das ich verdien'!

Ich wechselte das Korn für Dich, und in Gestalt
Von Garben, welche man verbindet auf dem Feld,
Sahst Du aufhängen mich an Deinem Käfig schön
Ein Herzlein von Salat, und frisches grünes Gras,
Das in Dein Gitter ich verwob zur Speise Dir!

Warum doch weißt Du nicht, wie sehr ich Dich vermiss',
Ach Gott, es war gerad ein Tag, wie dieser jetzt,
Als Du mit Deinem Flug erfreutest mein Gemach,
In welchem ich Dich jetzt vermiss' mit bitt'rem Leid
Allein mit meinem Schmerz der Sehnsucht nur nach Dir!

. . . .

. . . .

Und dieses Gedicht endigte mit zwei oder drei noch traurigeren Strophen und mit der Hoffnung, im Himmel wiederzusehen ihren Vogel, den sie voll Anhänglichkeit unter einem unter ihrem Fenster blühenden Rosenstock begraben hatte, dessen Blüten jedes Jahr dem Distelfinken seine heitersten und liebreichsten Lieder eingegeben hatten. Ich bedaure, sie verlegt oder zerrissen zu haben, als ich Marseille verließ.

17.

Ich dankte Reine für die Gefälligkeit, welche sie gehabt hatte, mir so dieses Herz zu öffnen, in welchem die Liebe zu einem Vogel eine so große Stelle einnahm. Frau von Lamartine trat herein, empfing sie mit jener zarten Herzlichkeit, welche alle Schüchternheit einer Fremden benimmt, und führte sie zum Essen mit uns unter einen Pimpernußbaum, wo der Wind von der See her Kühlung wehte und so milde Weisen sang, als der Schatten des Distelfinken von Reine in ihrem Dichterohr. Da meine Frau gewohnt war, mit den Bäuerinnen von Saint-Point und Milly zusammen zu leben, durfte sie nur die Landschaft ändern, um sich in Gesellschaft mit den gewöhnlichen Gesellschafterinnen ihres ländlichen Lebens zu glauben. Reine liebte sie gleich beim ersten Anblick, schloß sich an sie durch den Einklang guter Herzen an, und schreibt ihr unterdessen regelmäßig ein oder zweimal im Jahr, um ihr ihre Wünsche, welche sie in kleine Näharbeiten mit eigener Hand verwoben hat, zu übersenden.

18.

Nach dem Essen setzten wir uns alle Drei auf die Bänke einer leeren Barke, die am Ufer des Meeres gescheitert war. Wir nahmen, als wären wir schon alte Bekannte, unsere Unterhaltung mit Reine Garde wieder auf, während wir mit dem Schaume spielten, welcher an dem mit Sand verschütteten Kiel des Fahrzeugs zerfloß.

— Sie lesen also sehr gerne? Und Sie müssen viel gelesen haben, da Sie so ganz allein gelernt haben, Ihre Sprache so gut zu sprechen, und Ihre Gefühle in so harmonischen Versen wiederzugeben.

— O ja, Madame, sagte Reine, lesen ist mein größtes Vergnügen außer dem Beten zu Gott und dem Arbeiten, um dem Gesetze der Vorsehung zu gehorchen. Wenn man mit Anbruch des Tages aufgestanden ist, und wenn man so lang fortgenäht hat, bis Einen der Schatten der Nacht einen schwarzen Faden von einem weißen nicht mehr unterscheiden läßt, so fühlt man sehr das Bedürfniß, die Hände etwas ruhen zu lassen und seinen Geist zu beschäftigen. Leute wie ich haben keine Gesellschaft, wir haben nur einen guten Morgen und einen guten Abend unter der Thürschwelle mit den Nachbarn und Nachbarinnen, und dann kehrt Jedermann in sein Eigenthum zurück, die Einen, um das Nachtessen zu bereiten, die Andern, um ihre Kinder schlafen zu legen oder zu trinken zu bieten; diese, um sich in der Familie zu erholen, jene, um einzuschlafen und für die Arbeit des kommenden Tages neue Kräfte zu sammeln. Es gibt auch Welche, die sich an Orte begeben, wo man seine Zeit und seine Jugend verliert, in die Kneipen, Weinhäuser oder Cafés. Was sollen dann arme ehrliche Mädchen, wie wir, am Rest des Abends anfangen, besonders im Winter, wenn die Tage kurz sind? Man muß wohl lesen oder zu Stein werden, indem man seine vier weißen

Wände ansieht, oder seine beiden Stückchen Holz im Feuer brennen sieht?

— Was können Sie aber lesen? fragte meine Frau.

— Ah, das ist eben das Schlimme, Madame, antwortete Reine; man muß lesen, und man hat nichts zu lesen. Die Bücher wurden für Andere gemacht; außer den Evangelisten und dem Verfasser der Schrift von der Nachfolge Jesu Christi haben die Schriftsteller nicht an uns gedacht, als sie ihre Schriften verfaßten. Die Schriftsteller, die Dichter, die Männer, welche Gedichte, Tragödien, Komödien, Romane gemacht haben, waren allzumal aus einem höheren Stande als wir, oder waren wenigstens aus unserem niedrigen, arbeitenden Stande ausgetreten, um sich zu der Gesellschaft der Könige, der Königinnen, der Fürstinnen, der Höfe, der Salone, der Mächtigen, der Reichen, der Glücklichen, der in Muße und Luxus lebenden Klassen in ihrer Zeit und ihrem Lande zu erheben.

— Sie mußten Euch natürlich vergessen, sagte ich zu ihr, Euch bei Seite lassen und sich bemühen, in ihren Schriften und Gedichten den Hochgestellten zu gefallen, in deren Umgang sie lebten; sie mußten also auch ihre Gedanken haben, sich zu der Höhe ihrer Bildung und ihres Geschmackes erheben, ihre Sprache reden und ihre Sitten schildern. Diese Bildung aber, diese Wissenschaft, dieser vervollkommnete delikate und launische Geschmack dieser höheren Stände, diese Sprache und diese Sitten konnten nicht die Eurigen sein, Ihr armen Leute, zumal am Anfang und ehe die dem Volke gegebene Erziehung Euch Geschmack am Schönen gegeben hatten. Die Alten hatten wohl Sklaven, einen Epictet, Aesop oder Terenz, welche Schriftsteller, Philosophen und Dichter wurden; aber sie hatten keine Sklavenliteratur. Sie hatten einen Sokrates, aber dieser mußte dem Volke erst durch Platon verständlich gemacht werden; einen Platon, welcher erst durch seine noch immer sehr

gelehrte Schüler entwirrt werden mußte; einen Cicero, der nur nach Platon und für die Scipionen, die Atticus, die vollendetsten und feinsten Gelehrten Roms schrieb; einen Virgil, der seine Hirtengedichte den Fürstinnen am Hofe von Augustus vorlas, aber den die wahren Hirten und die wahren Hirtenmädchen nicht verstanden hatten; einen Horaz, der nur von Wein, Muße und leichtfertiger Liebe sang, während das Volk seines Tiburs seinen eigenen Schweiß mit dem Wasser seiner Cascaden trank. Er trank davon das Murmeln mit seinen Ohren, aber die Feldbebauer, die Arbeiter, die römischen Steinmetzen tranken davon nur das lautere Wasser. Seine Verse waren so verborgen, so doppelsinnig und so voll an Bildern, welche von Griechenland oder der Geschichte entlehnt waren, daß das Volk seiner Zeit sie weder singen noch verstehen konnte. Und seither war es fast überall das Gleiche.

— Das ist wahr, sagte Reine; mit Ausnahme Robinsons und des Lebens der Heiligen, was wurde denn sonst für Leute unseren Standes geschrieben?... Ach ja, es gibt noch Telemach und Paul und Virginie, fügte sie hinzu, das ist wahr; das ist sehr unterhaltend und rührend, besonders Paul und Virginie. Jedoch Telemach behandelt die Frage, wie man ein Volk regieren müsse und das geht uns nicht viel an; dieses Buch wurde für die Erziehung eines Enkelsohnes eines Königs geschrieben, das ist nicht unser Stand, nicht wahr Madame? das andere Buch rührt wohl das Herz von Jedermann, es sagt wohl, wie man sich liebt, wie man nicht Eines ohne das Andere leben kann, wie man wünscht, sich zu heirathen um glücklich zu sein, und wie man von ehrsüchtigen Eltern getrennt wird, welche mehr Reichthum als Glück für ihre Kinder wünschen. Aber Fräulein Virginie ist eben doch auch die Tochter eines Generals; sie hat eine Tante, welche aus ihr eine vornehme Frau machen will; man thut sie deßwegen in ein Kloster; alle ihre Abenteuer, so schön

sie auch sind, sind nicht die unsrigen. Es sind Gemälde von Dingen, die wir nicht gesehen haben und die wir bei uns nie sehen werden in unsern Familien, unsern Haushaltungen und unserm Stande. Das liegt über unserer Hand, Madame, wir können es nicht erreichen. Wer macht doch Bücher oder Gedichte für uns? Niemand! außer denen, welche Almanache schreiben, aber Leute, welche sie mit Dummheiten nnd Witzen füllen, die sie aus dem alten Jahre für das neue zusammenfügen; Leute, welche Romane dichten, welche die Mädchen vor ehrsamen Familienmüttern verbergen müssen, und Leute, welche Gedichte schreiben, welche keusche Lippen nicht singen können. Ich rede nicht von Herr Béranger, welcher, wie man sagt, wohl einige auf dem Gewissen hat, aber welcher jetzt die Weisheit und die Güte seines Herzens in Strophen legt, die zu schön sind, um gesungen zu werden! Ach, wann wird es doch auch einmal eine Bibliothek für uns arme Leute geben? Wer wird uns das Almosen eines Buches schenken?

19.

Sie sagte dieses mit einem richtigen Urtheil, das über ihre Erziehung ging und mit einem Tone, welcher so sehr von der geistigen Armuth der Klassen, zu denen sie gehörte, durchdrungen war, daß mich dieses bestimmte, einen Augenblick über die Wahrheit und Wichtigkeit ihrer Bemerkung nachzudenken.

— Ich habe schon einige Male daran gedacht, sagte ich, indem ich mich an meine Frau und an Reine wandte, aber niemals so ernstlich als jetzt, wo ich höre, was Sie so eben gesagt haben. Es ist in der That wahr: das Volk, welches sich belehren, zerstreuen, durch die Phantasie hinreißen lassen, durch das Gefühl besänftigen, durch den Gedanken sich erheben will, muß an Schwäche sterben oder mit Gift sich berauschen, wenn man diesem Uebelstande nicht abhilft. Die Gesellschaft

muß sich damit beschäftigen oder Gott muß ein populäres Genie erwecken, einen Homer unter den Arbeitern, einen Milton unter den Landbebauern, einen Tasso unter den Soldaten, einen Dante unter den Kaufleuten, einen Fenelon in der Hütte, einen Racine, Corneille, Buffon in der Werkstätte, damit er allein thue, was die eigennützige oder träge Gesellschaft nicht thun mag, und einen Anfang einer Literatur, Poesie und eines Gefühllebens des Volkes schaffe!

Ich gehe in diesem Augenblick in Gedanken alle Bücherständer einer gut zusammengesetzten Bibliothek durch. Ich lege in Gedanken die Hand auf alle Hauptnamen, die sie bevölkern, und suche eine Sammlung von Bänden zusammenzustellen, welche das innere Leben einer ehrbaren Familie von Landbauern, Dienern, Arbeitern, Männern, Frauen, Kindern, Mädchen und Greisen speisen können; Schriften, die man auf dem Tisch liegen lassen kann, und mit denen Jeder im Stillen sich zu unterhalten vermöge am Sonntag oder am Abend, ohne daß man nöthig habe, sie zu übersetzen oder sie ihm zu erklären, damit er sie verstehe. Was finde ich aber unter meiner Hand?

20.

— Hier ist die Bibel; gewiß ein schönes Buch, voll von volksthümlichen Erzählungen, als die Kindheit des Menschengeschlechtes; aber voll von Mysterien, von sittlichen Aergernissen, von Verbrechen und Abscheulichkeiten, welche den Geist, das Herz und die Sitten verschlechtern würden, wenn man sie ohne Erklärung und ohne Verkürzung in die Hände der Kinder und in die historische Unkenntniß der Massen gäbe. Da ist Homer, Platon, Sophokles, Aeschylus! Aber sie gehören andern Epochen, andern Sitten, einer andern Sprache an; sie sind Griechen. Nichts! Da ist Virgil, Horaz, Cicero, Juvenal, Tacitus! Aber sie sind Lateiner! Das Volk versteht

ihre Sprache nicht. Nichts! Da ist Milton, Shakspeare, Pope, Dryden, Lord Byron, vor Allen Crabbe! Das sind Engländer. Nichts! Da ist Tasso, Dante, Petrarka, drei bewunderungswürdige Dichter. Aber sie sind Italiener. Nichts! Da ist Schiller, Göthe, Wieland, Geßner. In ihnen finden sich schöne Seiten für das Volk, denn die deutsche Poesie steigt zu ihm hera , weil das Volk zu ihr hinaufsteigt. Aber sie sind Deutsche. Nichts! Da ist Cervantes, Calderon, Lope de Vega! Aber das sind Parodien der Ritterzeit, von welchen unsere Zeit sich nicht zu befreien hat; zudem sind es Spanier. Nichts! Da sind die großen und erhabenen orientalischen, indischen, persischen und arabischen Poesien. In ihnen liegen tiefe Schätze der Phantasie und des menschlichen Geistes vergraben, mit denen man die Barren für die künftigen Geschlechter der Menschheit ausprägen könnte! Aber es sind Perser, Araber, Indier; es bedarf Bergleute und Münzarbeiter dieser Dichtungen; sie sind noch nicht gekommen. Nichts!

Da sind unsere alten französischen Dichter; es sind nur Romane des Ritterthums, cynische Abenteuer, galante und fade Reime an phantastische Amaryllis oder an Schönheiten des Hofs gerichtet. Nichts! Da ist Pascal; scholastische Polemik über feine Unterscheidungen der dem schlichten Verstand unverständlichen Dogmen, oder einige Gedanken, erhaben ausgedrückt, aber erhaben, wie der Abgrund durch seine unbekannte Tiefe und durch die Verzweiflung erhaben ist! Dieses Buch würde Narren bilden, wenn es nicht Anachoreten bildete. Nichts! Da ist Bossuet, eine prophetische Sprache, biblische Beredsamkeit, systematische Geschichte, welche die Welten um ein Volk der Einöde sich drehen läßt, ein Redner, der über dem Haupte der Könige donnert, aber mit einer zugleich strengen und gewandten Gefälligkeit seine Blitze über den Höfen leuchten läßt, und der nur das Volk mit seinen Blitzen erschlägt, welches er mit Geist und Körper dem modernen

Cyrus ausliefert; eine Auswahl, Fragamente, Muster des Genius der Sprache und der Rede. Nichts Anderes! Da ist Fenelon; viel zu gebrauchen im Telemach und in den Correspondenzen — die religiöse Seele, die menschliche Philosophie, die Grazie, die Salbung, der Duft der Tugend; aber Seiten und nicht ein Buch für das Volk! Da ist Corneille; aber er ist ein politisches, resumirendes Talent, welches für das menschliche Herz zu hoch schlägt. Einige Scenen, einige Maximen, einige Ausbrüche in Versen! Nichts weiter. Das Volk lebt von den Einzelnheiten des Gefühls und nicht von Resumés. Der Genius liegt für das Volk in der Seele; der von Corneille wie der von Tacitus liegt in dem Wort! Da ist Racine; er war dazu geschaffen, um ein Volksdichter zu werden; unglücklicherweise gab es zu seiner Zeit kein Volk. Die Höfe nahmen ihn in Beschlag, sie mögen ihn behalten. Für die Massen kann man aus ihm nur seine beiden biblischen Tragödien, Athalie und Esther, auszeichnen, weil hier seine Poesie, indem sie religiös war, auch populär wurde. Das Uebrige gehört in die Salons.

Da ist Voltaire! ein encyclopädischer Geist, aber immer Geist, Verstand, Klarheit, Kritik, Satire, Feinheit, Spott, Jovialität, hie und da Cynismus! Niemals Seele, Zärtlichkeit, Liebe, Frömmigkeit und Mitleiden, diese Gaben des Genius für die Leidenden; ein Philosoph der Glücklichen, Aristokrat der Gebildeten, Dichter des Halbdunkels, wenig zu brauchen für die, welche einfachen Herzens sind, ein Glanz der Bibliotheken, der auf dem Felde unter Gottes freiem Himmel oder in die Mansarde der Armen versetzt erlöscht!

Da sind alle unsere Geschichtschreiber! Auch nicht einer für das Volk, seit den Chronikschreibern: Montesquieu zu hoch; Roland, ausgezeichnet, aber zu sklavischer Uebersetzer des Alterthums und zu lange für die Leser, welche ihre Stunden zählen!

Da sind unsere Romanschreiber! Sie wählen alle ihre Personen aus den höhern Ständen der Gesellschaft, und geben dem Gefühl den Jargon des Salons, anstatt der unverbildeten Natur! Nichts, oder fast Nichts.

Da sind unsere Philosophen! Descartes, Malebranche, Cordillac und alle Modernen; man kann sie wieder drucken lassen, so oft man will, das Volk wird sie doch nicht lesen, weil die Volksphilosophie nicht im Verstande, sondern im Gefühle wurzelt. Seine Dialektik ist ein Instinkt; seine Logik ist ein Eindruck; sein Schluß ist eine Thräne! Das Alles findet es hier nicht! Es kennt von J. J. Rousseau nur die hundert ersten Seiten des Savoyarden-Vicars und einige Kapitel der Bekenntnisse, wo es einen talentvollen Uhrmacher mit seinem Elend und seinem Gefühle, das er in sich selbst erkennt, im Streite findet. Von Chateaubriand liest es nur René und Atala, wo die Philosophie in Thränen eingerührt, und wo die Frömmigkeit mit der Liebe verschmolzen ist. Nichts!

Da sind unsere Theater. Sie wurden für die Höfe oder für die ausschließlich gebildeten Stände geschrieben. Der Beweis, daß das Volk fühlt, daß sie für es nicht recht gemacht sind, ist, daß es dieselben den akademischen Scenen überläßt und für sich das Melodrama erfunden hat, weil sein wahres Drama für es noch nicht erfunden ist. Nichts!

Da sind unsere Gelehrten! Sie schreiben in algebraischen Formeln, und mit einer gallo-griechischen Terminologie, welche die Naturwissenschaften zu Mysterien für alle Nicht-Eingeweihten macht. Derjenige, welcher die praktische Wissenschaft in gemeinfaßliche und den Ungebildeten verständliche Sprache übersetzen kann, ist noch nicht gekommen. Ich täusche mich, es fängt in England in dem Sohne Herschels an aufzutauchen. Auch hier noch nichts!

21.

Von allem also, was eine vollständige Bibliothek für einen gebildeten Mann oder für eine Akademie ausmacht, könnte man kaum fünf oder sechs französische Bände zum Gebrauch und Verständniß der ungebildeten Familien in der Stadt oder auf dem Lande ausziehen, und selbst dieser Auszug ist nicht im Geist und den Sitten dieses vernachlässigten Theils der Bevölkerung geschrieben. Und doch lehrt man ihn lesen, ohne ihm aber nachher die Möglichkeit zu geben, etwas Anderes zu lesen, als für andere Leser geschriebene Schriften, oder die vom Laster und Cynismus erröthenden Blätter, die man ihm zur Speise hinwirft, wie man einem Kinde nur Waffen gäbe, damit es sich verwunde!

22.

Diese Bemerkungen machten auf mich einen sehr betrübenden Eindruck, während ich das unschuldige und leidende Angesicht von Reine betrachtete, einer schmachtenden Seele, die umsonst Quellen sucht, an denen sie diesen allen Menschen von Natur angebornen Durst zu erkennen und zu lieben stillen könnte. Ich sagte zu ihr:

— Aber was wäre nach Ihrem Dafürhalten, Reine, die Bibliothek, welche man für Familien Ihres Standes bilden sollte? Hier ist ein Katalog; suchen Sie einmal selbst darin auszuwählen.

Wir versuchten mit einander eine Auswahl, und wir konnten es nie über fünf oder sechs Bücher bringen, welche sich dazu eigneten, und die ich bereits angeführt habe.

— Man müßte sie erst erfinden, mein Herr, denn entschieden bestehen sie nicht in unserer Sprache. Es gibt Hunderte und Tausende von Büchern für Sie; für Leute wie ich gibt es nur einzelne Seiten.

— Vielleicht, antwortete ich ihr, dürfte der Augenblick, sie

zu schreiben, in der That gekommen sein, denn jetzt kann Jedermann lesen, Jedermann gibt vermöge einer im Wachsen begriffenen Moralität in den Massen, die den ehemaligen Lastern und Wollüsten entzogene Zeit der geistigen Ausbildung zurück; der allgemeine Wohlstand nimmt durch den Zuwachs der Arbeit und der Industrie auch zu; die Regierung sieht sich genöthigt, sich zu erweitern und Jeden aufzurufen, daß er einen kleinen Antheil am Recht, an der Wahl, am Willen, an der zum Besten des Landes angewandten Erkenntniß übernehme; alles dieses setzt voraus und erfordert auch einen unendlich wichtigeren Theil der Zeit, der der Lektüre gewidmet sei, dieser einsamen Belehrung im Schooße jeder Familie. Der Gedanke und die Seele müssen ein doppeltes Stück Arbeit in allen Ständen der Gesellschaft erhalten. Die Bücher sind die Handwerkszeuge dieser geistigen Arbeit. Sie bedürfen Handwerkszeuge, die sich für Ihre Hand eignen.

— Das ist ganz richtig, sagte sie.

23.

Während aber also aus verschiedenen Gründen das Bedürfniß, zu lesen, bei dem Volke sich steigert, wächst auch in gleichem Verhältniß unter den gebildeten Ständen das Talent und das Bedürfniß, zu schreiben. Für einen Schriftsteller, den es ehemals gab, gibt es deren heute hundert oder tausend.

— Warum doch? fragte sie mich mit erstaunter Miene.

— Aus demselben Grunde, welcher sie bestimmte, Ihre Verse an den Distelfinken und Ihre übrigen kleinen Poesien niederzuschreiben; weil in der gebildeten Masse des Volkes mehr Gedanke, mehr Gefühl, mehr Begeisterung, mehr Kenntnisse, mehr freie Zeit, mehr Bedürfnisse, zu schaffen, vorherrschen als vor einem Jahrhunderte. Die Revolution hat mehr unbebaute Stellen auf dem Boden der Menschheit urbar gemacht. Was nicht vegetirte, vegetirt; was nicht schaffend

wirkte, schafft. Man hat Gedanken ausgestreut und der Verstand trieb Blüten und Frucht.

Da sich ferner die klassische Bildung unermeßlich vermehrte, so ging aus den jährlichen Studienjahren eine Elite von jungen talentvollen, geistreichen, in der Feder gewandten Männern hervor, welche nicht wissen, was sie mit diesen Anlagen anfangen sollen, wenn sie sich nicht damit einen Namen, Vermögen und Ruhm erwerben. Die Kirche, welche sie beim früheren Zustand der Dinge in der großen Mehrheit verschlang, welche sie durch ihre Wohlthaten und ihre einträglichen Stellen bereicherte, verschlingt sie nicht mehr; das Kaiserreich, welches sie in seinen Armeen verschlang, mähet sie nicht mehr reihenweise dahin. Nur noch zwei Laufbahnen stehen ihnen offen: der Staatsdienst oder die Literatur. Sie schreiben Journale, Artikel, Romane, Gedichte, Bücher. Die große Menge dieser Schriftsteller, welche sich zu den Thoren des Ruhmes drängen, hindert zu bemerken, wie viel Talente jeder Art in dieser Menge schwimmen, und wie dieses Jahrhundert, das man der Unfruchtbarkeit anklagt, wie man denselben Vorwurf in allen Zeiten hört, an neuem Lebenssaft von Kraft, Abwechslung, Originalität und Genie übersprudelt. Es wird heutigen Tages in Frankreich und in Europa jeden Morgen mehr Arbeit und literarisches Talent in den Fragamenten verwendet, welche am Abend den Boden eines Café oder Lesekabinets bedecken, als nöthig wäre, um ein herrliches Buch zu schreiben und den Namen eines großen Schriftstellers zu begründen. Ich, der ich mit Ihnen rede, erhalte wöchentlich mehr Poesie, mehr Politik oder mehr Philosophie, die mir im Vertrauen durch die Post zugeschickt werden, als ein dicker Band in seinen Blättern beherbergen könnte. Der menschliche Kopf und das menschliche Herz sind zwei in Bewegung gesetzte Werkstätten, in denen größere Werke zu Tage gefördert werden, als vielleicht in irgend einer andern Epoche des Menschengeschlechts. Alle diese

geistige Arbeit sucht nun natürlich ihren Absatz. Sie hat ihn noch nicht gefunden und deßwegen erschüttert, beunruhigt und bedroht sie mit Ausbruch das Land; aber sie wird ihn finden, denn es gibt eine Vorsehung der Geister, wie es eine Vorsehung der Jahreszeiten gibt, vergessen Sie es nicht; Gott läßt nicht mehr Mägen entstehen als es Kornähren gibt, und nicht mehr Kornähren als es Mägen gibt. Alles steht miteinander im Zusammenhange in der geistigen Natur wie in der physischen. Wenn Sie ein großes Bedürfniß sich geltend machen sehen, so seien Sie gewiß, daß Sie auch eine große Kraft auftreten sehen, um es zu befriedigen; und wenn Sie eine große unbeschäftigte Kraft sich bilden sehen, so seien Sie gewiß, daß Sie auch ein großes Bedürfniß entstehen sehen, um jene zu verwenden.

Die Volksbücher werden entstehen unter allen Formen, sobald man eingesehen haben wird, daß das Volk das Bedürfniß, zu lesen, hat, und damit die nützliche, ehrenwerthe und gesunde Verwendung jener Talente, welche das Bedürfniß, zu schreiben, haben. Ebenso wie die politischen Rechte durch liberale Institutionen, Wahlgesetze, constitutionelle und republikanische Verfassungen sich geltend machen werden, ebenso werden die geistigen Kräfte durch die Erziehung, die Bildung, die Literatur des Volks sich geltend machen.

— Ei! das ist wahr, sagte Reine, ich hatte noch nie daran gedacht. Warum sollte man denn auch jetzt, da wir Alle lesen können, nur für die Salone und Akademien schreiben? Ist denn das Volk in den Städten und auf dem Lande nicht ein größeres Publikum als das andere, da man doch sagt, wir seien so viele Millionen Landleute, Handwerker, Fabrikarbeiter, Bediente, Frauen und Kinder im Lande?

24.

— Ja, Reine, erwiderte ich, bezweifeln Sie es nicht,

die Aera der Volksliteratur ist im Anzug; und wenn ich sage Volksliteratur, so verstehen Sie mich wohl, daß ich von der gesundesten und reinsten Literatur rede, denn ich verstehe unter Volk das, was Gott, das Evangelium, die Philosophie darunter verstehen, und nicht die Demagogen: den zahlreichsten und darum auch wichtigsten Theil der Menschheit. Wenn die neuen Institutionen nicht verschwinden und augenblicklich unfruchtbar gemacht oder in Tyrannei verwandelt werden, so gibt es in zehn Jahren eine Buchhandlung des Volks, eine Wissenschaft des Volks, einen Journalismus des Volks, eine Philosophie, eine Poesie, eine Geschichte, Romane des Volks, eine dem Geiste, dem Herzen, der Muße, dem Stande des Volkes in allen seinen Abstufungen entsprechende Literatur.

— Aber Wer soll uns dieses Alles schaffen? sagte sie mit einem Ausdruck, in dem sich Freude und Unglauben zugleich kundgaben.

— Wer Euch dieses schaffen soll? antwortete ich; die Größten unter denen, welche gelehrt sind, denken, singen, schreiben. Wie es vor einigen Jahrhunderten eine Ehre war, die Höfe zu unterrichten, mit Königen zu reden, den damals allein erleuchteten Höhepunkten der Welt zu gefallen, ebenso wird es eine Ehre und bald eine Tugend sein, die Kleinen zu unterrichten, mit den Massen zu reden, dem ehrsamen Volke zu gefallen, unter dem sich der Geschmack am Guten und Schönen durch Unterricht und Lektüre verbreiten wird. Der Ruhm wird sich mit dem Auditorium wo anders hin wenden, das ist die ganze Veränderung: er war oben, er wird sich nach unten wenden. Das Genie wendet sich instinktmäßig immer dahin, wo der Ruhm ist. Der Ruhm wird dann der Name eines Schriftstellers auf den Lippen Eurer Frauen, Kinder, Greise, in Euren Hütten, Mansarden und Werkstätten sein! Warum will man gelesen werden? Um hie und da bewundert zu werden, noch öfter, um von Denen, welche uns lesen, ver-

standen, mit dem Gefühl erfaßt und geliebt zu werden. Sollte es aber für einen Dichter nicht süßer sein, seine Verse im Gedächtniß von dreißig oder vierzig Millionen Menschen zu wissen, als in den Bücherständern des Luxus von fünf oder sechstausend Bibliotheken? Sollte es für einen Schriftsteller nicht süßer sein, der Familie jener vierzig Millionen Menschen anzugehören, an ihrem Tisch, bei ihrem Handwerkzeug, an ihrem Pfluge, an ihrem Heerde zu sein, als einen Sitz in einer Akademie von vierzig Individuen, wie er, zu haben und eine Pension eines Hofes zu beziehen oder auf dem Budget eines Ministers zu stehen? Was würden Sie für sich selbst wählen? fragen Sie sich einmal. Was würden Sie vorziehen, Ihre Verse im Munde einer Million kleiner Kinder zu wissen, die Ihre Strophen am Schluß ihrer Gebete oder vor den Knieen ihrer Mutter hersagen, oder sie auf schönem Papier gedruckt und in schönen Maroquin eingebunden auf den Bücherständern einiger Liebhaber der Poesie zu wissen?

— O! Ich ziehe das Gedächtniß der Kinder und armen Leute vor! rief sie aus; das ist eine lebendige Ausgabe.

— Auch eine liebende, dürfen Sie hinzusetzen, erwiderte ich.

— Ja, am Ende bleibt nur dieses, nicht wahr, Madame? antwortete sie, indem sie sich zu meiner Frau wandte. Jeder Ruhm, der sich nicht in Freundschaft verkehrt, ist ein todtes Samenkorn, ein Licht, das nicht erwärmt; der Herr redet wahr.

25.

Ich wollte noch weiter gehen und dem wahren Geschmack und dem wahren literarischen Gefühl im Volke, in dem Herzen selbst dieses ausgezeichneten Mädchens, die unter der dienenden Klasse geboren war und unter den Handwerkern lebte, den Puls fühlen.

— Was denken Sie, Fräulein Reine, fragte ich sie, von der Art und Weise der Schriften, welche den Sitten, Gefühlen

und dem Geiste der Leute Ihres Standes entsprechen? Was wären die ersten und besten Schriften, welche man, wenn man das Talent dazu hätte, für den Anfang für die Bauern, die Bedienten, die Handwerker, die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder, kurz für alle Die schreiben müßte, welche wenig zu lesen haben, und die bis jetzt wenig gelesen haben?

— Ah! Mein Herr, das kann ich nicht so genau angeben; das ist sehr schwer zu sagen. Man hat keinen Geschmack, wenn man ihn noch nicht geübt hat.

— Nun, so urtheilen Sie einmal nach Ihnen selbst und antworten Sie mir. Welcher Art wäre das Werk, welches Ihre Seele, so wie sie ist, oder so wie sie war, ehe sie die Bücher, welche man Ihnen geliehen hatte, in sich aufgenommen hatte, anziehen und fesseln, lebendig und mächtig ergreifen würde?

Wäre es eine schöne Philosophie, welche zugleich der Religion und dem Verstand zusagte, welche in kurzen, erhabenen, sonnenklaren Maximen die großen Prinzipien der menschlichen Weisheit und der von Jahrhundert zu Jahrhundert im Verständniß und im Gewissen des Menschengeschlechts vervollkommneten Tugend aufstellte; ein Katechismus des menschlichen Gedankens?

— Ja, sagte sie ohne Enthusiasmus, das wäre kein übles Unternehmen. Aber die Maximen ... das ist ein wenig kalt, mein Herr, für uns; das sind Gedankenstücke, welche man wohl einen Augenblick in seiner Hand hin und her bewegt, um sie glänzen zu sehen, aber das sind keine Personen. Leute wie wir schließen sich bloß an Personen an, weil man sie hassen oder lieben kann; aber Gedanken ... Das liebt und das haßt nicht; das ist todt! Wir würden etwas Anderes vorziehen.

— Eine schöne allgemeine Geschichte, sagte ich zu ihr, recht klar, recht zusammenhängend, gut erzählt, in Aeste ausgebreitet, wie die Zweige dieser Platane vor uns, wo die Wurzeln aus der Erde hervorgingen, der Stamm aus den Wurzeln,

die Aeste aus dem Stamm, die Zweige aus den Aesten, und die Euch mit dem Auge verfolgen ließen alle große Familien des Menschengeschlechts seit den frühesten Zeiten bis heute; mit den Fortschritten, dem Verfall, dem Tod und der Wiedergeburt der Menschenstämme, der Ideen, der Religionen, Institutionen, Künste und Handwerke? Würde Euch dieses behagen?

— Nicht Allen, mein Herr; gleichwohl wäre das nützlich für die jungen, ein wenig unterrichteten Leute und für die Greise, welche in der Vergangenheit leben; aber die Masse, die Frauen, die Töchter, die Kinder würden dieses Buch nicht viel lesen. Es liegt uns zu ferne, es geht uns zunächst nichts an, und zieht an den Augen vorüber wie ein Strom, welcher unsern Geist blendet und überwältigt; wir würden eine Handvoll Wasser vorziehen, das in einer kleinen uns zugänglichen Quelle geschöpft wäre. Was groß ist, ist groß, aber wie der Himmel; das ist verwirrt, und wie man zu sagen pflegt, sieht man davon nur Sterne.

— Ein Abriß aller Wissenschaften und aller Künste, die einfach und bestimmt entwickelt sind, so daß man begreiflich macht, was Alles der Mensch entdeckt, erfunden, erdacht, vervollkommnet hat in allen Gebieten der Kunst und Industrie, das wäre gut. Das würde Euch eine Idee von Euch selbst, eine Achtung vor Euren Anlagen, eine Hoffnung und ein Verlangen, immer weiter zu kommen, einen Wetteifer von Jahrhundert zu Jahrhundert erwecken; und dann würde dieses viele falsche Vorstellungen Euch benehmen, welche Ihr über viele natürliche oder künstliche Phänomene habt, welche Ihr für Zauberei haltet?

— Ja, das wäre auch gut; aber das gefiele nur den Fleißigen unsers Standes, und wir haben nicht Zeit zu studiren, um zu studiren. Und wenn wir es gelesen hätten, was bliebe uns in der Seele zurück? Eine Wolke von Worten, von Linien, von Dingen, von Thaten und Maschinen, welche sich

in unsern Gedanken verworren durch einander mengten. Wir haben an unserm Handwerke genug, und brauchen nicht die Handwerke aller Andern zu verstehen.

— Schöne Gedichte, wie die von Virgil, Homer, Tasso, welche in Versen die Schlachten der Heroen, die Belagerungen und Brände von Städten, die Vernichtung von Armeen, die Eroberungen der Völker erzählen?

— Wir würden das ganz und gar nicht lesen, mein Herr. Das war gut zu den Zeiten der Griechen und Römer, wo die Nationen nur daran dachten, sich zu bekämpfen und die Völker an alle Arten von Fabeln, Göttern, Göttinnen und vom Himmel herabgestiegene Wesen glaubten, um mit diesen gegen jene zu streiten. Jetzt glaubt das Volk an diese Dichtungen der Dichter nicht mehr; es will, daß seine Dichter ihm Wahres und Schönes singen; sonst hört es sie nicht an.

— Und schöne Romane, wo man Herren und Damen sieht, die sich lieben, mit einander reden, sich Liebesbriefe schreiben, sich täuschen, sich entzweien, sich wieder aussöhnen, und die nach vier Bänden voll von Mißverständnissen und Abenteuern damit endigen, daß jene Leute sich heirathen, und reich und glücklich in einem prachtvollen Palast zu Paris oder in London leben?

— Das wäre, mein Herr, als ob man zu uns in einer chinesischen oder japanesischen Sprache reden würde; davon verstehen wir rein gar nichts. Ja, Romane von Kammerjungfern oder Nähterinnen, diese würden wir mit Vergnügen lesen. Es gibt Schriftsteller genug, die uns nur zu viele Romane von jener Art schreiben; aber wollte Gott, daß sie uns keine schrieben, oder andere! denn das ist, mein Herr, die Pest der armen ehrsamen Familienmütter. Sie müssen immer in den Taschen ihrer Söhne oder Töchter suchen, um diese schlechten kleinen Bücher zu erhaschen und ins Feuer zu werfen. Ist es möglich, daß es geistreiche Schriftsteller gibt,

denen es Vergnügen macht, also Gift in die jungen Herzen zu werfen, wie man Arsenik in die Knöpfe eines Blumenbouquets streuen würde, um den Tod einathmen zu lassen, während man balsamische Gerüche aufnehmen will! Oh! nein! das eben ist das Unglück, daß man für uns viele Bücher schreibt, aber diese Bücher sind gegen uns! Und dann reden noch diese Herren von armen Leuten, welche ihre Kinder verkaufen; aber Wer hat denn das Geld, mit welchem man sie kauft, gemacht, wenn nicht eben sie mit ihren Romanen für zwei Sous?

— Aber einfache, wahre und gleichwohl interessante Geschichten, die aus dem Alltagsleben, den Sitten, Gebräuchen, Handlungen, Familien, dem Elend und dem Glück und fast der Sprache des Volkes selbst entlehnt sind, eine Art Spiegel ohne Einfassung von seinem eigenen Leben, in welchem es sich selbst in seiner ganzen Naivetät und seiner ganzen Reinheit sehen würde; aber der, statt seine grobe Gebrechen und Laster, vorzugsweise seine guten Gefühle, seine Arbeit, seine Aufopferung und seine Tugenden abspiegeln würde, um ihm mehr Achtung vor sich selbst und das Streben nach seiner sittlichen und literarischen Vervollkommnung einzupflanzen? Was halten Sie davon?

— Ach, mein Herr, rief sie aus, ich meine, daß das in der That diejenigen Bücher wären, welche die Handwerker, zumeist die Frauen und Kinder der Handwerker anziehen würden. Und da Sie wohl wissen, daß das Weib das Gefühl der ganzen Familie ist, so ist es, wenn die Frau oder das Mädchen des Hauses ein Buch liest, als ob Vater und Bruder es gelesen hätten. Wir, mein Herr, sind das Herz des Hauses; was wir lieben, lieben die Mauern. Der Lehrer des Verstandes ist in der Schule, aber der Lehrer der Seele ist im Innern der Familie. Er ist die Mutter, die Frau, die Tochter oder die Schwester des ehrsamen Arbeiters; sie sind seine

wahrhaftigen Musen, wie man diese inneren Eingebungen in der Akademie von Marseille heißt. Was sie ausathmen, wird von allen ihren Angehörigen, von allen ihren Freunden, vorzugsweise eingeathmet. Sie sind es, wie ich so oft in den Abendunterhaltungen der Arbeiterfamilien beobachtete, welche das Buch auswählen, welche am Sonntag die Lampe anzünden und sagen: „Ich will Euch eine Geschichte lesen; höret mir aufmerksam zu!“

— Nicht wahr, diese Geschichten müßten in der gesellschaftlichen Stellung selbst von den Leuten spielen, welche sie lesen?

— Ja, mein Herr, sonst würden sie die Aufmerksamkeit nicht spannen; man sagt: „das liegt über unserm Horizonte; lassen wir es unberücksichtigt!“

— Sie müßten wahr sein?

— Ja, mein Herr. Wir haben keine sonderliche Vorliebe für die Erdichtungen, weil wir selbst deren nicht viele besitzen. Wir interessiren uns nur für das Wahre, weil wir in der Wirklichkeit leben, und weil für uns Leute die Wahrheit unsere Poesie ist.

— Diese Geschichten müßten auch sehr einfach und sehr natürlich sein; sie dürften so wenig als möglich außerordentliche Vorkommnisse und Abenteuer erzählen, um dem gewöhnlichen Gang der Dinge zu gleichen?

— Ja, mein Herr, weil es fast keine außerordentliche Vorkommnisse und Abenteuer in unserm Leben gibt, und Alles in zwei oder drei Gefühlen besteht, welche unser ganzes Dasein umschließen.

— Sie müßten noch überdies in Prosa geschrieben sein, nicht wahr?

— Ja, mein Herr, das ist für uns einfacher; wir wollen, daß man zu uns rede, wie wir reden. Die Schriftsteller sollten die Verse für die Kirchengesänge, die Gebete aufspa-

ren, oder wie ich es halte, um die Todten zu beweinen, den Schmerz des Vermissens auszudrücken, alte Erinnerungen aufzufrischen, über ewige Trennung zu klagen; denn, sehen Sie, die Verse sprechen nicht, erzählen auch nicht, sondern sie weinen und singen und beten in uns, wie eine Stimme, die nicht alle Tage aus dem Herzen aufsteigt, sondern nur wenn das Herz außergewöhnlich betroffen oder gerührt ist.

— Diese Bücher dürften zum Ankauf fast nichts kosten, nicht wahr, damit eine Woche Lektüre dem Handwerksmann oder Bauern nicht so hoch zu stehen käme, als ein Abend im Weinhaus?

— Oh ja, das hauptsächlich, sagte Reine, indem sie mit dem Kopf beifällig nickte; ein Buch, wie die, von welchen wir reden, dürfte nicht theurer sein als eine Flasche Wein, ein Kartenspiel, eine Tasse Kaffee oder eine Pfeife Rauchtabak. Dann würde der Vater oder der Bruder sagen: „Da ist eine Flasche, die ich trinke, oder eine Pfeife, die ich ganz allein rauchen will, und es wird im Glas oder in der gebrannten Erde nichts zurückbleiben, wenn ich damit fertig bin, und da liegt zur Seite um denselben Preis ein Band zum Lesen, der meiner Frau, meinen Kindern, mir die Zeit vertreiben wird, und der nachher im Hause bleiben wird, mit Vergnügen im Gedächtniß, mit süßen Thränen in den Augen, mit guten Gefühlen im Herzen. Was für einen wollen wir kaufen?“ Und er wird den Band kaufen, wenn er nicht ein Egoist, ein harter Mann oder ein Wüstling ist. Und dann wird er noch eine ganz einfache Berechnung anstellen, wenn er gut rechnen kann. Er wird sich sagen: „Wenn ich meinen Abend außer dem Hause zubringe, an öffentlichen Orten, so kostet mich das vielleicht den Verdienst eines oder zweier Tage Arbeit, und bringe ich ihn zu Hause mit meinen Kindern und meinen Nachbarn zu, um ein gutes Buch vorlesen zu hören, so kostet

er mich nichts als das Licht und ich habe gespart, während ich meinen Verstand bereichere und meinen Charakter veredle!“

Ist das nicht wahr?

— Vollkommen wahr, und diese Bemerkung konnte nur von Ihnen kommen, die Sie den Werth der Zeit eines Arbeiters kennen. Darum müßten wohl ähnliche Bücher kurz sein?

— Ja, mein Herr, so lange ungefähr, als ein Licht dauert, nicht länger, weil die Arbeiter fast gar keine andere Zeit der Lektüre widmen können als den Sonntag, und weil man, wenn die Geschichte vor Schlafengehen nicht zu Ende wäre, den Anfang im Lauf der Woche vergessen würde. Man wüßte nicht mehr, wo man stehen geblieben ist und würde sich am kommenden Sonntag nicht mehr an die Namen und Sachen erinnern. Nur Leute, die übrige Zeit haben, können Bücher in mehreren Bänden lesen; sie nehmen ihr Vergnügen en gros, wie ihre Lebensbedürfnisse bei dem Spezereihändler. Wir Leute können sie nur im Detail nehmen: eine Unze Salz, eine Seite Gefühl, einen Tropfen Thränen! Sou für Sou, so will es das Volk: man muß es nehmen, wie Gott es gemacht hat!

26.

Diese Unterhaltung brachte mich auf den Gedanken, es zu versuchen, das Programm dieses interessanten Mädchens auf eine freilich unvollkommene Weise zu erfüllen durch einige Erzählungen in Prosa und durch einige volksthümliche Gesänge in Versen für die Sonntage des nach Lektüre verlangenden Volkes, welches noch keine ihm zusagende Schriftsteller besitzt. Ich habe mit den Landleuten, den Matrosen, den Arbeitern, mit den guten und treuen Dienstboten, welche zu unsern Familien gehören, viel gelebt; ich brachte viele Stunden in den Hütten, Kasernen, auf dem Verdeck der Schiffe, auf den

Heerstraßen, im Gebirge mit den Hirten, hinter dem Pfluge mit dem Landmann, in den Zwischenwegen der Weinberge mit den Winzern, an den Gräben auf den Heerstraßen zu, um vertraulich mit diesen naiven, einfachen und guten Leutchen zu reden, deren Sprache, Sitten und Gefühle mir bekannter sind als die der Salone. Ich war Zeuge oder Vertrauter von sieben oder acht verborgenen, aber an verborgenen Interessen, geheimer Freude, oder Schmerz reichen Leben, die, wenn sie erzählt würden, wie sie gefühlt wurden, wahrhafte kleine wahre Gedichte des menschlichen Herzens wären. Ich kenne die Gegenden, die Ereignisse, die handelnden Personen in denselben. Ich will versuchen sie so einfach zu erzählen, als sie mir erzählt wurden. Ich werde sie einzeln in besondern Bändchen, zu mäßigem Preise, ohne Luxus des Papiers oder des Drucks veröffentlichen, um sie den ärmsten Handwerkerfamilien zugänglich zu machen. Ich werde weder Mühe auf den Styl, noch auf geistreiche Behandlung verwenden; die Natur, die Natur, und sonst nichts als die Natur! Darin soll alles Verdienst dieser Geschichten bestehen. Das Volk steht den Eindrücken der Natur noch näher als wir. Wenn es sie in diesen kunstlosen Gemälden wiederfindet, so werden dieselben ihm gefallen und es wird noch mehre wünschen. Freiere und frischere Hände werden sie ihm reichlich spenden. Die populäre Literatur wird in ihren ersten Umrissen gezeichnet sein; sie kann nur mit Werken des Gefühls anfangen und endigen; denn die gebildeten Klassen der Gesellschaft sind Verstand, aber die ungebildeten sind nur Herz! Durch das Herz also muß man das Volk zum Geschmack und zur Freude an der Literatur erheben. Das Evangelium des Gefühls ist wie das Evangelium der Heiligkeit: es muß zuerst den Einfältigen und in einer Sprache, die so einfach als das Herz eines Kindes ist, gepredigt werden!

27.

Diese Gedanken, welche ich mir ganz laut vor der Nähterin von Aix machte, erinnerten mich an einige Blätter, welche ich einige Jahre früher wie mit einem Vorgefühl niedergeschrieben hatte, über die Art und Weise, die Geschichte für das Volk aufzufassen und zu schreiben. Ich suchte diese Blätter in meinem Portefeuille und las sie ihr vor. Hier sind sie:

Bis jetzt hat man dem Volke sehr geschmeichelt. Das hieß nur ihm zeigen, daß man es nicht genug schätze; denn man schmeichelt nur denen, welche man verführen will. Warum schmeichelte man ihm? Weil man es als Werkzeug und nicht als Zweck behandelte. Man sagt sich: hier ist die Stärke; wir bedürfen sie, um Regierungen zu beseitigen, die uns im Wege stehen, oder um Nationalitäten zu verschlingen, nach denen wir gierig schauen; rufen wir also das Volk auf unsere Seite; machen wir es von sich selbst trunken; sagen wir ihm, daß das Recht in der Zahl besteht; daß sein Wille für Gerechtigkeit gilt; daß Gott mit dem großen Haufen ist; daß der Ruhm die Amnestie der Geschichte ist; daß alle Mittel gut sind, um der Sache des Volkes den Sieg zu sichern, und daß selbst die Verbrechen vor der Größe und der Heiligkeit der Resultate verschwinden; es wird uns glauben, uns folgen und uns seine materielle Stärke leihen; und wenn wir mit Hülfe seiner Arme, seines Blutes und selbst seiner Verbrechen die Tyrannei gestürzt und Europa in Aufruhr gebracht haben, so wollen wir das Volk verabschieden und ihm gleichfalls sagen: Schweige, arbeite und gehorche!.... Auf diese Weise hat man bisher mit ihm gesprochen; so hat man die Fehler der Höfe in die Straße verpflanzt, und dem Volke einen solchen Geschmack an Schmeichelei und ein solches Bedürfniß des Zuvorkommens und des Liebäugelns eingepflanzt, daß es nach dem Beispiele gewisser Souveränetäten des griechischen Kaiserthums nur noch wollte, daß man mit ihm auf den

Knieen rede. Das ist nicht das Rechte; man muß mit ihm auf gleichen Grund und Boden, Auge in Auge sprechen. Es ist nicht mehr und nicht weniger werth als die übrigen Elemente der Nation. Die Zahl macht hier nichts zur Sache. Nehmet einmal Einen nach dem Andern von diesen Individuen, aus denen die Masse besteht, was findet Ihr? Dieselbe Unwissenheit, denselben Irrthum, dieselben Leidenschaften, oft dieselben Laster, wie überall. Und das wäre ein Grund, um sich auf die Kniee zu werfen? Nein. Verdoppelt, so oft Ihr wollet, alle diese Unwissenheit, diese Laster, diese Leidenschaften, dieses Elend durch Millionen von Menschen, Ihr werdet ihre Natur damit nicht umgewandelt haben; Ihr werdet nie etwas Anderes als eine Menge haben. Lassen wir also die Zahl bei Seite und achten wir nur die Wahrheit.

Allein vor die Wahrheit müßt Ihr Euch stellen, wenn Ihr die Geschichte zum Nutzen des Volkes schreiben wollt, und glaubet nicht, daß Ihr weniger gelesen, weniger angehört und weniger populär um dessetwillen sein werdet. Das Volk hat zwei verdorbene Geschmäcke: die Schmeichelei und die Lüge; aber es hat zwei natürliche Geschmäcke: die Wahrheit und den Muth. Es achtet Diejenigen, welche ihm die Stirne zu bieten wagen; es verachtet Diejenigen, welche es fürchten. Es gibt zwei wilde Thiere, welche nur diejenigen verschlingen, welche vor ihnen fliehen oder fallen. Das Volk ist dem Löwen gleich, dem man sich nicht von der Seite, sondern von vorn, Auge in Auge, die Hand in seiner Mähne, mit jener sichern und vertrauensvollen Vertraulichkeit stellen muß, welche beweist, daß man sich hingibt, aber daß man sich achtet, und welche zu den Massen sagt: Zählet Euch zu so Vielen, als es Euch beliebt; ich dagegen, ich fühle mich.

Welchen Gesichtspunkt würdet Ihr nun nach dem Gesagten wählen, um diese volksthümliche Geschichte zu schreiben? Es gibt deren hauptsächlich drei, von denen Ihr ausgehen

könnt: den Gesichtspunkt des Ruhms, den des Patriotismus, den der Civilisation oder der Sittlichkeit der Handlungen, die Ihr erzählen wollet. Schreibt Ihr mit Rücksichtnahme auf den Ruhm, so werdet Ihr einer kriegerischen Nation sehr zusagen, welche lange vorher geblendet, ehe sie aufgeklärt wurde, und welche diese Blendung so oft über den Werth der Menschen und der Dinge, die in ihrem Horizonte glänzen, geblendet hat. Stellet Ihr Euch auf den ausschließlichen Gesichtspunkt seines Patriotismus, so werdet Ihr ein Volk leidenschaftlich einnehmen, welches für seinen erhabenen Egoismus selbst die Entschuldigung seiner Rettung und seiner Größe hat, und das, indem es sich so groß und so stark fühlt, glauben konnte, daß es allein dastehe, und daß ganz Europa in ihm aufgehe. Aber weder der eine noch der andere dieser Gesichtspunkte wird Euch die wahre Wahrheit, d. h. die allgemeine, ganze Wahrheit geben; sie werden Euch nur die französische Wahrheit geben; die französische Wahrheit besteht aber nur in Paris: gehet über die Grenze und sie wird zur Lüge. Dieser durch die Grenzen einer Nation begrenzten Wahrheit wollet Ihr Euern Unterricht nicht widmen, noch auf sie die Erkenntniß des Volkes beschränken. Was bleibt Euch also zur Wahl übrig? Der allgemeine und bleibende Gesichtspunkt, d. h. der Gesichtspunkt der Moralität der individuellen oder nationalen Handlungen, welche Ihr zu beschreiben habt. Alle übrigen sind durch ein falsches und conventionelles Licht erhellt, dieser allein ist durch ein volles und göttliches Licht erhellt; dieser allein kann die Unsicherheit menschlichen Urtheils durch die Irrgänge der Vorurtheile, Meinungen, Leidenschaften, des persönlichen und nationalen Egoismus geleiten, und das Volk dahin bringen, daß es sage: dieses ist gut, jenes ist schlecht, dieses ist schön. Mit Einem Worte, wollt Ihr das Urtheil der Massen bilden, sie der unsittlichen Theorie des Erfolges entreißen, so thut Etwas, was bisher noch nicht ge-

schehen ist: — gebet der Geschichte ein Gewissen! das ist das Wort der Zeit, das des Volkes würdige Werk, das Eurer selbst würdige Unternehmen. Mit einem solchen historischen Verfahren werdet Ihr vielleicht unmittelbar der leidenschaftlichen Einbildungskraft der Massen weniger gefallen; aber Ihr werdet ihrer Sache, ihren Interessen und ihrem Verstand tausendmal bessere Dienste leisten. Ueberall werdet Ihr diese drei Gesichtspunkte finden: den rein individuellen, den Ruhm; den ausschließlich nationalen, den Patriotismus; endlich den sittlichen, die Civilisation. Und indem Ihr den Sinn von jedem dieser Ereignisse mit der Hand einer strengen Logik untersuchet, werdet Ihr überall und immer zu diesem Resultate gelangen: daß der Ruhm und selbst der Patriotismus, getrennt von der allgemeinen Sittlichkeit der Handlung, für die Nation und für den wirklichen Fortschritt des Menschengeschlechts unfruchtbar sind, und daß es mit einem Wort mit Hintansetzung des Ehrbaren keinen Ruhm gibt, und keinen Patriotismus, der sich gegen die Menschlichkeit, keinen guten Erfolg, der sich gegen die Gerechtigkeit verstößt.

Welch eine schöne Erklärung der Vorsehung ist eine also zum Frommen der Massen verfaßte Geschichte! Und ich setze hinzu: welche Wohlthat für das Volk und welches Pfand seiner künftigen Macht ist durch ein solches Buch in seine Hand gelegt. Das Volk lehren durch die Thaten, durch die Handlungen der Aufopferung, durch den verborgenen Sinn jener großen geschichtlichen Dramen, wo die Menschen nur die Dekorationen und die Schauspieler sehen, aber deren Plan eine unsichtbare Hand combinirt; es lehren, sage ich, sich selbst zu erkennen, sich zu beurtheilen, sich selbst zu mäßigen; es fähig machen, zu unterscheiden Diejenigen, welche ihm wirkliche Dienste leisten, von Denen, welche es irre führen, Diejenigen, welche es blenden, von Denen, welche es aufklären; ihm die Hand auf jeden Menschen, auf jedes große Ereigniß seiner eigenen Ge-

schichte legen, und ihm sagen: Wäge Dich selbst, nicht mit dem falschen Gewicht Deiner zufälligen Tagesleidenschaften, Deiner Vorurtheile, Deines Zornes, Deiner nationalen Eitelkeit, Deines engherzigen Patriotismus, sondern mit dem gerechten und wahren Gewicht des allgemeinen Gewissens der Menschheit und der Nützlichkeit der Handlung für die Civilisation; es überzeugen, daß die Geschichte nicht ein Zufall, ein wildes Durcheinander von Menschen und von Dingen, sondern ein Fortschritt im Laufe der Jahrhunderte ist, wo jede Nationalität ihren Posten, ihre Rolle, ihre von Gott angewiesene Aufgabe, wo jede Klasse der Gesellschaft selbst ihre Wichtigkeit in den Augen Gottes hat; das Volk dadurch belehren; sich selbst, so zu sagen, aus Religion zu achten, mit Bewußtsein dessen, was es thut, zur stufenweisen Vollbringung der großen Plane der Vorsehung; mit einem Worte, ihm einen sittlichen Sinn schaffen, und diesen sittlichen Sinn auf alle Reiche, auf alle große Männer und auf sich selbst anwenden lassen — ja, ich wage zu sagen, daß dieses dem Volke mehr bieten heißt, als ein Kaiserreich, viel mehr als die Macht, weit mehr als die Regierung: das heißt ihm das Gewissen, das Urtheil und die Souveränetät seiner selbst geben, heißt es weit über alle Regierungen stellen. Am Tage, wo es in der That zu herrschen verdient, wird es auch herrschen. Die Regierungen sind nur der Model, in welche die Statue eines Volkes geworfen wird, und wo es die Form annimmt, welche seiner mehr oder minder vervollkommneten Natur entspricht. Wie das Volk, so die Regierung, das ist gewiß; und wenn ein Volk sich über seine Regierung beschwert, so verdient es keine andere zu haben. Das ist ein Urtheil, welches schon Tacitus über seine Zeit fällte; es ist noch in unsern Tagen wahr.

. . . .

28.

— Nun gut! sagte ich zu Reine, das sind die Gedanken, welche ich mir von der Geschichte, der Literatur, der Poesie, Philosophie, Wissenschaft, dem Theater, für das Volk, lange vor der Zeit, ehe ich mit Ihnen rede, gemacht habe. Zu diesem Punkte muß man gelangen. Nichts ist zu hoch, nichts zu schön für die Massen. Die Schriftsteller fehlen dem Volke, nicht die Leser den Schriftstellern. Ach, wenn ich das Talent dieser oder jener Schriftsteller unserer Tage und ihre Jugend, ihre freie Zeit und ihre Feder hätte, was würde ich nicht nach diesen Gedanken Alles schreiben! Es gibt eine neue Welt zu entdecken, ohne, Christoph Columbus gleich, das atlantische Meer durchsegeln zu müssen. Diese neue Welt ist die Gefühlswelt und der Verstandesreichthum der Massen! Die Geographie des sittlichen Universums wird erst dann vollständig sein, wenn dieser populäre Continent entdeckt, erobert und mit Ideen bevölkert sein wird von den Schiffsleuten des Gedankens. Man erblickt ihn schon von Weitem; die Aufgabe ist nur, an ihm zu landen.

— Das ist sehr poetisch, was Sie mir hier sagen, mein Herr, erwiderte die Nähterin mit Lächeln, und gleichwohl verstehe ich es.

— Verzeihen Sie mir, sagte ich zu ihr; ich hätte nicht so vor einer andern Frau Ihres Standes gesprochen; aber Sie sind auch Dichterin; Ihre Verse ließen mich ihre Scheere vergessen. Zudem ist es nicht nöthig, immer platt zu sein, um populär zu sein; auch das Volk ist ein großer Dichter, denn es ist das noch nicht entwöhnte Kind der Natur, und die Natur spricht, wie Gott, nur in Bildern!

29.

Doch der Meerwind fiel unbemerklich auf die See, um dem Landwinde Platz zu machen, welcher anfing, durch die

Seesichten des Ufers hinzusäuseln; die Wogen wurden rosenroth auf der Oberfläche, wie der Schnee, wenn der letzte Strahl der Sonne vor ihrem Scheiden über ihn hinzieht. Die Nacht sank herein, ohne daß wir es bemerkt hatten, so heimlich fühlten wir uns mit diesem einfachen Landmädchen zusammen. Die Diligence von Aix war im Begriff, abzufahren; meine Frau umarmte Reine, als wäre sie eine alte Freundin. Sie dankte uns für unsern herzlichen Empfang, und reiste zufrieden mit ihrem Tage ab, nachdem sie uns versichert hatte, daß sie am morgigen Tage ihren Nachbarinnen nichts von diesem Besuche erzählen werde, damit man sie nicht für eine Intriguantin halte! Und doch genügte es, ihr schüchternes und unschuldiges Gesicht anzusehen, um in ihr unmöglich etwas Anderes zu sehen, als das, was sie war, ein einfaches, mit reicher Phantasie und unbegrenzter Herzensgüte ausgestattetes Mädchen.

Im Augenblick, wo sie über die Schwelle der Gartenthüre setzte, um in den Wagen zu sitzen, rief ich ihr zurück, und sagte ihr: „Reine, wenn ich jemals eine oder zwei dieser volksthümlichen Erzählungen schreibe, zu denen Sie mir den Gedanken eingaben, wollen Sie mir erlauben, Ihnen die erste zu widmen? Ihr Name wird ihr Glück bringen.“

Genovefa.

1.

Die Phantasie ist der Spiegel der Natur, ein Spiegel, welchen wir in uns tragen, und in welchem sie sich malt. Die schönste Phantasie ist der klarste und wahrste Spiegel, derjenige, welchen wir am wenigsten durch den Hauch unserer eigenen Erfindungen trüben, derjenige, welchen wir am wenigsten mit den künstlichen und nur allzuoft falschen Farben unserer eigenen Phantasie, welche wir unser Genie nennen, anlaufen lassen. Das Genie schafft nicht; es bildet nach; Gott hat sich allein in Allem die Schöpfung vorbehalten. Homer, diese umfangreichste und am meisten pathetische Phantasie, welche jemals die Natur beschrieb und das menschliche Herz rührte, ist nur ein vollendeter Kopist. Jene Farben, welche er mit unsern Thränen auf seiner Palette zerreibt, sind nur die Farben, welche wir Alle sehen, und die Thränen, welche wir Alle vergießen. Er hat sie besser gesehen und besser empfunden, das macht sein Genie aus. Die Poeten, welche man beschuldigt, daß sie Sammler von Fiktionen und Erzähler von Lügen seien, sind die wahrhaftigsten aller Menschen. Sie beobachten, sie fühlen und sie schreiben; sie verändern die Namen ihrer Personen: darin besteht ihre ganze Erfindung; aber wenn diese Personen in der Natur nicht wirklich wären, so hätten sie dieselben nicht gedacht, und wenn sie sie nicht wirk-

lich in ihrer Phantasie gedacht hätten, so würden sie ihnen auch nicht Leben geben, oder sie würden nur Undinge und Phantome zur Welt bringen. Jedes Gedicht ist also eine Wahrheit.

Ich habe in den Enthüllungen erzählt, welcher Art das wahre Abenteuer war, das ich mit leiser Stimme erzählt oder besungen hatte in jenem Familiengedicht Jocelyn. Die Leser der Enthüllungen kennen den armen und interessanten Vicarius des Dorfes, welchem ich in meinen Versen den Namen Jocelyn gegeben habe; sie kennen das schöne und rührende Mädchen des Schlosses von * * *, welchem ich den Namen Laurentia gegeben habe. Ich erlaubte mir keine einzige andere Entstellung der Wahrheit in diesem kleinen Drama, einem Gemälde des Kamins, welches man an einem messingen Nagel in sein Schlafzimmer oder in seine Mansarde hängt, und das man in der Zerstreuung ansieht, wenn man Lust hat, sich an seine Jugend zu erinnern, zu träumen, zu weinen oder zu beten.

Viele Müßiggänger, junge Leute und Jungfrauen haben mir aus allen Enden der Erde aus Veranlassung dieses Gedichtes geschrieben, welches den einzigen Erfolg hatte, den es haben konnte, einen Erfolg bei kranken Herzen, einen Ruhm der Vertraulichkeit, eine Unsterblichkeit hinter dem Kamine, musa pedestris! Alle diese gerührten Herzen, diese gedämpften Stimmen, diese zitternden Federn fragten mich, ob dieses Drama wahr sei, ob Jocelyn gelebt habe, ob Laurentia gelebt habe und so gestorben sei, ob ich sie gekannt, ob ich in mir oder um mich her die traurigen und heiligen Geständnisse ihrer Liebe und ihres Unglücks gehabt habe? Ob man sich für sie als bloße Gebilde meiner Einbildungskraft und meiner Gefühle interessiren, oder ob man wirklich auf ihren beiden Grabhügeln weinen und beten und sich an sie anschließen solle als an zwei Wesen, die wirklich unter

uns gelebt hätten, und die man einst in einem andern Leben liebend, geliebt und glücklich wiederzufinden hoffen dürfe? O heilige Naivetät zartfühlender Seelen! Sie wollen ihr Gefühl nicht an ein Scheingebilde verschwenden und sie haben Recht. Die Thränen sind zu kostbar, daß man sie also für bloße Chimäre vergieße, ohne daß sie zum wenigsten ein wirklicher Schatten zur Erde fallen höre und sie da droben sammele. Solche Seelen täuschen, ist eine Sünde gegen den heiligen Geist, das unverzeihbare Verbrechen der Dichter, denn es ist ein Verbrechen gegen die Natur. Das heißt der Melancholie eine Falle stellen, um ihr dann ins Gesicht zu lachen, wenn sie weint, das heißt Thränen auf den Sand regnen lassen, um eine Täuschung damit zu benetzen. Das ist schlecht und das richtet oft, sehr oft einen wirklichen Schaden bei einer zarten Einbildungskraft an, welche Ihr also hintergehet. Denn die frischen und einfältigen Gemüther, und sie sind die schönsten, nehmen oft die Gefühle, mit denen der Dichter also spielt, zu Herzen und im Ernste auf. Man kennt die sieben oder acht Selbstmorde, welche Werther, diese Ironie Göthe's, in Deutschland nach dem Erscheinen dieses schönen Buches nach sich zog. Man weiß, daß Bernardin de Saint-Pierre sein ganzes Leben hindurch mit brieflichen Anfragen über Paul und Virginie belästigt wurde, und daß die Wallfahrten zu dem eingebildeten Grabe unter den Fächerpalmen einen Weg gebahnt haben. Auch ich sogar, dessen Schriften weit entfernt sind, diese Ansteckung auf Europa ausgeübt zu haben, habe gleichwohl eine große Correspondenz mit den müßigen und nachdenklichen Gemüthern meiner Zeit zu führen gehabt. Ich habe an gewissen Zeichen erkennen dürfen, daß ich hie und da das Rechte und Gute getroffen hatte. Die Gegenwirkung ging oft bis zur Leidenschaft und zum Zorn. Nachdem ich z. B. im verflossenen Jahre die Episode von Graziella, eine wahre Geschichte, veröffentlicht hatte, in wel-

cher ich mich selbst mit der strengen Unparteilichkeit der Entfernung und der Entfremdung schildere, erhielt ich eine große Anzahl von unterzeichneten und anonymen Briefen, die voll waren von empfindlichen Vorwürfen, Verwünschungen und Verfluchungen über die Härte, Trockenheit und den Leichtsinn des Herzens, dessen ich mich selbst in dieser Erzählung gegen dieses schöne und unglückliche Kind anklage.

Nachdem die Enthüllungen die Fragen über Laurentia und Jocelyn beantwortet hatten, fragte man mich über einzelnes Beiwerk des Drama's, über die Gegend, über die Nebenpersonen, über den Weber, den Bischof, den Freund, die Magd, endlich über den Hund und die Vögel; man wollte wissen, woher diese arme Martha komme, und wohin sie nach dem Tode des Pfarrherrn gegangen sei? ob Martha ihr wahrer Namen sei? ob ihre Güte und ihre Ergebenheit gegen ihren Herrn nicht gleichfalls eine Erfindung des Dichters, eine graue und das Auge ansprechende Farbe im Gemälde, ein mit dieser Alpennatur und diesem hoffnungslosen Leben harmonirendes Bild sei? Ich habe gewiß zwanzigmal mündlich darauf geantwortet; hier ist die Gelegenheit weit leichter, um einer größern Anzahl von Lesern, die sich für Gefühle interessiren, zu antworten. Nein, Martha war nicht der wirkliche Name der Magd von Jocelyn, so wenig als Jocelyn der wahre Name des Pfarrherrn von B..., so wenig als Valneige der Name des Dorfes war. Sie hieß und sie heißt noch Genovefa, denn sie folgte ihrem jungen Herrn nicht ins Grab, und ich sehe sie noch von Zeit zu Zeit im Hof, unter den Linden, an Sonntagen, wenn ich an dem Gitter des Hospizes von C*** vorbeigehe. Hier ist ihre einförmige, kurze und gleich einem Wintertage, welcher nur eine Stunde Sonne zwischen zwei Dämmerungen hat, bleiche Lebensgeschichte. Ich erinnere mich noch, wie wenn es erst gestern gewesen wäre, der Unterhaltung, in welcher sie sie mir erzählte. Ich erhielt

vom Himmel ein Gedächtniß für Orte, Gesichter, Accente der Stimme, für welches es keine Zeit gibt. Zwanzig Jahre sind für mich wie eine Nacht. Dieses Gedächtniß bezieht sich auf die äußeren Dinge. Aber für die Eindrücke, die Neigungen, die Gefühle, die Schläge und Gegenschläge, die ich einmal in meinem Herzen aufgenommen habe, bedarf ich nicht des Gedächtnisses. Das tönt in meinem Innern unaufhörlich fort. Das war nicht, sondern ist; die Vergangenheit ist für meine Natur nicht eine Zeit der Sprache. Alles ist in ihm gegenwärtig. Ein Stoß, den mein Gefühlsvermögen erlitt, dauert stets fort und erneuert sich immer wieder, ohne je schwächer zu werden. Der Pendel meiner Einnerung hat, ohne jemals wieder aufgezogen werden zu müssen, immer dieselbe Schwingung. Ich habe wirklich in meiner innern Kraft dieses Geheimniß einer beständigen Bewegung, welches die Mechaniker so vergeblich außerhalb Gottes aufsuchen. Dieses gab mir schon frühe die Ueberzeugung und, so zu sagen, das Gefühl von der Immaterialität der Seele und ihrer Unendlichkeit. Ich bin gewiß, daß ich mich nicht in einem Umstand, in keiner Einzelnheit, in keinem Wort, in keinem Ton der Stimme täuschen werde, wenn ich mich heute für Euch an meine Unterredung mit Genovefa erinnere. Doch wollen wir zuerst ihr Bild machen. Das ist schwieriger, denn die Worte sagen, während der Pinsel allein malt. Ich habe nur eine Zunge und keinen Pinsel.

Unterredung mit Genovefa.

2.

Ich brachte einige Tage im Pfarrhause zu B*** nach dem Tode und dem Begräbniß des Abbé D*** zu, welchen ich in meinen Versen Jocelyn genannt habe. Ich hatte hier

eine sehr traurige, aber auch sehr leichte Pflicht zu erfüllen, die des Testamentsvollstreckers und selbst des Erben, denn der Sterbende hatte mich beauftragt, seine kleine Schulden auf der Erde zu bezahlen, während er dafür im Himmel die Zinsen erhalten sollte. Sie waren alle im Jahr der Epidemie und der Hungersnoth gemacht worden, um Arzneien in den Apotheken und Reiß und Zucker bei den Krämern der kleinen benachbarten Stadt G*** für die Kranken zu kaufen. Aber es mußte ein Inventarium aufgenommen werden, es waren Bücher zu durchlesen, Papiere zu durchgehen, einige armselige Möbel und ein wenig Leinwand zu verkaufen oder zu vertheilen, die Magd, der Hund und der Vogel mußten untergebracht und der Garten geordnet und bebauet werden, damit Alles ein schickliches, sorgfältiges und reinliches Aussehen in den Augen des Vikars habe, der sein Amt verwalten sollte, und damit kein Unkraut, kein Strohhalm oder keine Feder, die durch Nachläßigkeit vergessen worden wären, das Nest entstellen könnten, aus welchem der Schwan des Schnees entflohen war.

Während dieser Tage, welche dieser frommen Sorge für das Gedächtniß meines Freundes gewidmet waren, hatte ich keinen andern Umgang als Genovefa. Sie ging und kam den ganzen Tag vom Hof in den Garten, vom Brunnen zur Holzkammer, vom Keller auf die Bühne, von der Küche in den Saal, vom Hundestall zum Taubenkäfig, zu dem Hühner-, Tauben- und Vogelstall. Sie brauchte den Spaten und den Rechen in den Feldern des Gartens, um einigen Kohl und Lattich zu jäten, oder um die Alleen ein wenig zu niveliren, deren Sand sich mit grünlichem Moos während der Krankheit Jocelyn's bedeckt hatte; bald warf sie dieses Gartengeräthe weg, um den Besen zu ergreifen und die entlegensten Winkel der Treppe oder Korridore vom mindesten Staub zu reinigen; dann legte sie den Besen bei Seite, um den Staublappen zu

nehmen und die Möbel und den steinernen Untersatz des Kamins auszustäuben, bis das Nußholz der Kästen und der wächserne Ueberzug der tannenen Tische Spiegel wurden, auf denen ihr Arm sich abspiegelte; dann verließ sie wieder die Möbel und nahm die Nadel und den Faden, um die Meßgewänder, die Altartücher die kleinen feinen Servietten auszubessern, mit denen der Priester den Rand des Kelches trocknet, nachdem er den geheimnißvollen Wein getrunken hat; dann sprang sie wieder eilig von ihrem Sitze auf, warf die Leinwand der Sakristei auf ihren Arm und zündete das Feuer wieder an, schäumte den irdenen Kessel am Kamine ab, öffnete die Hofthüre und sah nach der Seite der Sakristei, ob ihr Herr nicht, wie gewöhnlich zur Essenszeit, zurückkäme. Der Hund, welcher mit ihr hinausging, ging schnüffelnd bis zu dem frisch bedeckten Grabe. Er heulte zwei oder dreimal am Rande des Grabes, um seinen Herrn aufzuwecken. Er kam langsam zurück, indem er oft stille stand und sich umkehrte, mit gesenktem Haupte, bestürzten Augen, gespitzten Ohren, das eine nach vorn, das andere rückwärts gekehrt, als wäre er erstaunt, nicht hinter sich Jemand zu bringen, welchen man stets erwartete. Genovefa rief dann dem Hunde mit einem Tone trauriger Ungeduld, ließ ihn in den Hof zurück, und stieg selbst mit rothen Augen die äußere Treppe herauf. Während einiger Minuten hörte man nicht mehr ihren Tritt im Hause. Sie weinte allein in der Küche, dann ging sie wieder hinaus, um Gras für die Ziege zu mähen. Man hätte gesagt, daß ein unruhiger Geist sie von einem Platze zum andern treibe, als ob sie gegen ihren Willen immer Etwas suchte, was sie nirgends mehr fand. Ach, Gott allein kennt die Leere, welche das Verschwinden eines Einsiedlers in dem Herzen einer armen Frau, eines einzigen Freundes, eines Hundes, eines Vogelkäfigs, eines Hauses, eines Gartens und der Natur selbst anrichtet, die alle in dem kleinen unmittel-

baren Kreis um ihn her lebten! Während Niemand daran denkt, daß auch nur ein Hauch im Hause fehle, fehlt die Luft und das Leben zweien oder dreien Wesen, die vom verstorbenen Wesen lebten! Alles ist in diesem Kitt alter und theurer Gewohnheit in Eins verwachsen; sobald man ein Sandkörnchen wegnimmt, stürzt das Ganze zusammen; und ist die Mauer eingestürzt, was wird aus dem Moose, welches jene umgab; ist das Moos vertrocknet, was wird aus dem Nest des Insektes und der Ritze der Eidechse? Um das Herz des vereinzeltsten Menschen her gibt es eine unsichtbare Welt, welche von ihm lebte. Wenn dieses Herz erkaltet ist, was wird sie?... Das was die Magd wurde — eine leidende Seele, ein Auge ohne zu sehen, ein ewiger Gang ohne Zweck, eine Thätigkeit ohne Ruhe, ein maschinenartiges Leben, ein Tod, welcher lebt. So war Genovefa.

3.

Ich habe immer mit frommer Achtung und mit gerührtem Lächeln Das betrachtet, was man den Sklaven oder den Freigelassenen im Alterthum, die Amme in Griechenland oder den Bedienten im Mittelalter nannte, d. h. den lebendigen Theil des Hauses, domus in Frankreich, Familie in Italien und Spanien, wahrer Name der Domesticität, denn der Domestik ist im Grunde nichts als die Ergänzung und Ausdehnung dieser liebenden und zarten Einheit der menschlichen Gesellschaft, welche man Familie nennt; er ist die Familie, weniger das Blut, er ist die Adoptivfamilie, die lebenslängliche, zeitweise, jährliche Familie, die bezahlte Familie, wenn Ihr wollt; aber er ist auch oft die ebenso verwachsene, ebenso liebende, ebenso uneigennützige, ebenso durch einen Lohn der Gefühle bezahlte, ebenso der Achtung, der Ehre, dem Interesse und der Fortdauer des Hauses ergebene Familie, als die Familie selbst. Ja, wohl oft noch weit mehr. Schon frühe machte jener Satz

des Geschichtschreibers der blutigen Proscriptionen des römischen Triumvirats von Octav, Antonius und Lepidus auf mich einen tiefen Eindruck. Er erzählt die Beraubungen, Metzeleien, die nächtliche Flucht, die in Höhlen, Wäldern und bei Freunden gesuchten Zufluchtsstätten; den Undank, die Feigheit, die Treulosigkeit, den Verkauf der Proscribirten durch Die, bei denen sie Gastfreundschaft, Stillschweigen, Rettung suchten; die Opfer, welche in die Schlingen gelockt, versteigert, verkauft, von den Anbringern dem Schwert der Henker Octavs überliefert wurden, und er schließt diese Aufzählung von jenen drei oder viertausend Mordthaten mit diesem Schlußsatze, welchen man nicht genug gelesen und verstanden hat, wenn man die menschliche Natur nicht nach dem Herzen, sondern nach der Stellung in der Gesellschaft beurtheilt:

„Ein ewig denkwürdiges Ereigniß, sagt Vellejus Paterculus! während dieser Proscriptionen, war die Treue der Mütter und Frauen vollkommen und erhaben; die der Freigelassenen zweifelhaft und gering; die der Söhne ganz nichtig; Viele verriethen aus Habsucht ihre Väter; die der Haussklaven bewunderungswürdig und beinahe allgemein!“

Dasselbe fand während der französischen Proscriptionen in den Jahren 1793 und 1794 statt; unter zehn Proscribirten wurden neun durch die Ergebenheit ihrer Domestiken verborgen. Die Familie wurde durch die Dienstboten gerettet. Die Menschheit würde ein ewiges Denkmal dem dienenden Stande schulden. Und was schuldet ihm nicht das Herz der Familien, der Kinder, der Greise? Und was würde ihm nicht selbst die Politik schulden, wenn sie die Dienstboten in ihrer wahren Stellung auf der Stufenleiter der Civilisation zu würdigen verstände?

Als während der wenigen Tage, die ich an der Regierung verlebte, im Rathe der Regierung davon die Rede war, den Bedienten das Wahlrecht entweder zu geben oder zu entziehen, so war ich weit entfernt, gegen sie den einfältigen Rigoris-

mus des Conventes nachzuahmen, welcher alle Individuen in Dienstverhältnissen vom Recht des Bürgers und der Wahl ausschloß; — eine brutale und verblendete Gesetzgebung, welche da wieder Sklaven macht, wo die Natur mehr als freie Menschen schuf: nämlich Kinder, Söhne, Brüder, Freunde durch Adoption. Ich sagte: ehret den Bedienten, und Ihr werdet die Familie, diesen Pfeiler jeder sittlichen Demokratie, kräftigen; denn der Bediente ist für die Familie, was der innere Hof für das Haus ist. Wollet Ihr Millionen Stimmen dem heiligen Einfluß der Familie gönnen? Wollet Ihr, daß Eure Wahlen durch den Geist der Familie eingegeben seien? Wollet Ihr, daß die Interessen der Erhaltung über den Geist der Unordnung die Oberhand haben? Wollet Ihr durch ein überlegtes, religiöses, auf den Boden und die Gesittung bedachtes Wählen den unüberlegten, stürmischen und aufrührerischen Wahlen jener unruhigen Massen, welche auf der Oberfläche Eurer Bevölkerung gähren oder umherschwimmen, das Gleichgewicht halten? Wollt Ihr noch mehr thun? Wollet Ihr das Herz in Eure Wahlanstalten legen, und dem Gefühl die Rolle anweisen, welche es in der menschlichen Natur hat, und die es in einer volksthümlichen Gesetzgebung haben muß? Gebet neun Bedienten das Wahlrecht; Ihr werdet so zehn Stimmen statt einer dem Familienvater, eine Stimme den Frauen, den Greisen, den Kindern, dem Eigenthum, den Sitten, den Gewohnheiten, eine Stimme dem Hause geben! Dieses den Angehörigen des Hauses zuerkannte Wahlrecht wird der heilsame Damm gegen die Mißbräuche und Verirrungen des heimathlosen allgemeinen Stimmrechts sein. Wenn die alte Aristokratie dieses nicht begriffen hatte, so kam es daher, daß sie nur Sklaven hatte; wenn der Feudalismus dieses nicht begriffen hat, so kam es daher, daß er nur Leibeigene hatte, während wir eine freie dienende Klasse haben, d. h. Bediente, Männer und Frauen, die auf den Stamm der Familie durch die ge-

meinschaftliche Wohnung, die gegenseitige Anhänglichkeit, die Treue, welche oft denen der Söhne und Töchter gleichkommt, gepfropft sind. Denn wenn es Blutsbande gibt, so gibt es fast ebenso starke Bande, welche sich an der Flamme desselben Heerdes knüpfen.

Das Gesinde im Mittelalter legte dieselben Proben von Anhänglichkeit und Ergebenheit an die Familie ab, wie der alte Diener Eumäos, bei Homer, dem Sohne des Hauses, Ulysses, welcher sein von Fremden usurpirtes Eigenthum heimsucht. In der schönen und pathetischen Geschichte der Maria Stuart von Herr Dargaud, einem Werke, das demnächst erscheinen wird, findet sich eine Erzählung von der Treue einer Dienerin oder Amme, wie man sie damals nannte, welche ich niemals gelesen habe, ohne im Herzen den Bedientenstand zu preisen und zu rühmen. Hier ist diese Erzählung:

Der Graf von Norfolk, Verwandter und Thronerbe der Königin Elisabeth, verliebt sich in die moderne Cleopatra, die Gefangene von Holyrood, die schöne und unglückliche Maria Stuart, Königin von Schottland. Er verschwört sich mit seinem Vasallen, um sie aus ihrem Gefängniß zu entführen, und um ihr einen Thron mit seinem Herzen zurückzugeben. Elisabeth entdeckt das Geheimniß seiner Liebe, zerreißt den Plan der Verschwörung, nimmt Norfolk gefangen und verurtheilt ihn dazu, daß ihm auf einem auf dem Thurm von London errichteten Schaffot der Kopf vom Rumpfe getrennt werde. Der Graf, begleitet von seinen Freunden, denen es damals gestattet war, dem Sterbenden das Geleite zu geben, geht stolzen Schrittes zum Platz der Hinrichtung. Als er am Fuße des Schaffots angelangt ist, dürstet ihn und er verlangt zu trinken. „Eine betagte und verschleierte Frau, welche ihm unter Thränen gefolgt war," sagt der Geschichtschreiber, „reicht ihm einen Becher dar, welchen der Graf alsbald wieder erkannte. Es war sein eigener Becher, der seiner Vorfahren,

und diese voraussehende und bis zum Tode aufmerksame Frau war seine Amme, die Magd seiner Schlösser. Sie goß Ale in den Becher, der Sterbende erfrischte damit seine lechzenden Lippen. Als er den leeren Becher der armen Frau zurückgab, faßte und küßte diese unter Thränen die Hand ihres Herrn. ‚Gott segne Dich,' sagte der Graf zu ihr, ‚und unsere Kinder sollen Dich ehren um dessen willen, was Du gethan hast.' Als er sodann bemerkte, daß er weich und gerührt werde, zu der Stunde, wo der Mann seine ganze Kraft braucht, stieg er schnell die Stufen des Schaffots hinauf, indem er sich auf den Arm des Geistlichen von Saint-Paul stützte."

Das Alterthum besitzt nichts Naiveres und Rührenderes als diesen Becher, der in einer Stunde wieder erkannt wurde, in welcher man Alles auf der Erde zurückläßt, und diese Hand einer Magd, welche dem Herrn den Becher des Schaffots reicht!

4.

Genovefa schien damals fünfunddreißig oder vierzig Jahre alt zu sein. Ihr Alter ließ sich auf ihren durch die Ermattung abgenutzten Gesichtszügen nicht deutlich lesen. Man fühlte, daß das Elend hier frühzeitig hingeweht habe, wie der Seewind, welcher eine Pflanze im Frühjahr mit Frost heimsucht, und sie eher hinschmachten, als die übrige Zeit fortleben läßt. Sie war groß, aber ein wenig gebückt, und ihre Brust sehr eingedrückt und sehr hohl, durch die gewöhnliche Haltung eines Mädchens, welches vom Morgen bis zum Abend näht. Ihre Arme waren mager, ihre Finger lang und schmal; obgleich ihre Hände blendend weiß und überaus reinlich waren, zeigte doch die Spitze des Nagels am dritten Finger der rechten Hand einen bläulichen Flecken; er war die Spur des kupfernen Fingerhuts, welchen sie fast immer trug, und der sich auf ihrer Haut abgemalt hatte. Sie trug die Kleidung der Bäurinnen dieser Berge: einen Rock von grober blauer Wolle, der über

dem Saume mit einem Streifen rothen Sammts besetzt war. Eine weiße, mit sehr breiten Spitzen, die über ihre Wangen flogen, eingefaßte Haube, ließ kaum die Wurzeln ihrer an den Schläfen aufgebundenen und unter der Haube verborgenen Haare erblicken. Ihre zarten und kränkelnden Züge hatten gar keine Farbe. Unter ihrer feinen und durchsichtigen Haut sah man kein rothes Blut cirkuliren; die kleinen blauen Adern, welche sich über ihre Schläfe verzweigten, waren wie Kanäle, welche die etwas vertrocknete Quelle nicht anzuschwellen die Kraft hat, ein wenig abgeplattet. Ihre Wangen waren kaum mit einer Haut bedeckt, welche durch das in diesen Schneeregionen häufige Schaudern unmerklich in Falten gelegt war. Ihre von sehr langen schwarzen Wimpern eingefaßten Augen waren breit gespalten, wenn gleich tief unter den Augenlidern begraben. Sie waren unten mit einem schwarzen Reif eingefaßt, wie es bei Augen der Fall ist, die viel gewacht und viel geweint haben. Ihre Farbe war ein mattes Blau ohne allen Glanz; man konnte sie ohne Bewegung betrachten, wie Wasser im Schatten, man sah in ihnen bis auf den Grund, und sah nur Einfachheit, Gefühl und Ermattung darin. Diese schönen, jungen Augen einer Frau von hoher und feiner Abkunft schienen in den Umrissen eines schon gealterten und verblühten Gesichtes, wie wenn sie verpflanzt wären. Ihre ein wenig aufgeworfenen und gegen die Winkel sich senkenden Lippen waren, wenn sie sie schloß, in leichte Falten gelegt. Aber so bald sie sich öffneten, um entweder mit den Vögeln zu reden oder um die armen Frauen zu grüßen, welche sie im Vorübergehen unter dem Fenster anriefen, ließen sie Zähne erblicken, so weiß wie die Kieselsteine der Quelle und ein Lächeln, in welchem sich die Melancholie in Herzensgüte auflöste. Der ganze Ausdruck dieses Gesichtes lag in diesem Mund, mit welchem sich ihr Herz zu öffnen und über alle ihre Züge auszugießen schien. Der Klang ihrer Stimme verrieth

jenes innere Beben einer durch fortwährende Gemüthsbewegungen gebrochenen Fiber. Es war ein klagenreicher Ton, welcher beim Reden immer zu singen schien. Diese Stimme besänftigte und rührte zugleich. Ich habe nie eine ähnliche gehört, außer in den Sennhütten von Wallis, wenn ich ehemals die alten Frauen des Gebirgs nach meinem Weg fragte oder um Milch ansprach. Die Leidenschaften und die ewigen Klatschereien der Städte geben der Frauenstimme etwas Hartes und Heißeres; die Einsamkeit und Heiterkeit der Berge machen sie mild wie einen Seufzer, accentuirt wie ein Gefühl, volltönend und hell, wie eine Glocke in der Ferne durch die Wälder hindurch klingt. So war die Stimme von Genovefa. Während ich im Garten las, ohne daß sie mich sah, hörte ich fortwährend ihr zu, wie sie mit ihren Hühnern redete, oder beim Stricken am Fenster halblaut sang, um die Vögel zu unterhalten, welche ihr antworteten.

5.

Nach Verfluß von acht oder zehn Tagen hatte sie sich so sehr an meine Gegenwart im Hause gewöhnt, daß ich sie durchaus nicht mehr in Verlegenheit brachte. Sie wußte, daß ich der theuerste Freund ihres Herrn gewesen sei. Sie trug ganz natürlich die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit, welche sie an ihn hatte, auf mich über. Zudem hatte sie das Bedürfniß, Jemand zu bedienen und den zu lieben, dem sie diente. Ihr ganzer Dienst war nur ein natürlicher und befriedigter Hang, gefällig zu sein. Sie machte sich selbst glücklich, indem sie den geringsten Wünschen Derer zuvorkam, welchen sie weniger durch ihre dienende Stellung als durch ihr Herz angehörte. Auch meine Jugend interessirte sie; sie war stolz darauf, bestmöglich ihren verstorbenen Herrn in der Aufnahme zu ersetzen, die er bei Lebzeiten dem Jüngling hätte angedeihen lassen, von dem sie wußte, mit welcher Zärtlichkeit ihn ihr Herr liebte.

Sie hielt auf die Ehre des Hauses und den Anstand der Gastfreundschaft, selbst nachdem das Haus leer und der Besitzer an einen andern Wohnort abgegangen war. Sie gab sich zu Allem eilige Mühe. Sie kannte durch ihren Herrn die Einfachheit meiner Bedürfnisse. Niemals kam man ihnen, sebst bei meiner Mutter, so vollständig und liebenswürdig durch die Frauen der Haushaltung oder des Gartens entgegen. Niemals fand ich die Papiere und Bücher mit solcher Sorgfalt an ihrem alten Platz und ihrer bezeichneten Seite auf meinem hölzernen Tische wieder; niemals wurden die Kohlen, welche den Tag über unter der Asche schliefen, sorgfältiger am Abend zusammengeschaufelt, um eine laue Temperatur für die Nachtwache zu gewähren; niemals hatten meine Hunde eine dichtere Strohlage, um sich am Fuß meines Bettes zu legen, noch ein helleres Wasser, um aus einem gefirnißten irdenen Napfe zu trinken; niemals hatte ich, bei der Rückkehr von meinen langen Jagden in den Wäldern, das in dem Kessel unter der vergoldeten Kruste kochende Maismehl, die Kartoffeln unter der Asche, die Rüben, die Mören, den Gartenkürbiß im Ofen gekocht und das Roggenbrod schmackhafter und frischer unter der rauhen ungebleichten Serviette so regelmäßig gefunden; niemals waren die Butter oder der Honig der Ebene so gelb, so fett, so sorgfältig im Stall geschlagen oder so reinlich in den Wachswappen aufgewartet worden. Dieses war die Lebensweise, an welche ich auf dem Lande während meiner Kindheit bei einer mäßigen und zärtlich liebenden Mutter gewöhnt worden war, die Lebensweise der Carthäusermönche, gewürzt durch die Zärtlichkeit und die Anmuth des Weibes.

6.

Gemäß der Sitte dieser Gebirge nahmen wir unsre Abendmahlzeiten in der Küche ein, auf dem einzigen langen und schmalen, massiven Tisch von Nußbaumholz, welcher im Hause

sich vorfand. Am Ende dieses Tisches breitete Genovefa, wie zu den Zeiten ihres Herrn, das Tischtuch aus, stellte meinen Teller und mein zinnernes Besteck auf, so wie die Platten, das Brod und den Wein. Ich setzte mich auf eine jener hölzernen Bänke, welche auf beiden Seiten des Tisches standen. Am andern Ende des Tisches fehlte das Tischtuch, es stand nur ein irdener Napf und ein Teller da, in welchem die Magd ihre Suppe und ihre Portion Kürbis, Salat oder Rüben zu gleicher Zeit mit mir einnahm, aber nach der Gewohnheit des Landes aß sie stehend, ihren Napf in der Hand haltend, während sie mich zugleich bediente und wie an dem übrigen Tage ab- und zuging in der Küche, das Feuer anschürte, die Butter rührte, die Kastanien röstete, Stücke ihres Brodes dem Hund, welcher um sie her lief, zu ihren Füßen saß und ihre Hand nicht aus dem Auge verlor, hinwarf. Ich wollte sie in keiner Weise in ihren achtungsvollen und zugleich vertraulichen Gewohnheiten einer Haushälterin stören; ich hätte sie nur in Verlegenheit gebracht und gedemüthigt, wenn ich sie gezwungen hätte, sich mir gegenüber zu setzen. Ich sprach nur mit ihr, während ich langsam das Abendessen aß, die Ellenbogen auf dem Tisch, nach Art der von der Arbeit ausruhenden Bergbewohner.

Nach dem Abendessen näherte ich mich dem Heerde, in welchen sie von Zeit zu Zeit den prasselnden Abfall von Tannenholz warf. Ich ließ am Feuer das Rohr und die eingeölte Pfanne meiner Flinte zwischen meinen Beinen trocknen; legte meine ledernen Gamaschen ab und machte sie am Feuer für den kommenden Tag weich. Genovefa nahm das Tischzeug weg, theilte, was in den Platten übrig geblieben war, ihren Hunden oder Hühnern aus, legte das Tischtuch zusammen, wickelte das Brod sorgfältig ein und legte es in die Tischlade, zündete die über dem Heerde hängende eiserne Lampe an und setzte sich ein wenig hinter mir nieder, um Strümpfe von gro-

der weißer Wolle, welche sie im vorangehenden Jahre gesponnen hatte, zu stricken. Wir redeten dann länger und vertraulicher als während des übrigen Tags, nur gestört vom Geräusch des Wasserfalls außen und des Feuers, welches innen prasselte; wir redeten vom Verstorbenen, von seinen Tugenden, seiner Menschenliebe, seiner Armuth, seiner Entsagung in dieser Einöde, auf welche man ihn verbannt hatte, als wollte man seinen natürlichen Glanz und seine nur Gottes Auge und dem Auge der Armen bekannten Talente vergraben; von seinen Gewohnheiten, seinen Andachten, seinen Gebeten, von dem Geheimniß seiner Jugend, das durch die Pilgerfahrten, welche er zuweilen zum Grabe oder zu der Adlergrotte machte, halb enthüllt war; von seiner letzten Krankheit, seinen letzten Worten, seiner Freude, als er gefühlt hatte, daß Gott endlich einwillige, seine Prüfungszeit abzukürzen und ihn zu sich zu rufen; dann von dem untröstlichen Schmerz seiner Gemeindeglieder, der Frauen und Greise, welche schon aus weiter Ferne kamen, um an seinem Grabe niederzuknieen, wie an dem Grabe eines Heiligen; von der Nacktheit seines Pfarrhauses; von dem Loos, das die Tauben, den Hund, die Vögel und die Bäume, welche er beschnitt, die Quelle, welche er leitete, die Blumenstöcke, die er im Sommer im Garten, und den Winter in seinem Zimmer pflegte, ja selbst die Schwalben erwarte, deren Neste er unter dem Karnieß des Chors respektirte, und die sie kommendes Frühjahr nicht mehr finden würden.

Bei diesen Unterredungen sprach mir das arme Mädchen niemals von sich selbst. Sie schien weit mehr darum besorgt zu sein, was aus dem Hunde, den Vögeln, den Möbeln, den Pflanzen werden soll, als welches Loos ihr selbst bevorstehe. Vielleicht dachte sie, der neue Pfarrherr werde sie in seine Dienste nehmen, wie den Glöckner oder das Chorkind von Jocelyn, oder daß irgend eine Familie im Orte sie als

Gärtnerin aufnehmen, und ihr umsonst das Brod und die Wohnung im Stalle der Kühe oder Schafe geben werde. Sie hatte ein kleines ihr zugehöriges Ameublement, bestehend in einem nußbaumenen Armoir mit Schubladen, welchen ich sie zuweilen öffnen sah, und der ein wenig Weißzeug, diesen Schatz der Dienstmägde, ihren Sonntagsrock und einen kleinen zerbrochenen Porzellannapf enthielt, welcher mit kleinen silbernen Geldstücken, mit schweren Sous, mit einem Halsband von Gagatperlen, die an einem kupfernen Faden gefaßt waren, mit zwei oder drei goldenen Ringen, die sie von ihrer Mutter überkommen hatte, und mit einem schönen Rosenkranz aus Kirschensteinen, die von einem Carthäusermönch abgeschliffen waren, — einem Geschenk, das ihr der Bischof gemacht hatte, als er einige Tage bei seiner Visitation im Orte zubrachte — angefüllt war. Die ganze Habe mochte etwa zehn Thaler werth sein. Das war ihr ganzer Reichthum. Sie betrachtete ihn oft mit sichtbarer, in ihrem Gesicht sich abstrahlender Freude. Aber seit Jocelyn gestorben war, und seitdem sie nicht mehr Almosen und Brod in ihres Pfarrherrn Namen auszutheilen hatte, schöpfte sie oft in ihrem Napfe und die schweren Sous nahmen sichtbar ab.

Das Loos dieses armen Mädchens beunruhigte mich, denn ich war damals nicht reich, und sah wohl, daß, wenn einmal das Ameublement verkauft wäre, um die Schulden, die Kosten der Krankheit und des Begräbnisses zu bezahlen, das Erbe sich auf zwei Lasten beschränkte: seinen Hund und seine Vögel. Doch Genovefa dachte nicht daran, sie war im Gegentheil fortwährend damit beschäftigt, in ihrem Gedächtniß weit hinauf zu suchen, ob nicht der Pfarrherr eine Maaß Gerste diesem, einen Karren Holz jenem, eine Handvoll Heu für die Ziege dem Einen, ein Stück Roggenbrod, das er im letzten Winter entlehnt habe, dem Andern noch schulde. Sie wollte nicht einen Strohhalm noch ein Salzkörnchen auf dem Gewissen oder dem

Gedächtniß ihres Herrn lassen haben. — Doch ich dachte daran. Ich hatte sie immer seit meiner Kindheit im Pfarrhaus gesehen; ich hatte mich nicht erkundigt, wie sie dahin gekommen sei, noch weniger, wie sie es verlassen werde; der Pfarrherr, das Dienstmädchen und das Haus verschwanden in meinen Augen in ein einziges Wesen und in ein einziges unzertrennbares Ganze, das nun immer so existirt zu haben und immer so fortdauern zu müssen schien. Der Tod gab mir ein Problem auf, an welches ich zuvor nie gedacht hatte: woher kommt das Dienstmädchen und was soll aus ihm werden?

Doch ich mußte einmal mit ihr davon reden. Es geschah eines Abends nach dem Essen, bei dem Schein der Lampe, beim Prasseln des Feuers; mein Ellbogen war noch auf den Tisch gestützt, der Kopf in meiner Hand; sie hatte eben erst das Brod aufgehoben und das Tischtuch zusammengelegt und saß im Schatten in der Ecke, welche die schwarze Grundmauer des Kamins mit der Küchenwand bildet, — der Ort, wo die Bauern die Salzlade aufstellen. Sie bewegte beim Stricken mit leichtem Klang des Eisens, während sie die Maschen auffing, die beiden glänzenden Ende ihrer Nadeln. Dieses lebendige, friedliche und eintönige Geräusch, wie das eines Pendels, entriß mich meiner Träumerei, und gab mir den Muth, ein ernsthaftes Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

7.

— Genovefa, sagte ich zu ihr, Ihr ruhet also gar nie aus?

— Oh! Mein Herr, antwortete sie mir, der gute Gott hat mich nicht zum Ausruhen geschaffen. Ich habe an dem Tage zu arbeiten angefangen, an welchem ich auf meinen Beinen stehen konnte, und ich werde bis zum Tage meines

Todes arbeiten. Wir haben genug Zeit auszuruhen da unten, setzte sie hinzu, indem sie mir mit Kopf und Hals eine Bewegung dem Kirchhofe zu machte, um nicht eine ihrer Maschen fallen zu lassen, wenn sie ihre Hand in eine andere Lage brächte.

— Wie, fiel ich ihr ins Wort, Ihr habt schon so jung gearbeitet? Ihr seid also niemals ein Kind gewesen? Ihr habt niemals mit Andern gespielt, und die Zeit auf der Gasse, am Fenster, auf dem Felde nutzlos zugebracht? Eure Mutter war demnach sehr hart oder sehr geizig und karg an Worten und Handlungen gegen ihre Kinder? Aber wie kommt es denn dann, daß Ihr selbst ein so sanftes und heiteres Aussehen mit den Kindern des Dorfes habt, welche Ihr den ganzen Tag im Hofe spielen, Eure Blumen ausraufen und Eure Nadeln ausziehen lasset, ohne mit ihnen zu zanken?

— Ah! mein Herr, das ist eine andere Sache, sehen Sie, sie haben ihren Vater und ihre Mutter, welche ihnen das Brod backen; aber ich hatte es nicht so gut als sie. Ich habe nur hier ein wenig gute Zeit gehabt, seitdem der Herr Pfarrer einwilligte, mich in seine Dienste zu nehmen. Bis dahin wußte ich nicht, was es heiße, sich setzen und die Sonne, das Feuer oder die Vorübergehenden zu betrachten.

— Wie, erwiderte ich, habt Ihr denn schon in so jungen Jahren ein so hartes Leben geführt?

— Oh! mein Herr, es war nicht hart, es war immer voll Mühe und Arbeit, das ist wahr, aber es war im Gegentheil sehr süß, und wenn der gute Gott heute meine Mutter wieder auferwecken wollte, so würde ich ihm für dieses Leben großen Dank sagen, und ich wäre überaus glücklich, es wieder von Neuem anfangen zu dürfen.

— So erzählt es mir doch, da Ihr nichts zu thun habt, da ich mit dem Lesen fertig bin, und da wir eine lange Nachtwache vor uns haben. Ich möchte, sagte ich zu ihr lächelnd,

die Geschichte von aller Welt wissen, denn sehet Ihr, Genovefa, der Geist ist nur eine große Neugierde wie die Wissenschaft. Wer es verstehen kann, findet in dem Leben jedes Menschen ein Lehre.

— Aber ich bin nur eine arme Magd, und bin nie etwas Anderes gewesen, was wollen Sie, daß ich Ihnen erzähle? Das würde Sie langweilen, wie das Geräusch meiner Stricknadeln die Kinder langweilt.

— Wäret Ihr die Fliege an der Wand, die Grille am Kamine, die Spinne am Balken, so würde mich das interessiren, sagte ich, und ich möchte ihre Geschichte kennen, woher sie kommen, was sie thun, was sie denken was sie wollen, was aus ihnen werden soll. Jedes lebende Wesen hat seinen Anfang, sein Ende, seine Bestimmung. Wenn man Alles erkennen würde, so wäre man für nichts gleichgültig.

— Ja, man wäre wie Gott, sagte sie zu mir, indem sich ihr Lächeln mit einem Strahl klaren und zärtlichen Erkennens erleuchtete. Der Herr Pfarrer sagte es wohl, wenn er empfahl, die Thiere nicht zu mißhandeln, und nicht ungeduldig zu werden gegen die Fliegen. „Ihr habt nicht das Recht, irgend etwas zu verachten, und zu sagen: das ist nichts, denn Gott hat es gemacht.“

— So ist es ganz, meine arme Genovefa, sagte ich, indem ich in ihren Worten die ganze Seele von Jocelyn wiederfand; Alles ist interessant, Alles verdient Achtung in den kleinsten Geschicken des verborgensten und unscheinbarsten aller Wesen. Die Stolzen sind Thoren, die Verachtung ist nur Unwissenheit; eben darum wüßte ich es Euch zum Dank, wenn Ihr mir das aus Eurem armen Leben, was ich nicht weiß, erzählen wolltet, wo Ihr geboren seid, was Ihr gethan habt, wie Ihr hierher gekommen seid, und wohin Ihr nachher gehen wollet.

— Ich will Ihnen gehorchen, mein Herr, sagte sie errö-

thend, wenn Ihnen das Vergnügen macht. Sie werden mich vielleicht auslachen!

— Ach, Genovefa, erwiderte ich im ärgerlichen Tone, lachte Jocelyn je über das naivste Geständniß einer alten Frau oder eines Kindes? Bin ich nicht sein Freund?

— Ja, ja, das ist wahr, sagte sie reuig; ich habe Unrecht, ich will Ihnen Alles erzählen.

Ich näherte mich dem Feuer, sie schlug nicht ihre Augen von ihrem Strickzeuge auf, verlor nicht eine Masche, und sagte mir, während sie mit ihrer Arbeit fortfuhr:

8.

— Ich bin von Voiron in der Dauphiné. Dieses ist ein schöner Ort am Fuße des Gebirges; die Wasser sind hier heiß, um die Leinwand zu waschen, das Brod ist gut, und die Kastanien sind hier für die armen Leute nicht theuer; das Volk ist hier heiter, beweglich, versteht sich auf den Handel und ist ein wenig spöttisch, wie in der Dauphiné überhaupt; die Mädchen und jungen Männer haben schöne Farben auf den Wangen, als ob die Kälte des benachbarten Schnees sie kneifen würde; man sollte nicht voraussetzen, daß ich dorther stamme, wenn man sieht, wie ich so bleich bin; aber sehen Sie, ich kam gar nie in die Luft hinaus, ich habe immer im Hause gelebt, und das raubt die Farben; da geht es, wie mit jenen Pflanzen, welche der Herr Pfarrer im Schatten auf der Treppe hielt....

— Seine Hortensia, ergänzte ich.

— Ja, sagte sie, da geht es wie den Hortensia, sie bleiben violet wie ein Mond auf dem Schnee. Das wird nie roth, wie die Sonne, weil es diese nie sieht.

— Aber warum sahet Ihr die Sonne nicht, wie die andern Kinder von Voiron?

— Sie sollen sehen, mein Herr.

Und sie fuhr fort:

— Mein Vater war Glasermeister; er ging im Taglohn bald da bald dort hin, um die Rahmen, die Fenster und die Scheiben der Kirchen auszubessern. Er war nicht reich; er hatte fünf Kinder, einen zwölfjährigen Knaben, welcher bereits am Werktisch mit ihm arbeitete, der ihn in die Städte und auf die Dörfer im Gebirge begleitete und das leichte Handwerkszeug, die Glasscheiben, den Mastix und das kleine Messer, um ihn aufzustreichen, trug. Er hatte vier Töchter, zwei von einer ersten Frau, die um einige Jahre älter waren, als ich, mich, die ich zur Zeit, deren ich mich erinnere, acht Jahre alt war, und eine kleine Schwester von drei Jahren, welche man Josette hieß. Meine Mutter war Wäscherin en gros, d. h. sie wusch die ungebleichte Leinwand für die Landweber, ehe sie diese auf den Markt führten. Zu diesem Zwecke hatten wir hinter dem Hause, dem Bache entlang, ein großes Stück Wiese, welches man nicht abmähte, das aber immer von Stücken Leinwand bedeckt war, welche man netzte, damit die Sonne sie trockne, und damit der Thau den Faden weich mache. Das war ein so schöner Anblick am Mittag, von unserm Fenster aus alle jene Mädchen zu sehen, welche mit bloßen Füßen diese langen graulichen und weißen Streifen auf dem nassen Grase ausbreiteten und Tropfen Wassers darüber gossen, welche in der Sonne wiederglänzten, welche ihnen auf ihre Haare fielen, und ihnen die Füße netzten. Ach! ich hatte so ein großes Verlangen, wie sie auf der Leinwand herumzulaufen!

— Und wer verhinderte Euch daran? fragte ich.

— Ach! Das sollen Sie sogleich erfahren, mein Herr. Aber lassen Sie mich nun erzählen.

— Meine arme Mutter, obgleich sie erst zweiunddreißig Jahre alt war, verließ das Bett seit der Entbindung von meiner kleinen Schwester nicht mehr. Sie hatte keine sichtbare

Krankheit, keinen Husten, kein Fieber, kein Magenleiden oder Kopfweh; ihr Gesicht war so frisch, ihr Auge so lebhaft, ihre Haut so weiß, wie bei einem jungen Mädchen, aber sie konnte sich nicht mehr ihrer Füße bedienen, nicht einmal um sich im Bett umzukehren. Man sagt, ihre Milch habe sich zersetzt in Folge irgend eines Schreckens, welchen sie bei der Ernährung von Josette gehabt hatte, oder weil sie zu schnell nach ihrer Niederkunft hinausgegangen war, um ihre Leinwand zu netzen, so daß die Feuchtigkeit der Wiese dieses Uebel verursacht hatte. Wenn Sie sie gesehen hätten, wie sie in ihrem Bette in der Sonne saß, auf ihr Kissen gestützt, wie sie mit ihren Händen frei den ganzen Tag arbeitete, die Leinwand säumte, zusammenlegte und ausbesserte, oder die Kräuter für die Suppe des Vaters und der Kinder verlas, so hätten Sie geglaubt, daß sei eine junge Kindbetterin, welche in zweien Tagen aufstehen dürfe, oder eine träge Frau, die bis Mittag im Bett bliebe. Ach, mein Herr, so war es nicht; sie war nie ohne eine Arbeit in der Hand, sie dachte an Alles, sie wachte über Alles, sie arbeitete noch zwischen ihren Vorhängen beim Schein der Lampe, welche an der Säule des Bettes aufgehängt war, wann im Hause schon Jedermann schlief; sie versuchte jeden Morgen aufzustehen, wenn wir Alle noch schliefen, indem sie immer noch hoffte, daß ihr vielleicht während der Nacht die Kräfte in ihre Beine zurückgekehrt seien; und wenn sie dann bemerkte, daß es noch immer wie am Tage zuvor sei, so weinte sie ein wenig, aber sie tröstete sich schnell wieder, und stellte sich, als ob sie heiter wäre, um meinen Vater und meinen Bruder, die zur Arbeit fortgingen, nicht zu betrüben.

Meine beiden ältern Schwestern gingen auch aus, zuerst am Morgen zu der Leinwand, und nachher in die Fabrik. Man sah sie nur am Mittag und am Abend beim Essen wieder; sie liebten meine Mutter sehr, welche für sie, wie für ihre drei Kinder sorgte; aber sie hatten mütterliches Vermögen, und

verachteten uns ein wenig, weil wir klein waren, und unsere Mutter außer ihrer Schönheit, ihrer Herzensgüte und ihren zehn Fingern nichts gehabt hatte. Am Sonntag Morgen hörte ich sie zuweilen in der Kammer, in welcher sie sich zum Kirchgang ankleideten, sagen: Ich will dieses Halstuch nicht mehr; dieses Kleid ist zu abgetragen; geben wir es der Kleinen, es ist gut genug für sie. Gleichwohl waren sie nicht bösartig, aber sie waren für Töchter eines Glasers ein wenig stolz.

9.

Unser Vater war zu arm, um meiner Mutter eine Magd zu halten, und ich war zu klein, um ganz allein die Haushaltung besorgen zu können. Die Nachbarinnen kamen wohl gerne, wann ich sie darum ersuchte, um für uns den Eimer aus dem Brunnen zu ziehen, die großen Holzblöcke ins Feuer zu legen und den Kessel an dem Haken aufzuhängen; aber meine Mutter und ich besorgten alles Uebrige. Sobald ich im Zimmer allein gehen konnte, war ich auch die geborne Magd des Hauses, die Beine meiner Mutter, welche keine andern, als die meinigen mehr hatte. Da sie immer Etwas brauchte, was sie nicht selbst im Garten, im Hof, im Schlafzimmer, beim Feuer, auf dem Wasserstein, auf dem Tisch oder einem andern Möbel holen konnte, hatte sie sich daran gewöhnt, sich meiner vor der Zeit zu bedienen, wie sie sich einer dritten Hand bedient hätte; und ich, so klein ich auch war, war stolz, mich als nöthig, nützlich und brauchbar wie eine erwachsene Person im Haus zu fühlen. Dieses hatte mich vor dem Alter von acht Jahren aufmerksam, reif, ernst und verständig gemacht. Sie sagte zu mir: „Genovefa, ich brauche Dieses oder Jenes; bringe mir Josette auf mein Bett, daß ich ihr zu trinken gebe; trage sie in ihre Wiege zurück, und wiege sie mit Deiner Fußspitze, bis sie eingeschlafen ist; hole mir meine Strümpfe; wickle mir mein Garn auf; schneide im

Garten einen Salat ab; geh' in den Hühnerstall, und sieh nach, ob in dem Nest der Henne warme Eier sind; zerhacke den Kohl, um Deinem Vater die Suppe zu machen; rühre die Butter an; lege Holz dem Feuer zu; schäume den siedenden Kessel ab, werfe das Salz darein; lege das Tischtuch auf, schwenke die Gläser; gehe in den Keller hinunter, öffne den Hahnen, und fülle am Fasse die Flasche mit Wein." Und wenn ich dann damit fertig war, wenn man gespeis't hatte, und Alles gut ging, sagte sie zu mir: „Bringe mir Dein Kleid, damit ich Dich putze, und Deine schönen Haare, damit ich sie Dir kämme." Sie zog mich an, putzte mich, kämmte mich, umarmte mich und sagte zu mir: „Geh' jetzt zum Spiel auf die Gasse mit den Kindern der Nachbarinnen, damit sie sehen, daß Du so reinlich, gut gekleidet und gekämmt, als sie, bist." Und ich ging einen Augenblick hinunter, um ihr Freude zu machen, aber ich entfernte mich nie von der Schwelle des Hofes, um hören zu können, wenn mich meine Mutter zurückrief, und ich blieb nie lange aus, weil mich die andern Kinder ausspotteten und zu mir sagten: Ei, das gesetzte Mädchen, sie kann gar Nichts spielen; lassen wir sie stehen! Ich zog es vor, zurückzukehren, und am Bett meiner Mutter stehen zu bleiben, während ich in ihren Augen las, was sie etwa wünschen könnte. Alle Tage vergingen auf diese Weise; ich stand die Erste im Haus auf und legte mich zuletzt zu Bett. Ich athmete die freie Luft nur durch das Fenster ein, ich sah die Sonne nur auf der Schwelle der Hausthüre, und darum, mein Herr, hatte ich ein so bleiches Aussehen. Man sagte zu meiner Mutter: Eure Kleine hat eine recht bleiche Farbe. O! nein, antwortete sie, aber sie hat ein bleiches Leben! Ich ging nicht einmal in die Schule.

10.

Diese lange Krankheit meiner Mutter, welche sie so viele Jahre bewegungslos und ohne körperliche Beschäftigung ans

Bett bannte, hatte sie, wie eine Dame, unterrichtet, und, wie eine Heilige, fromm gemacht; die Söhne unserer Nachbarinnen, welche in die Klasse gingen oder in die Vakanzen nach Haus kamen, liehen ihre alten Bücher aus Mitleiden der armen kranken Glaserfrau, durch die Vermittlung meines jungen Bruders, um ihr die Zeit zu verkürzen. Wenn am Abend mein Vater, mein Bruder, meine beiden ältern Schwestern von ihrer Arbeit nach Hause zurückgekehrt waren, so versammelte sie uns Alle um ihr Bett, um uns laut die schönen Geschichten vorzulesen, welche sie leise für sich den Tag über gelesen hatte, und die geeignet waren, meinen kleinen Bruder zu belehren, meine Schwestern zu unterhalten und meinen Vater zu trösten. Es waren dies Abschnitte der Bibel, wo von armen Leuten die Rede war, welche auf ehrliche Weise ihrem mühsamen Beruf nachkamen, wie wir, und gleichwohl vom Herrn geliebt und mit Besuchen beehrt wurden; Gleichnisse des Evangeliums mit Erklärungen von Gelehrten, um auch den Einfältigen ihr Verständniß zu öffnen; die Geschichten des jungen, seine Mutter vor den Schriftgelehrten durch seine Antworten in Staunen setzenden, ihr dann unterthänig im Hause gehorchenden, und die Werkzeuge und das Holz auf dem Zimmerplatz tragenden Jesus; dann seine Unterredungen und seine Freundschaftsverhältnisse mit den Gärtnern und den armen Frauen der Vorstädte Jerusalems; ein anderes Mal waren es Bücher mit Worten, welche die Dinge wie Bilder oder Gemälde vor den Augen erscheinen ließen, und die im Ohr wie eine Musik tönten. Diese Bücher erzählten die Geschichten eines Sohnes, Namens Telemach, welcher seinen Vater von Insel zu Insel suchte, und der immer durch Schiffbrüche, Abenteuer, Versuchungen und Unglücksfälle, welche das Weinen und doch zugleich auch Vergnügen erregten, aufgehalten wurden; oder auch war es die Geschichte eines armen Unglücklichen, Namens Robinson, welcher durch den Sturm

auf eine Einöde, inmitten des Meeres, allein mit einem Hund und einem Vogel verschlagen wurde, und der in seinem Verstand und mit der Gnade Gottes die Mittel auffand, sich ein Haus zu erbauen, sich einen Garten zu schaffen, gezähmte Thiere sich zu ziehen, und die Vorsehung in seiner Einsamkeit zu preisen. Diese Geschichten zerstreuten uns, während mein Vater seine Schlichthobel auf einem mit Oel getränkten Steine schliff, und mein Bruder seine Gläser, wie wir Leinwand zerschnitten, mit seinem diamantenen Pfriemen schnitt. Wenn auf dem Thurme die Glocke des Angelus ertönte, so machte man das Buch zu und legte sich nieder, um sehr früh aufzustehen, und bedauerte immer, daß die Geschichte noch nicht zu Ende sei.

So brachten wir unsere Winterabende zu. Aber während des Tages, wenn alle Welt ausgegangen, das Zimmer und die Stiege gefegt waren und der Kessel in der warmen Asche zu sieden anfing, las mir allein meine Mutter ernstlichere und religiösere Stellen vor, die ihr weit mehr gefielen, weil sie nur von Gott und zu Gott sprachen. Das war die Nachahmung Jesu Christi; Betrachtungen über die Krankheiten, die Bekümmernisse, den Tod, den Himmel und Gebetbücher, deren Blätter von ihren Thränen genetzt und von ihren Fingern abgenützt waren. In diesen Blättern lehrte sie mich lesen und beten. So klein ich auch war, zog ich diese Bücher den andern vor, weil meine Mutter eine viel gesammeltere und getröstetere Miene annahm, wenn sie dieselben aus meiner Hand erhielt, und weil, sobald ich sie betrübt oder heimlich weinend über ihren Zustand sah, eines dieser Bücher ihre Thränen trocknete und ihr ihr Lächeln zurückgab. Dieses lehrte mich, meine Gebete am Fuße ihres Bettes mit weit mehr Rührung und Vergnügen zu verrichten. Ich stellte mir immer vor, Gott sei gegenwärtig, welcher uns höre, und wenn ich meinen über ihrer Decke aufgestützten Kopf erhob, so sahe ich meine Mutter

getröstet und geheilt, wie sie ihr Kleid von mir fordere und, wie ich, durch das Haus gehe. Doch der Wille Gottes war nicht mein Kindeswille. Meine Mutter siechte immer mehr hin, und ich wurde groß.

Und doch betete sie mit einer Inbrunst, welche die Engel hätten beneiden können. Besonders erfreut war sie, wenn sie mich mit meinen Lippen in Gemeinschaft mit ihr beten sah. Zuweilen sagte sie zu mir: Genovefa, Gott liebt die Kinder, weil sie noch nicht gesündigt haben. Ich kann nicht in die Kirche gehen; ich bin gewiß, daß ich, wenn ich dahin gehen könnte, Gott rühren und gesund heimkehren würde; gehe an meiner statt dahin; morgen stehst Du recht frühzeitig auf, hörst statt meiner die erste Messe, welche der alte Priester vor Tagesanbruch für die armen Leute liest, welche keine halbe Stunde am Fuß der Altäre zu verlieren haben, — die sogenannte Messe der Dienstboten an; Du betest meinen Rosenkranz hier zu Ende, als ob ich es wäre. Der gute Gott nimmt vielleicht die Gegenwart und das Gebet des Kindes für die Gegenwart und das Gebet der Mutter. Gehe, mein Kind!

Und ich ging, mein Herr; ich stand, ohne Lärm zu machen, auf; ich nahm meine Holzschuhe bis unten an die Treppe in die Hand; ich trat in die Kirche, in welcher es noch Nacht war. Die Mägde und die alten Frauen sagten ganz leise: „Ei, seht doch, wie brav diese Kleine ist! — Sie ist die Tochter der kranken Glaserfrau, sagten die Andern; das arme Kind kommt für seine Mutter! Sie lernt schon frühe das Elend kennen, sie bedarf wohl der Gnade Gottes!“ Ich blieb nicht stehen, um ihnen zuzuhören, ich ging an den Platz, welchen mir meine Mutter an einem Pfeiler in einer Ecke des Chorgitters bezeichnet hatte, wo eine Kapelle war, die man die Kapelle der Heilungen nannte; ich hörte die Messe in der kalten und düstern Kirche, welche nur durch die zwei kleinen Kerzen auf dem Altar erhellt war, an, ich betete sieben oder

achtmal den Rosenkranz meiner Mutter her, und hoffte immer, daß das letzte Kügelchen das gute sei! Ich weinte darüber vor Ungeduld und Inbrunst wie ein Kind. Dann zog ich wieder meine Holzschuhe an, und kehrte eilig nach Hause zurück. — Ich danke Dir, Genovefa, sagte meine Mutter zu mir, ich bin nicht geheilt, aber ich fühle mich wohler; siehe, die Stunde Gottes ist nicht unsere Stunde; aber alle Stunden, welche wir ihm weihen, werden uns, sei es für Dieses oder für Jenes gezählt! Laß uns in Geduld seine Stunde abwarten. Derjenige, welcher uns die Tage gibt, zählt sie uns nicht. Vielleicht hat er mir einen vorbehalten, welcher tausende aufwiegt gegen denjenigen, welchen er mir heute nicht geben wollte. Und wir beide machten uns zufriedener an die kleinen Tagsgeschäfte. Dieses, glaube ich, mein Herr, gab mir, als ich noch Kind war und später, eine große Vorliebe für die Kirchen, ein großes Verlangen, bei den Dienern Gottes in Dienst zu treten, und dieses bestimmte mich zu meinem Gelübde, wie ich Ihnen sogleich erzählen will. Aber ich langweile Sie, nicht wahr, mein Herr? Sagen Sie mir es ganz einfach heraus, und ich will Ihnen mit einem Worte Alles sagen.

— Nein, nein, sagte ich zu ihr; nichts langweilt mich, was mit Wahrheit und Einfalt aus dem Herzen kommt; erzählet mir Alles, wie es Euch selbst eben ins Gedächtniß kommt; die Einzelnheiten, meine arme Genovefa, sind nur die Stückwerke, aus denen Gott das Ganze schafft. Was wäre Euer Leben, wenn Ihr die Tage davon ausscheiden würdet? — Ach! das ist wahr, sagte sie, der Herr Pfarrer sagte es auch. Eine Million von Grashalmen macht eine Wiese; Millionen und aber Millionen Sandkörnchen machen einen Berg. Der Ocean besteht aus Wassertropfen; das Leben ist aus Minuten gebildet. Ich will mein Gedächtniß zusammennehmen. Dann dachte sie einen Augenblick nach, indem sie die Bewegung

ihrer Stricknadeln einstellte und die Augen schloß. Dann öffnete sie sie wieder, und fuhr zugleich mit der Erzählung und dem Stricken fort; aber ihr Gesicht hatte plötzlich einen ernsteren und melancholischeren Ausdruck angenommen. Man sah, daß sie irgend eine verschlossene und vielleicht blutende Falte ihres Gedächtnisses öffnen wollte.

11.

Wir lebten so, mein Herr, ungefähr zehn Jahre, ohne daß irgend eine bedeutendere Veränderung in dem Hause meines Vaters vor sich ging. Meine beiden Halbschwestern hatten sich mit Fabrikarbeitern verheirathet; sie nahmen alle Wohlhabenheit und einen Theil der Möbel des Hauses, welche ihnen von ihrer Mutter her gehörten, mit fort. Sie kamen fast gar nicht mehr zu uns auf Besuch, denn sie schämten sich unserer Armuth: sie verachteten uns. Mein Bruder hatte das militärpflichtige Alter erreicht. Er war der einzige Arbeiter meines Vaters; ein guter, dienstwilliger Arbeiter, welcher für Zwei arbeitete, nie ausschweifte und ohne Lohn diente. Wir hatten Alle unsere Ersparnisse zusammengelegt, unsere goldenen Ketten und Kreuze seit fünf oder sechs Jahren verkauft, um ihm einen Stellvertreter in der Armee, falls ihn das Loos träfe, zu kaufen; wir ließen viele Messen in Voiron und in der Kapelle der großen Charteuse lesen, damit er ein großes Loos ziehe, und uns unsere einzige Stütze nicht entrissen werde; aber er hatte eine schlechte Nummer gezogen; Gott wollte uns heimsuchen, er ist der Herr, und ist weiser, als das Loos. Die Ersatzmänner kosteten in jenem Jahr sechszehnhundert Franken, und wir konnten nur vierzehnhundert zusammenbringen. Weil diese zweihundert Franken fehlten, mußte der arme Jüngling uns verlassen. Es war eine große Niedergeschlagenheit im Hause; mein Vater verlor darüber den Muth, meine Mutter magerte vor Kummer ab und wurde immer bleicher; meine

arme kleine Schwester Josette, welche erst elf und ein halbes Jahr alt war, war ihr einziger Trost; aber sie war auch ihre größte Sorge.

Diese Kleine, mein Herr, welche meine Mutter ein wenig mehr als uns verwöhnt hatte, wie die Mütter immer mehr ihr jüngstes Kind verwöhnen, verdiente wohl diese Bevorzugung. Sie war hübsch wie ein Engel, lebhaft wie ein Vogel und launisch wie ein junges Ziegenböckchen. Sie war entschieden das schönste Kind in Voiron. Wir kleideten sie, meine Mutter und ich, mit Vergnügen, wie ein wahres Fräulein, mit dem Wenigen, was wir hatten, Haube, Rock, Spitzen, Schuhe mit Schnallen, weiße Strümpfe. Wenn ich sie am Sonntag in die Kirche führte, so standen die Frauen still und sagten: Ei, seht doch, welch ein hübsches Kind! Sollte man glauben, daß es die Tochter der armen, kranken Glaserfrau ist? Die Kleine hörte dieses Alles, wurde dadurch ein wenig eitel, und erzählte es bei der Heimkehr ihrer Mutter wieder; sie ging gerne aus und schmückte sich, um so bewundert zu werden; das war ganz natürlich. Es ging ihr wie dem kleinen Pfauen, welcher in der Sonne seine Flügel auf dem Grase glänzen sieht; aber sie hatte ein so gutes, gutes Herz, daß sie uns deßwegen nicht verachtete; im Gegentheil umarmte sie meine Mutter und mich ganze Stunden lang: sie sagte, sie sei überaus glücklich, weil die andern kleinen Mädchen, unsere Nachbarinnen, nur eine Mutter hätten, sie aber zwei habe! Ach! ich liebte sie sehr; ich liebte sie so sehr, als ob sie meine Tochter wäre; sie schlief mit mir in einem Bett, seit sie entwöhnt war. Ich war wie unser Vater: ich gab ihr Alles.

Bei diesen Worten wurde Genovefa sichtbar bewegt, ihre Stimme brach sich im Hals, ihre Augen glänzten von leichter Nässigkeit, in welcher sich der Lampenschein ein wenig netzte, wie ein Stern im Wasser. Ich selbst seufzte unwillkürlich, denn ich ahnte irgend ein Unglück.

12.

Ach! Mein Herr, fuhr Genovefa fort, unsere arme Mutter hatte wohl Ursache, sich um Josette's willen zu beunruhigen, denn sie fühlte mit jedem Tage mehr ihre Kräfte abnehmen. Ihre Krankheit war nicht schmerzlich; aber die Langweile tödtete sie; und dann sah sie meinen Vater altern und das Elend hereinbrechen, seitdem mein Bruder nur noch seinen Soldatensold verdiente. Zuweilen rief sie mich an ihr Bett, wenn der Vater und die Kleine schliefen, unter dem Vorwande, daß sie von mir zu trinken wolle, oder daß ich die Lampe anzünde oder das Kissen unter ihrem Kopfe anders wende, oder daß ich ihr in ihrem Gebetbuch ein Gebet vorlese. Aber ich merkte wohl, daß es ihr nicht darum zu thun war; sie wollte mit mir reden und nicht allein weinen, mein Herr. Sie sagte zu mir: Verzeihe mir, meine arme Genovefa, daß ich Dir Deinen Schlaf, den die Armuth ohnedem verkürzt, störe; ich kann nur Dir mein Herz öffnen, es brennt mich so während der Nacht. Wird es nicht bald Tag? ... Und dann redete sie mit mir wie Einer, der das Fieber, leuchtende Augen, rothe Wangen, trockene Lippen, hastige Worte hat; sie unterhielt sich mit mir über meinen Bruder, über die Angst, die sie quäle, daß sie sterbe, ehe er seinen Abschied habe, und durch sein Handwerk unsern Lebensbedarf verdienen könne; über meinen Vater, der weniger thätig und zur Arbeit geschickt wurde, dessen Augen abnahmen, welcher die Gläser falsch zerschnitt und zerbrach, und den seine Kundschaften in den Ortschaften verließen; vor Allem aber und zumeist über die Kleine, welche mehr als die Hälfte ihrer Gedanken ausfüllte. Ich suchte sie wieder zu trösten, indem ich ihr sagte, daß ich jung und stark sei, so wenig man mir auch das Letztere ansehe, daß ich an Mühe und Arbeit gewohnt sei, daß ich mich bei den Leinwandbleichern verdingen oder im Taglohn an-

stellen lassen würde, daß ich vielleicht einen braven Burschen der Gegend heirathen könnte, daß wir die Kleine bei uns aufnehmen und für sie wie ein eigenes Kind sorgen würden. — Oh! ja, sagte sie zu mir, Genovefa, verspreche es mir, schwöre mir beim Kreuz Deines Rosenkranzes, daß Du ihr Mutterstelle vertreten und ihr alle Dienste leisten wirst, welche eine Mutter ihrer Tochter erzeigen kann! Und es wurde mir nicht schwer, ihr dieses zu schwören, mein Herr, denn ich log nicht; das war mein Vorsatz und meines Herzens Meinung! Diese Kleine, sehen Sie, war der Abgott von uns beiden.

Dann umarmte mich meine Mutter, und ich legte mich wieder zufriedener neben meine Schwester nieder, welche nicht einmal ahnte, daß wir von ihr geredet und über sie geweint hätten.

13.

Als der Herbst angekommen war, beim Fallen der Blätter, beim ersten Fallen des Schnees auf die Leinwand, welche auf die Wiese ausgespannt war, rief mir eines Nachts meine Mutter mit einer Stimme, welche ich nicht wieder erkannte, und die mich im Innern erbeben machte. Ich lief mit bloßen Füßen zu ihrem Bett. — Genovefa, sagte sie zu mir, hole den Vikar, sobald es Tag wird; entferne unter irgend einem Vorwande Deinen Vater und Josette; ich will nicht, daß sie meinen Todeskampf mit ansehen; ich fühle hier, setzte sie hinzu, indem sie meine Hand ergriff und auf ihr Herz legte, daß ich an diesem Tage sterben werde! Schluchze nicht, weine nicht, Du würdest sie aufwecken; schließe meine Vorhänge, und sage ihnen, wenn sie aufstehen, daß ich eben einschlafen wolle.

Ich ging in den Hof hinab, um ungehört gegen die Mauer hin schluchzen zu können. Dann that ich, wie sie mir gesagt hatte. Ich führte Josette zu einer Nachbarin, welche sie Spitzen auf einem grünseidenen Kissen machen lehrte, und sagte zu

meinem Vater, daß seine Kunden im Gebirg nach ihm geschickt hätten, da der letzte Hagel viele Scheiben zerbrochen haben müsse; er nahm seinen Glaskasten auf seinen Rücken und suchte den Weg nach dem Gebirge. Der Vikarius kam und ließ meine Mutter beichten und communiciren; sie hatte keinen Todeskampf, ihr Leben war ein solcher seit langer Zeit; ihr Lebenslicht erlosch sanft, ich allein war in dem Zimmer, und sie empfahl mir noch Josette. — Ich hätte sie gerne noch sehen wollen, sagte sie zu mir, aber Du wirst sie an meiner statt küssen. Dann hielt ich ihr das Crucifix auf die Lippen; sie küßte es und mir zugleich die Finger. Als ich keinen Athem auf meiner Hand mehr fühlte, warf ich mich am Fuße ihres Bettes auf die Kniee: sie war todt! Ich wachte ihr allein, und begrub sie auch allein im Hause.

14.

Die Nachbarn behielten Josette und meinen Vater bis nach der Beerdigung bei sich. Ich brachte Alles im Hause in Ordnung, gerade wie wir es jetzt thun. Dann kehrten sie zurück. Ach! wie traurig war es doch, immer hier dieses Bett von grüner Sarsche mit diesen geschlossenen Vorhängen zu sehen, und aus ihm heraus nicht mehr jene sanfte Stimme zu hören, welche jeden Augenblick sagte: Genovefa! Ich hätte es niemand anders sagen mögen, aber Ihnen, mein Herr, darf ich es schon sagen: oft während der ersten Monate, wenn ich allein im Zimmer war, zog ich diese Vorhänge halb zurück und rief: Da bin ich, meine Mutter, was wünschet Ihr?

Die arme Genovefa konnte sich bei diesen Worten nicht mehr halten und schluchzte einen Augenblick; dann wischte sie sich die Augen mit dem wollenen Strumpf, welchen sie strickte. Ich selbst fühlte eine Thräne von meinen Augen über den Lauf der Flinte rollen, welche ich am Feuer zwischen meinem Beinen putzte.

15.

Mein Vater, fuhr die Magd fort, konnte diese Trennung nicht aushalten. Meine Mutter war sein Gewissen, sein Verstand und sein Wille. Als sie nicht mehr da war, war er nur noch ein Körper ohne Seele. Er blieb am Abend nicht mehr zu Hause, um neben diesem leeren Bett zu wachen. Er ging nach der Arbeit aus, um sich außer dem Hause zu zerstreuen. Er machte schlechte Bekanntschaften, und der arme Mann wurde in die Cafés und zu den Weinhändlern hinein gezogen, er gab sich dem Spiel und dem Trunk hin, kam spät erst nach Hause zurück, hatte keine Freude mehr an der Arbeit; er verzehrte oder verlor die vierzehnhundert Franken, welche wir allmählig erspart hatten, um meinen Bruder loszukaufen oder um mich und Josette später zu verheirathen; bald wurde er durch den Branntwein vollends abgestumpft; wenn ich ihm am Morgen beim Erwachen ehrfurchtsvolle Vorstellungen machte, so sagte er zu mir: „Bah! Du hast Recht, aber das ist stärker als ich. Seitdem ich Deinen Bruder nicht mehr neben mir im Geschäfte habe, und Deine Mutter im Zimmer, sind mir die Werkstätte und das Haus zur Last; ich bin erst zufrieden, wenn ich das Bewußtsein verloren habe; meine Seele liegt im Glas. Laß mich die Hefe vollends austrinken, es wird nicht mehr lange dauern, das Faß geht zur Neige; um so besser, das Leben ist mir eine Last!“ Zuweilen küßte er doch noch meine Schwester und mich, ehe er fortging, und sagte zu uns: „Haltet Euch gut, ich will heute auf den Kirchhof, am Kreuz Eurer Mutter beten, ich kehre bald zurück und arbeite morgen,“ und mit diesen Worten ging er fort. Oft blieb er drei oder vier Tage aus, ohne heimzukehren. Einmal dauerte es gar acht Tage, bis er sich wieder zeigte. Wir erfuhren, man habe ihn todt unter dem Schnee, in der Schlucht von Saint-Laurent, die zum Kloster führt, seinen Glaskasten noch auf dem

Rücken und seine Sous in seiner Tasche, gefunden. Man wußte nicht, ob er auf dem Wege, beim Herausgehen aus der Herberge der Hausirer, in Saint-Laurent, im trunkenen Zustand gefallen, oder ob er von der Nacht überrascht und von dem Schneesturz begraben worden sei. Wir blieben allein, Josette und ich. Die Nachbarinnen nannten uns im Scherz: die Mutter und das Kind.

16.

Meine Mutter hatte mich keine Handarbeit lernen lassen, und doch mußte ich leben und Josette ihren Unterhalt erwerben und für ihre Erziehung sorgen. Ich errichtete einen kleinen Krämerladen und versorgte diesen mit meiner Schwester, welche neben mir am Schreibtische saß, und schwarze Spitzen für die Bäurinnen der Dauphiné und des Valais zu verfertigen lernte. Man streckte mir auf Kredit eine kleine Anzahl Waaren vor, welche ich an die Hausirer des Gebirgs absetzte: beinerne Knöpfe, Schuhschnallen und Strumpfbänder, Gamaschen von grober weißer Wolle, welche bis über die Kniee herauf gehen, wie Sie sie hier sehen, Papier, Tinte, Federn, Holzschuhe und einige Ellen grober rother, weißer und blauer Zeuge, aus denen sich die Frauen im Gebirge ihre Röcke machen. Da ich zuvorkommend und da die Kleine hübsch war, fehlte es uns keineswegs an Kunden. Die Landleute aus dem Gebirge, welche meinen Vater aus alten Zeiten kannten, versahen sich bei uns mit Vorliebe für ihre Bedürfnisse während der Schneemonate. War einmal der Winter hereingebrochen, so verkauften wir fast nichts mehr. Es wurde uns schwer, uns Nahrung zu verschaffen; aber um eine Kleinigkeit zu verdienen, machte ich die Haushälterin bei abwesenden armen Nachbarinnen, oder bei Kranken und Kindbetterinnen, für die Nahrung und für drei oder vier Sous täglich, was man mir eben geben wollte. Man war mit meinen Dienstleistungen zufrieden, weil ich am

Bett meiner Mutter so gut gelernt hatte, wie man einer Kranken die Langweile vertreibt und wie man sie in ihrem Bette hebt und legt. Ich kam mehrmals am Tage nach Hause zurück, um zu sehen, was Josette ganz allein im Hause mache und um sie essen zu lassen und ins Bett zu legen; dann kehrte ich um, um die ganze Nacht über, auf einem Stuhl sitzend, meinen Kranken zu wachen.

17.

Das dauerte zwei Jahre also, und Alles ging gut, aber ich fing an melancholisch zu werden, ohne zu wissen warum. Ich war nämlich zwanzig Jahre alt, und sah wie allen jungen Mädchen meines Alters von den jungen Burschen im Ort der Hof gemacht wurde, und wie sie sich dann mit denjenigen verheiratheten, welchen sie vor allen Andern den Vorzug gegeben hatten. Ich wurde oft in die Häuser gerufen, um der Braut das Hochzeitkleid anzulegen, oder um das Hochzeitessen zu bereiten; während die andern Mädchen meines Alters in die Kirche gingen, über Tisch mit ihren Bekannten plauderten, oder in den Scheunen tanzten, besserte ich die Kleider aus, machte Kuchen, oder deckte den Tisch allein mit den alten Weibern im Hause. Das erregte gleichwohl in mir Gedanken, das Glück auf diesen vom Ball ganz gerötheten Gesichtern, welche mit ihren Bräutigamen am Brunnen des Hofs oder bei der Blumenlaube im Garten lispelten, zu sehen. Ich sagte mir: Sie werden wohl auch viel Unangenehmes im Leben erfahren; aber sie werden nicht allein im Hause, allein bei der Arbeit, allein in ihrer Jugend, allein in ihren alten Tagen sein, wie ich, wenn ich Josette auferzogen und verheirathet haben werde; sie werden hübsche Kinder, wie meine kleine Schwester, um sich haben, welche an der Hausthüre spielen, ihre kleinen Hände im Winter an der Asche des Kamins wärmen, sich an ihre Schürzen hängen, sie am Abend und Morgen an

ihre Wiegen rufen werden, um sie zu küssen!... Aber ich!... ich werde nichts haben, wenn Josette einmal aus dem Hause ist, als die vier weißen Mauern des Zimmers, das Geräusch des im Heerde brennenden Feuers im Winter, und im Sommer das Summen der Fliegen am Fenster! Das ließ mich oft den Athem tiefer holen, als mir wegen der Luft nöthig war; die Kleine, welche mich träumen sah und seufzen hörte, sagte zu mir: „Was hast Du denn, Genovefa; habe ich Dich betrübt? — Nein, erwiderte ich ihr, während ich sie umarmte, nein, meine Kleine, gerade das Gegentheil, Du machst mir zu viel Freude, ich liebe Dich zu sehr; aber ich denke an die Zeit, wo Du nicht mehr da sein wirst! — Und warum nicht mehr da? antwortete sie mir; soll es denn eine Zeit geben, wo Du mich nicht mehr lieb haben wirst? — Oh! nein, antwortete ich; aber es wird eine Zeit kommen, wo Du Andere lieb haben wirst.“ Das arme unschuldige Mädchen verstand mich nicht, und wir griffen wieder zu unserer Arbeit, sie, indem sie zum Fenster hinausschaute und spielte, ich, indem ich meine Nadel und meinen Faden betrachtete und ein wenig Wasser unter meinen gesenkten Augenwimpern verbarg.

18.

Diese traurigen Stimmungen stellten sich immer häufiger und andauernder gegen das Ende des Herbstes ein, zur Zeit, als die jungen Hausirer des Gebirgs, welche sich in unserem Hause mit kleinen Waaren für den Winter versahen, mit Strick- und Stecknadeln, Nadelbüchsen, Fingerhüten u. A., in ihre Dörfer zurückkehrten, um vor dem Frühjahr nicht mehr herabzukommen. Sie werden mich nach dem Grund dieser Traurigkeit fragen. Ich wußte ihn am Anfang selbst nicht recht; zu meinem Unglück erfuhr ich ihn später: ich will ihn Ihnen offen mittheilen.

Sie machte eine kurze Pause; sie athmete tiefer auf als

gewöhnlich, wie sie an der Seite von Josette athmete, und fuhr dann fort:

19.

Der Grund ist folgender, mein Herr: ich will ihn Ihnen sagen, als wären Sie mein Beichtvater. Es ist übrigens nichts Böses; aber es thut immer wehe, das Herz da zu berühren, wo es einmal geblutet hat. Entschuldigen Sie mich; aber wenn ich Ihnen dieses nicht eingestehen würde, so könnten Sie auch alles Uebrige nicht verstehen, noch begreifen, warum ich unverheirathet blieb, und bei dem Herrn Pfarrer in den Dienst trat.

Nun gut, fuhr Genovefa mit einer gewissen Anstrengung fort, es gefiel mir ein junger Hausirer.

— Und Ihr gefielet ihm, sagte ich lächelnd, denn wenn Ihr auch heutigen Tages ganz ruhig und gesetzt und ganz frostig und schwarz gekleidet seid, so sieht man doch an Eurer Physiognomie, daß Ihr auch Euren Maimonat und Eure Florzeit haben mußtet.

— Nun gut! ja, mein Herr, ich gefiel ihm. Da ich seit dem Tod meiner Mutter weniger Sorge hatte, da ich nicht mehr zwanzig Mal in der Nacht aufgeweckt wurde, da ich im Freien mich erging und die Sonne sah, war ich wie die Andern geworden und hatte wieder Farbe bekommen; ich war ein wenig stärker geworden, und in meinen Augen, welche bisher immer im Schatten gewesen waren, zeigten sich die Strahlen der Sonne. Ich weiß wohl, daß dieses nicht anhielt; aber ich hatte doch meine zwei oder drei Jahre, in denen ich nicht häßlich war. Die ledigen Bursche standen am Sonntag vor die Glasscheiben des Ladens hin, und ich hörte, wie sie sich sagten: Ei, sieh doch Genovefa an; sie blühet ja fast wie ihre rothe Nelken am Fenster, und sie wagt endlich auch hübsch zu sein. — Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr?

Es gibt einen Sonnenblick für alle Pflanzen, selbst auf jenen Alpen, wo der Sommer nur vorbeistreift. Dieser Sonnenblick vergoldet die blasse Gerste im Augenblick der Ernte. Ich war wie diese Gerste, und hatte gleich ihr meine kurze Sonne der Schönheit gehabt. Aber sie glänzte nur zwei oder drei Jahre auf meinem Gesicht, und ich wünsche sie nicht zurück, setzte sie schnell hinzu, oh! nein, ich beweine sie nicht; ich habe zu viel gelitten!

20.

Es war also ein junger Hausirer von hier, mein Herr, aus diesem Dorfe, wo ich Ihnen alles dieses so schlecht erzähle, weil Ihnen dieses die Langweile vertreibt; es war ein junger Hausirer, Sohn des Schulmeisters des Orts und jener alten Frau, welche da unten wohnt, da unten in der Ortschaft Trois Melèzes, die Sie jetzt noch manchmal mit mir an der Kirchthüre reden sehen. Er hieß Cyprian; er sollte seinen Vater als Schulmeister ablösen, um die Kinder lesen und schreiben zu lehren, und unterdessen war er Chorknabe und Vorsänger in der Kirche, und zog auf den Bergen und in den Sennhüten die Woche über umher, um Almanache, Faden, Nadeln, Spiegel und Gebetbücher an die Landleute zu verkaufen. Mein Vater hatte ihn schon als kleines Kind kennen gelernt, als er in der Kirche von Valneige die Fensterrahmen und Gläser ausbesserte; er nahm bei uns alle Waaren seines kleinen Handels, und wenn er von seinem Berge herabkam, hielt er sich immer im Hause auf, als ob wir seine Verwandte gewesen wären. Meine großen Schwestern lachten über ihn, weil er einfach wie ein Bergbewohner, und nicht nach der Mode von Voiron gekleidet war. Aber meine Mutter liebte ihn sehr, denn er war geordnet und bescheiden wie ein junges Mädchen, er erröthete beim kleinsten Wort, und statt den Festen

nachzulaufen und mit den Andern im Wirthshaus ein unordentliches Leben zu führen, blieb er den ganzen Abend an unserm Feuer sitzen und hörte meiner Mutter zu, welche ihre schönen und ehrsamen Geschichten vorlas, oder half mir Wasser vom Brunnen holen, das Brod zu kneten, und große Scheiter Holz zum Feuer tragen. Ich hatte mich daran gewöhnt, ihn als einen älteren Bruder, als der meinige war, zu betrachten. Er war zwei Jahre älter als ich, groß, schlank, ein wenig mager wie die Tannen jenes mageren Gebirges; er hatte schwärzere Augen als ich, aber sie waren so sanft, wie die Augen einer Frau; sein Gesicht war länger und feiner als die der Kinder der Ebene, sein Mund lächelte nicht, seine Farben glichen dem rothen Sammt, seine schwarzen Augen fielen ihm rund über die Wangen und den Hals; er trug eine lange Jacke von grobem weißem Tuch, welche bis zu seinen ledernen Kniebändern herabfiel, einen breiten Gürtel mit kleinen Taschen, in welchen er sein Geld trug, und lange Gamaschen, die über dem Kniee zugeknöpft waren. An den Füßen trug er schwere Schuhe, deren Nägel am Feuer wie Diamanten funkelten, und wenn er im Zimmer auf und abging, so hörte man den Boden erdröhnen; er legte seinen Stock und sein Felleisen hinter die Thüre, als ob er im eigenen Hause sich befände. Er hatte eine sanfte, starke und etwas gedehnte Stimme, wie eine Orgel in der Kirche von Grenoble.

Je älter ich wurde, desto öfter kam er ins Haus; ich wußte nicht warum, und er auch nicht, der arme Junge. Er sagte mir nie etwas als meinen Namen, und ich sagte ihm nur den seinigen; nur machte es mir Freude, seinen Schatten an der Wand der Mauer beim Glanz der Heerdflamme zu sehen, wenn ich das Feuer anzündete, um das Abendessen für die Familie zuzubereiten. An diesem Tage stand immer etwas mehr als gewöhnlich auf dem Tisch, z. B. Mehlkuchen oder Waizenkuchen, und wenn ich am andern Morgen seinen Sack

und Stock nicht mehr hinter der Thüre sah, so war ich betrübt, ohne zu wissen warum; das war Alles.

21.

Der Tod meiner Eltern hatte diese Reisen Cyprians nach Voiron und seine Verhältnisse zu mir nicht unterbrochen. Im Gegentheil kam er jetzt ein wenig häufiger und blieb da etwas länger; nur logirte er nicht mehr im Hause; er suchte für die Nacht ein Unterkommen bei einem seiner Landsleute, welcher im Winter an den Thüren der Herren für reiche Häuser Holz spaltete, und welcher junge Knaben des Gebirgs bei sich hielt, um die Kamine zu fegen. Aber während der zwei oder drei Tage, welche Cyprian auf jeder seiner Reisen bei seinem Landsmann zubrachte, ging er den ganzen Tag über, unter diesem oder jenem Vorwand, vor unserer Bude vorüber, und fand immer einen Grund, um einzutreten, um wieder zu kommen, um einen oder zwei Augenblicke da zu bleiben. Bald hatte er seine Provision an Knöpfen, bald die Nadeln, bald seinen Bund Garn vergessen; ein anderes Mal hatte er mir einen Auftrag von seinem Vater oder seiner Mutter auszurichten, welche ihm anempfohlen hatte, mir die Zierathen der Kirche oder die Almanache ins Gedächtniß zu rufen, welche man aus Grenoble für das nächste Weihnachtfest kommen lassen müsse; bald war er ermüdet vom langen Herumlaufen in Voiron vom frühen Morgen an, um Hanf oder Werg einzukaufen, und er bat mich um die Erlaubniß, sich einen Augenblick vor den Ladentisch hinsetzen zu dürfen, während ich mit den kleinen Kindern redete, oder ihnen für zwei Heller Salz oder Pfefferkuchen in meiner polirten messingenen Wage wog. Dieser Augenblick dauerte Stunden lang, und weder er noch ich bemerkten es. Die Nachbarn, welche vorübergingen und die ihn sitzend, seinen Ellenbogen auf meiner Arbeit, seine glänzenden Haare wie Rabenflügel auf

meinem Ladentisch ausgebreitet, seinen beschlagenen Stock zwischen seinen Beinen und seinen Sack auf seinen Knieen sahen, sagten: „Das ist ein schöner junger Mann vom Gebirge, welcher sich mit den Mädchen der Ebene vertraut macht. Sehet ihn doch an, man meint immer, er wolle sprechen, und er thut nur die Spitze seiner Schuhe ansehen.“

Denn in Wahrheit, mein Herr, redete er so wenig als nichts mit mir, und ich ebenso wenig, oder redete er mit mir von Dingen, die tausend Meilen von seinen und meinen wahren Gedanken entfernt waren, von dem jeweiligen Wetter, von den Kühen seiner Mutter, welche Kälber geworfen hätten, vom Maulthier seines Vaters, das sich im Tannenwald verlaufen habe, vom Käse, der sich heuer auf den Maierhöfen nicht gut verdicke, von der Gerste, welche zu schnell aufgeschossen sei und deren Spitze durch frische Reife gelitten habe, endlich von Allem, nur nicht von ihm und von mir. Und ich machte es gerade ebenso: entweder sagte ich nichts, oder ich antwortete Ja und Nein, oder ich erzählte ihm Dinge, welche weder für mich, noch für ihn irgend welches Interesse hatten. Aber das war einerlei; er folgte mit seinen Augen meiner Hand, welche beim Säumen eines Taschentuchs von meinen Knieen zu meiner Stirne ging; ich betrachtete seine Haare, welche neben mir wie ein Bund feinen schwarzen Fadens auf den Ladentisch herabfielen; er schien zufrieden zu sein, und ich fühlte mich so wohl, daß ich hätte Jahre in diesem Stillschweigen oder dieser nichtssagenden Unterhaltung zubringen mögen. Wenn er aufstand, um aufs Gebirge zurückzukehren, wenn er die ledernen Riemen seines Sacks auf seine Arme nahm, und mit der eisernen Spitze seines Stocks gedankenvolle Zickzack auf die Erde einzeichnete, sagten wir uns einfach: „Auf Wiedersehen im kommenden Jahr“; er kehrte sich zwei oder drei Male um, ehe er um die Straßenecke bog; ich folgte ihm mit den Augen, wie eine Schwester dem ab-

reisenden Bruder nachsieht, und kehrte allein in das Haus zurück. Ich bemerkte nun mehr als sonst, daß ich allein sei, und bis die Kleine am Abende von der Nachbarin heimgekehrt war, bei welcher sie das Spitzenmachen lernte, ging ich immer auf und ab, konnte auf meinem Stuhl nicht sitzen bleiben und hatte keine Ruhe; aber ich wußte nicht warum.

Ich dachte nicht, daß er mich liebe; ich dachte nicht, daß ich selbst ihn liebe; nur fing ich an, ein wenig eitel zu werden; ich kleidete mich mit Rücksicht auf mein Gesicht, ich kämmte mich vor einem kleinen Spiegel, in welchem ich mich zuvor nie besehen hatte; ich trug weiße Strümpfe und feine Schuhe und besah mich mit Zufriedenheit am Sonntag in den Spiegelfenstern der Magazine, welche für arme Mädchen, wie ich, die Spiegel abgaben und vom Kopfe bis zum Fuße ihre Taille, ihren Gang und ihre Festtoilette abbildeten. Ach! mein Herr, wir sind Alle in unsern jungen Jahren mehr oder weniger Sünderinnen gewesen; ich habe es seither schon lange gebeichtet. Gleichwohl hatte ich kein Verlangen, irgend Jemandem zu gefallen, aber ich glich dem Zeisig meines Herrn, welcher sich die Federn glättet, sich in seinem Wasser wascht, sich den Hals mit seinem Schnabel liebkost, und sich im Spiegel besieht, ob er gleich allein in seinem Käfig ist. Was wollen Sie? Die Sünde hat sich allen Geschöpfen mitgetheilt; selbst die Thiere besitzen Eitelkeit! Ach, ja, mein Herr, ich war damals eitel!

22.

Es näherte sich der Zeitpunkt, wo Cyprian gewöhnlich nach Voiron kam. Ich hatte mir selbst ein schönes Kleid gefertigt; ich hatte mir eine Kette von schwarzem Bernstein mit einem goldenem Kreuze gekauft, welche ich immer da hatte, setzte sie hinzu, indem sie mit ihrer linken Hand auf ihren Kasten wies; ich weiß nicht, warum ich mehr als gewöhnlich darauf hielt,

ein wenig schön zu sein; ich trug sie alle Tage, aus Furcht, Cyprian möchte aus Zufall an einem Tage ankommen, wo ich weniger gut angezogen wäre und seinen Augen nicht so gefiele. „Meine Schwester, sagte mir die Kleine, ist denn in dieser Woche jeder Tag ein Sonntag?“ Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte, und ich erröthete.

23.

Die ganze Woche ging vorüber; ihre Tage erschienen mir länger als die der übrigen Monate. Es wurde Samstag, die Nacht kam, und er kam nicht. Am folgenden Tag war das heilige Osterfest; in den früheren Jahren hatte er nie diese Woche vorübergehen lassen, ohne nach Voiron zu kommen und Kerzen für die Kirchen, bemaltes Papier für den Altar, und die Halstücher für den Frühling zu kaufen. Ich wußte nicht, was Neues im Gebirge vorgegangen sei. Ich sah einige seiner Landsleute kommen, welche ich an der Tracht erkannte. Ich stellte sie unter diesem oder jenem Vorwand, und fragte sie: „Ist Cyprian krank“? „Nein“, sagten sie mir, „wir sahen ihn am Sonntag, wie er seine Mauer bei der Quelle der Wiese ausbesserte.“ — „Wird er dieses Jahr nicht in die Ebene kommen?“ — „Wir wissen es nicht“, antworteten sie mir. — Ich legte mich sehr traurig zu Bett, schlief die ganze Nacht nicht, außer am Morgen einen Augenblick, und beim Erwachen fand ich eine nasse Stelle auf meinem Kopfpfühl; ich hatte im Traume geweint, ohne mir selbst zu sagen warum.

24.

Ich kehrte ganz blaß und erschlafft aus der Messe zurück, die Kleine spielte in der Straße mit andern Kindern, ich legte mein Gebetbuch in die Schublade und hielt mir den schweren Kopf in den Händen, lehnte mich mit den Ellenbogen auf den Ladentisch und dachte an nichts. Ein Bergbewohner, welchen

ich noch nie mit Wissen gesehen hatte, trat in meinen Laden und forderte von mir kleine Spiegel zu kaufen. Ich gab sie ihm artig; er bezahlte sie mir höher, als ich gefordert hatte und ging hinaus. Als ich die Sous zählte, um sie in die Schublade zu legen, sah ich, daß er mir zwölf zu viel gegeben habe; ich nahm sie in die Hand und lief ihm nach. „Vater, sagte ich zu ihm, Ihr habt Euch getäuscht, Ihr habt nur zwei Spiegel gekauft und mir drei bezahlt; da sind die zwölf Sous, welche Ihr mir zu viel gegeben habt, nehmet sie zurück, oder nehmet dafür noch einen Spiegel.“ Er betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem schlauen Lachen, das ich nicht verstand, und das mich beschämte, weil ich glaubte, daß er mich zum Besten habe. „Nun gut, mein Fräulein, sagte er mir, darum handelt es sich nicht; Ihr seid ein hübsches Mädchen, meiner Treu, so ehrlich als brav; mein Sohn log nicht, Ihr würdet nicht einen Säugling betrügen; das macht mir Freude.“ — „Euer Sohn“, erwiderte ich ihm, während ich bis zum Weißen in den Augen erröthete, weil ich an der Aehnlichkeit und dem Ton der Stimme gleich etwas voraussetzte; „Wer ist denn Euer Sohn? Ich kenne ihn nicht.“ — „O gewiß, Ihr kennt ihn, fiel er mir ins Wort, und er kennt Euch gut. Ich kennet also Cyprian nicht, den schönen Bergbewohner und den braven Menschen, wie ich wohl sagen darf; er eben ist mein Sohn.“ — „Ach, Ihr seid der Vater von Cyprian“, erwiderte ich ihm mit Zittern und niedergeschlagenen Augen, und ich konnte nichts weiter sprechen, so sehr fühlte ich mich ganz zitternd, kalt und hölzern vor diesem Greise. Und dieser alte Mann war gleichwohl für seinen Stand ein staatlicher Mann; er hatte ein ernstes Gesicht, eine milde Stimme, die Mütze in der Hand, weiße Haare, ein ehrbares Aussehen, seines Alters würdige Worte, und redete mit mir, wie er mit seiner Tochter oder einer Dame gesprochen hätte. — „Ja, fuhr er fort, während er mich zur Thür

zurückbegleitete, ich bin sein Vater, ein alter Freund Eures Vaters, ein alter und treuer Kunde Eures Hauses; Euer Vater logirte immer nur bei mir; wenn er im Sommer zur Arbeit auf unsere Anhöhen kam, redeten wir zusammen von seiner armen kranken Frau und von den drei Kindern, welche er von ihr hatte. Der brave Mann! er hat sich seinen Schmerz allzusehr zu Herzen genommen; er wollte ihn im Glas ersäufen; er ersäufte sich selbst darin; aber deßwegen war er doch ein braver Mann, dessen Namen seine Kinder mit Ehren tragen können."

Unter diesen Worten trat er ohne Umstände hinter mir in den Laden, und setzte sich auf den Stuhl, auf den sich Cyprian so oft ganz neben mich gesetzt hatte.

— „Ihr glaubt also, mein Fräulein, sagte er, als er mich ganz erröthend und zitternd vor den Ladentisch niedersitzen sah, daß ich in meinem Alter nicht mehr auf sechsunddreißig zählen könne, und daß ich meine armseligen Liards hinauswerfe, um mich bei einem jungen Mädchen zu empfehlen? Glaubt das nicht, fuhr er gutherzig und schlau fort; mein Sohn sagte mir immer, es gibt kein ehrlicheres Mädchen in Voiron, sie würde ihre Kunden nicht um einen Sou übernehmen, nicht einmal einen Durchreisenden und Unbekannten. — Ah bah! sagte ich ihm, Cyprian, Du kennst nicht die schöne Welt; ich würde mich gleichwohl nicht auf sie verlassen. — Nun gut, so geht und überzeugt Euch selbst, sagte er mir. Ich will sie nicht davon benachrichtigen; will ihr nichts sagen lassen, und wenn sie Euch betrügt . . . nun gut! so will ich niemals mehr an ihrer Thüre einsprechen. Es soll Alles aus sein, denn so hübsch sie auch ist, wäre sie nicht ehrlich, so würde ich sie nicht lieben, sehet Ihr."

Er liebt mich also, sagte ich mir ganz leise im Herzen, ohne es zu wagen, die Augen aufzuschlagen.

Der Greis fuhr fort:

— „Dann sagte ich: nun gut, ich will mich selbst überzeugen; ich zog meine Gamaschen an; ließ Cyprian an meiner Stelle im Chor singen; fragte nach der Bude der Genovefa; trat bei Euch ein; ich handelte, um Zeit zu haben, Euch genau zu beobachten; ich stellte mich, als ob ich mich in der Rechnung um zwölf Sous verstöße, Ihr liefet mir nach, als ob ich der Dieb und Ihr die Bestohlene gewesen wäret, um mir meine zwölf Sous zurückzubringen, und da sind wir!“

— „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, Vater Cyprian, sagte ich zu ihm, da habe ich keinen Grund, darauf stolz zu sein.“

— „Das ist wahr, sagte er; aber nicht minder wahr ist es, daß wenn Ihr mich anhören wollt, diese zwölf Sous mir eine Söhnerin, und Euch, Genovefa, einen guten Mann erkaufen werden.“

Ich war, mein Herr, durch die Worte dieses alten Mannes so erschüttert, daß ich den Mund nicht öffnete und nicht einmal den Fuß zu rühren wagte. Er schien selbst in diesem Augenblick verlegen, und nicht zu wissen, wie er sich ausdrücken solle. Er bewegte seine Zunge auf seinen Lippen hin und her, stotterte ein wenig, stand auf, setzte sich wieder und hustete. Am Ende sagte er, als ob er seinen Muth in beide Hände genommen hätte:

— „Bah! Ein gesagtes Wort ist so viel werth als hundert Worte, die man sagen will. Ich will Euch also Alles sagen: Cyprian liebt Euch seit sieben Jahren.“

Mir war es, als ob man mir das Herz mit diesen Worten öffnete, und etwas Süßes, das nicht versiege, wie ewige Glückseligkeit, darein träufelte.

— „Ja, seit sieben Jahren liebt er Euch, und wir konnten ihn nie dazu bringen, eine Andere auf dem Gebirge oder in der Ebene zu lieben. Er wird Vermögen bekommen; er wird von mir den Tannenwald, das Haus und die Wiese mit

der Quelle erben; er ist mild und demüthig wie ein junges Mädchen; er ist geliebt von seinen Kameraden, er gefällt den Mädchen, er ist nicht stolzer als ein Kind. Und trotz diesem Allem sagte er uns immer: ich würde nur Genovefa heirathen, wenn ich es jemals wagen könnte, ihr das Geständniß zu machen. Nun gut! sagten wir, seine Mutter und ich, zu ihm, so thue, was Dir beliebt, gehe in die Ebene hinab, freie um Genovefa, weil darin Dein Glück besteht; aber heirathen mußt Du einmal; wir haben viel zu arbeiten, und wir werden alt. — Dann reiste er mit dem festen Vorsatz ab, sich mit Euch zu verständigen, und als er zurückkam und wir ihn fragten: Was hast Du ihr gesagt und was hat sie Dir geantwortet? sagte er: Nichts, ich habe es nie gewagt; sie ist ein Mädchen in der Ebene und ich bin ein Bursch vom Berge; sie ist ein Stadtfräulein und ich bin nur ein Landbauer. Ich fürchtete verachtet zu werden, und wenn sie mir gar Nein gesagt hätte, so wäre ich auf dem Wege vor Schmerz liegen geblieben. Ich habe mit ihr nicht gesprochen, aber kommendes Frühjahr will ich beherzter sein, laßt mich nur machen. — Das Frühjahr verging ebenso wieder, und der arme Bursche wurde blaß und abgemagert, und wir sahen ihn vom Sommer bis zum Herbst hinsiechen. Endlich sagte ich zu ihm: Willst Du, daß ich hingehe? Deine Mutter hinkt, sie könnte nie so tief hinunter, und so hoch wieder heraufgehen. Ich bin alt, aber beherzt; ich werde Dieses oder Jenes im Laden zu kaufen suchen, ich werde eines Bergbewohners List anwenden, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, ich werde mich in Voiron nach ihr erkundigen, um zu wissen, ob sie ein braves Mädchen ist; ich werde sehen, ob sie einnehmend, anmuthig und gutmüthig gegen die Armen ist, und dann will ich ihr sagen: Cypran liebt Euch! — Ich habe gethan, wie ich gesagt hatte, Fräulein Genovefa, nehmet es mir nicht

übel, und jetzt saget mir gleichfalls offen heraus: liebet Ihr unsern Cyprian?

25.

Ich antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, und er verstand ihn.

— „Nun gut! Das ist recht, sagte er, da Ihr ihn liebet, wollet Ihr ihn heirathen, und da oben unsere Tochter sein?

Ich antwortete wieder nicht, aber ich fing an zu weinen.

— „Nun gut! es ist recht, sagte er wieder, wir wollen die Hochzeit auf St. Johann festsetzen. Ich will wieder hinaufgehen und das Herz meines Sohnes erfreuen. Cyprian wird jetzt kommen und Euch bis zum Hochzeitstag offen den Hof machen, und er wird nicht mehr verlegen sein, Euch zu sagen, daß Ihr ihm gefallet, oder Euch zu fragen, ob Ihr es gerne sehet. Ich habe für ihn gesprochen, damit ist Alles gesagt. Adieu, Fräulein Genovefa; ich will nicht einmal mehr ein Glas Wein in Voiron trinken, um das Glück Cyprians nicht zu verspäten. Ich bin gewiß, daß er mich auf halbem Wege schon erwartet, und daß er in seinen Gedanken meine Schritte zählt."

Und der Greis ging so leichten Fußes fort, als ob er für sich selbst das erste Liebesgeständniß seiner Braut erhalten hätte.

26.

Am folgenden Sonntag, mein Herr, sah ich Cyprian wieder, wie gewöhnlich, dem Hause zukommen. Er schien sehr glücklich und verlegen zugleich zu sein, und mir ging es ebenso. Er nahm mir zitternd die Hand über den Ladentisch weg, wo ich eine Elle Sarsche zusammenlegte, und drückte sie mir leicht, während er mein Gesicht beobachtete, ob ich es übel nehme. Ich sagte nichts, schien aber auch nicht darüber ärgerlich zu sein; dieses machte ihm Muth: „Ihr seid mir also nicht böse,

sagte er zu mir, Genovefa? Ich antwortete ihm bloß Nein mit einer sehr sanften Stimme und zog meine Hand nicht zurück. Dann blieben wir beide auf diese Weise lange, lange stehen, ohne uns ein Wort zu sagen; aber mein Herz schlug so mächtig und das seinige auch, gegen den Ladentisch, daß man sie hörte, wie die Pendel einer Uhr.

— „Genovefa, sagte er endlich, mein Vater hat also mit Euch gesprochen?“

— „Ja“, antworte ich ihm, und weiter nichts.

— „Nun gut! So müssen wir uns also im kommenden Monat heirathen.“

— „Im kommenden Monat?“ erwiderte ich.

— „Wahrhaftig!“ sagte er mir, indem er aufstand und seine Hand zurückzog, um sie vor Freude in seine andere einzuschlagen.

— „Wahrhaftig!“ erwiderte ich feierlich, als ob ich einen Eid abgelegt hätte.

— „Nun gut! so wollen wir auf den Wiesen spazieren gehen“, sagte er, „denn ich kann jetzt nicht ruhig auf einer Stelle bleiben. Die Fußsohlen thun mir wehe, so verlangt es mich, mit Euch auszugehen, Genovefa, und allen meinen Landsleuten, denen wir begegnen und die sich fragen werden: Mit wem geht denn Cyprian? zu sagen: das ist meine Verlobte.“

Und wir gingen aus.

Wir gingen den ganzen Abend spazieren, sehr weit, sehr weit, auf den Wiesen, am Ufer des Baches. Die Kleine, welche nichts davon verstand, und die vor uns und in unserem Rücken mit den Schmetterlingen auf dem Gras und mit den Fischen unter dem Wasser spielte, ging mit uns. Wir redeten nicht viel mehr mit einander als im Hause; aber wir führten uns an der Hand, die ganze Zeit über, an den Fingerspitzen, wie Kinder, welche zur Schule gehen. Das machte ihm Ver-

gnügen und mir auch, und wir seufzten so stark, so stark, daß mir die Kleine mehrmals leise ins Ohr sagte: „Bist Du denn betrübt, Genovefa? Warum ist doch dieser böse Herr Cyprian gekommen, um Dich traurig zu stimmen?“

Das machte Cyprian lachen, welchem ich es, wenn die Kleine wieder weit von uns weg gegangen war, wiedersagte, und ich legte mir die Enden meiner Schürze über die Augen, als ob ich weinen würde; aber es geschah nur, um zu lächeln und um Cyprian, welcher mir die Finger drückte, lächelnd anzusehen. Dann kam die Kleine, um mir meine Schürze von den Augen wegzuziehen, und sagte: „So, Ihr lachet; das ist nur ein Scherz!“

27.

Wir kehrten an diesem Tage erst sehr spät nach Hause zurück, nachdem wir Alles mit einander ausgemacht hatten. Cyprian sollte in derselben Nacht noch zurückreisen, sein Heu in den nächsten zwei Wochen nach Haus bringen; dann würde er mich in Voiron abholen, damit der Verspruch im Dorf und Haus seines Vaters stattfinde, wegen seiner hinkenden Mutter, die nicht herunterkommen konnte. Er sollte mich am gleichen Tage nach Voiron zurückführen, und wir sollten nach der Getreideernte, die Woche vor Mariä Himmelfahrt, Hochzeit haben.

Er reiste so glücklich ab, als ob wir bereits einander ganz angehört hätten. Er glaubte meinem Worte, der arme Bursche, als ob es ein Wort des Evangeliums gewesen wäre. Ach, mein Herr, wie verrätherisch habe ich gehandelt! sagte sie, indem sie sich die Brust mit ihren Stricknadeln schlug, als ob sie dieselben hätte in ihr Herz stoßen wollen; aber gleichwohl that ich es in guter Absicht, fuhr sie fort, mit einem Accent der Ueberzeugung, welcher sie selbst zu trösten schien.

— Wie, Genovefa, sagte ich zu ihr mit Staunen, Ihr habt verrätherisch gehandelt?

— Ach! mein Herr, wenn ich verrätherisch sagte, so wollte ich nur sagen unbesonnen; aber auf eine recht unglückliche Weise unbesonnen, wie Sie sogleich sehen sollen. Doch bevor ich wieder anfange, Ihnen dieses Alles zu erzählen, lassen Sie mich einige Tannenreiser in das im Erlöschen begriffene Feuer werfen, und in den Kessel sehen, ob die Kartoffeln, welche ich den Kindern der armen Margaretha vor Tagesanbruch zu bringen versprach, gut sieden.

Sie legte dem Feuer Holz zu, hob den zinnernen Deckel ab, goß ein wenig Wasser über die Kartoffeln, welche ein wenig brannten, und setzte sich wieder unter der Lampe nieder. Ich benützte die Unterbrechung, um meinem Hund das Halsband abzunehmen, welches beim Fliegenfang mit seinen Schellen Lärm machte, und um einen Tropfen Oels auf die Zündpfanne meiner Flinte zu gießen. Genovefa fuhr also fort:

28.

— Die Geschichte von den zwölf Sous, welche der Vater Cyprian in den Wirthshäusern und auf dem Wege bei seiner Heimreise erzählt hatte, um sich seiner Schlauheit zu rühmen, und der Spaziergang, welchen ich mit seinem Sohne am Sonntag darauf auf den Wiesen gemacht hatte, hatten in Voiron viel zu reden gegeben. Die Nachbarinnen und die mir befreundeten Mädchen stellten sich spöttisch darüber, daß ich einen jungen Burschen vom Gebirge heirathen wolle, der lederne Gamaschen und lange Haare trage; aber im Grunde beneideten mich alle; das merkte ich wohl, wenn man mir hinterbrachte, daß sie sich unter einander sagen: „Ei! da der schöne Bergbewohner in der Ebene sich eine Frau suchte, hätte er ebenso schöne und reichere als Genovefa finden können.“ Die Vernünftigeren beglückwünschten mich, und sagten zu mir:

„Du hast recht gethan, Genovefa, das Kleid macht nichts zur Sache, Du trittst in eine gute Familie ein, der gute Gott vergilt Dir so alle Mühe, welche Du Dir mit Deiner Mutter gegeben hast. Sie wird sich im Himmel recht darüber freuen, Dich mit einem so schönen, reichen und ehrbaren Manne verheirathet zu sehen.“ Ich hörte alles dieses an, und nahm mir vor, mich am Verspruchstag so schön als möglich zu machen, um Cyprian damit zu ehren.

29.

Ich hatte eine kleine Summe in kleiner Münze erübrigt, nach Abzug meines Lebensunterhalts und des Geldes, welches ich für die Kleine als Lehrgeld bei der Spitzenmacherin bezahlt hatte; ich hatte dieses in den Salzschrank neben unserm Bett gelegt. Ich dachte bei mir: Du mußt Dir Leinwand, einen neuen Rock, eine Haube, Schuhe von Ziegenleder und einen goldenen Ring für Cyprian, Confektschachteln für die Verwandten und Nachbarinnen kaufen. Ich gab Alles aus, um mir eine Aussteuer zu machen, da mir meine Mutter vor ihrem Tode keine mehr hatte machen lassen können. Ich war aber auch so gut ausgestattet als ein Mädchen, das Vater und Mutter gehabt hätte. Alles dieses war in dem Salzschrank, über dem Bette, aufbewahrt. Ich ging gern zwanzigmal im Tag zu ihm, um ihn zu betrachten und zu mir zu sagen: „Was wirst Du gleichen, Genovefa, wenn Du in diesen Kleidern stecken wirst?“ In der That, mein Herr, ich wagte es nicht sie anzuprobiren, so sehr hatte ich Angst, mich nicht wieder zu erkennen. Ich wäre erröthet mich so zu putzen, selbst vor der kleinen Josette.

Am Ende mußte ich mich freilich in meinen Staat werfen, denn es kam der Morgen des Tages, wo Cyprian zum Verspruch mich abholen sollte. Sehr frühe schon führte ich Josette zu ihrer Lehrmeisterin; ich bat diese Frau sie zwei

Tage bei sich zu behalten und mit ihren Kindern schlafen zu lassen. Ich empfahl ihr artig zu sein, umarmte sie und kehrte wieder um, um mich anzukleiden.

Kaum hatte ich meine Schuhe geschnallt und mein rothes Halstuch vor und hinter meinem grünseidenen Kleid mit Nadeln festgemacht, als ich den Tritt eines Maulthiers hörte, welches vor der Thüre hielt. Man klopfte an; ich machte auf; es war Cyprian in neuen Kleidern, neuen Schuhen, neuem breitkrempigem Hut, welcher auf die Schultern herabfiel und fast so lang und so schwarz als seine Haare war. Es war noch nicht voller Tag, wiewohl schon drei Wochen nach Ostern verstrichen waren. Es war noch Niemand an den Fenstern oder auf der Straße.

Cyprian war die Nacht über gegangen, um mich mit Tagesanbruch abzuführen, damit wir zur Zeit der Messe im Dorfe anlangen würden. Das Maulthier fraß an der Thüre aus einem Netz von gedrehtem Hanf, welches man ihm um den Hals warf und das das Futter seinem Munde näherte. Es hatte einen rothen Federbusch auf der Stirn, eine Glockenkette um den Hals, welche bei jeder Bewegung desselben lustig ertönte, einen ledernen Brustriemen, welcher mit dem Golde gleich glänzender Plattirung eingefaßt war, einen breiten, gepolsterten Sattel, welcher mit einem schönen bunten Teppich bedeckt war, mit einem großen ledernen und messingenen Sattelknopf, um sich vorn zu halten und mit zwei an kurzen Riemen in der Mitte des Sattels herabhängenden eisernen Steigbügeln, damit eine Frau darauf ihre Füße stellen könne.

„Schnell, Genovefa, sagte Cyprian zu mir, wir wollen keine Minute Zeit verlieren, der Weg ist lang, die Sonne geht schnell, und wenn sie einmal aus den Tannen hervorleuchtet, erwartet uns meine Familie.“ Ich schloß die Thüre und gab ihm die Schlüssel, als ob er bereits mein Gemahl gewesen wäre. Er nahm mich in seinen Arm, als ob ich ein

Bund grüner Gerste gewesen wäre; setzte mich auf den Sattel, stellte meine Füße in die Steigbügel; gab mir den Zügel in eine Hand, sagte mir, ich solle mich mit der andern am Sattelknopf halten, und fügte hinzu: „seid ohne Sorgen, Genovefa, ich gehe neben Euch, etwas voran, und halte das Maulritt am Halfter, und wenn es einen Fehltritt thut oder Ihr Angst bekommt, so schreiet ungenirt, und werfet Euch auf meine Seite, und verlasset Euch darauf, daß ich Euch nicht auf den Boden fallen lasse!“

30.

Ich hatte zwar sehr Angst: aber ich sagte nichts und beruhigte mich, als ich die Schultern und die Haare Cyprians sah, welche fast meine Kniee berührten, und den Staub von meinen Schuhen fegten. Ich sagte bei mir selbst: „Ich habe so nahe bei ihm nichts zu befürchten.“ Es war noch nicht ganz Tag geworden, als wir die kleine Brücke in der Mitte der Wiesen passirten, und den Fußweg betraten, welcher zu den Bergen führte. Cyprian fing, ohne mich anzusehen und ein Wort zu sprechen, aus allen Leibeskräften zu singen an, und mit einer so schönen Stimme, daß die Felsen am Wege davon wiedertönten; er sang das Verspruchslied des Gebirges. Sie kennen ja wohl jenes Lied, welches mit den Worten anfängt:

Eröffnet, Schöne, mir die Pforte
Zur Stund' der Mitternacht.

Die Glocken und Hufeisen des Maulthiers, welche auf den Felsen wiedertönten, begleiteten den Gesang Cyprians, und die Nachtigallen, welche erwachten, und die Lerchen, welche ausflogen, und der Fall der Cascaden, welcher dumpf rauschte, und die jungen Mädchen, welche vom Lager aufstanden und sich unter die Thüren ihrer Sennhütten stellten, um uns vorübergehen zu sehen, — alles dieses war so heiter, mein Herr,

daß mein Herz vor Freude außer sich war, und daß es mir schien, ich werde in den dritten Himmel erhoben. Ich erinnerte mich, in der Bibel, auf dem Bette meiner Mutter, das Bild einer heiligen Jungfrau gesehen zu haben, welche mit dem Kinde Jesus auf einem Maulthier saß, welchen ein Engel am Zügel führte, um seine Cousine zu sehen. Ich sagte bei mir selbst: „Du bist wie eine heilige Jungfrau, aber was hast Du aus dem Kinde gemacht?“ Und ich fühlte mein Herz einen Augenblick traurig, als ich daran dachte, daß ich Josette zurückgelassen habe; aber diese Stimmung dauerte nicht an. Cyprian wandte um einen andern Felsen, ging in ein anderes Gehölze, watete durch einen andern Waldstrom, mit nackten Füßen im Wasser, oder hinter mir auf der Kruppe des Maulthiers, und Alles verwandelte sich wieder in Ueberraschung, Freude und Lachen wie zuvor.

31.

Ich war, mein Herr, ein solcher Neuling im Anblick der Landschaft, des Himmels, der Berge, der Wälder, der Wasser und aller Dinge, welche die Erde bedecken; ich war niemals aus Voiron und fast nie aus meinem Zimmer gekommen; alles dieses drang zu meinen Augen wie ein Feuerwerk. Ich bewunderte Alles, fragte über Alles, staunte über Alles! und doch erregte mir nichts Angst, weil ich mit ihm war. Doch, wenn ich es Ihnen gestehen soll, mein Herr, zwei oder drei Male stellte ich mich, als ob ich am Rand eines Abhangs und beim Geräusch eines Waldstroms zu sehr Angst hätte; ich stieß einen Schrei aus, und warf mich, meine Hand auf seine Achsel gelehnt, ihm um den Hals, damit er mich zur Hälfte trage und mit seinem starken Arm, unter welchem ich nichts mehr fürchtete, umfasse.

— Und er benützte es nie, um Euch auch nur einmal zu küssen, Genovefa?

— Oh! nein, mein Herr, ich schwöre es Ihnen, sagte sie, er war hiezu zu artig; er umarmte mich so wenig als mein Schutzengel auf dem Weg; er ward vor Schaam röther als ich; er berührte mich nicht mit seinen Lippen, als bis er vor Jedermann, bei Tische, in dem Hause seiner Mutter war, und sein Vater zu ihm sagte: „Nun, Cyprian, umarme doch Deine Braut!"

32.

Wir machten wohl von Zeit zu Zeit Halt, um das Maulthier im Schatten, in Felsenhöhlen, am Rand der schäumenden Gewässer, ausschnaufen zu lassen. Er riß Zweige junger Tannen ab, welche er mir gab, um mir Luft zu machen, oder damit die Fliegen von meinen Wangen zu verjagen, einmal sogar, als ich Durst hatte, brachte er mir Wasser aus dem Bach in der Höhlung seiner beiden Hände, welche er wie einen Kelch zusammenhielt; er erhob sie zu mir, und ich trank daraus, indem ich mich wie zu einer Quelle vorneigte. Ich konnte nicht genug bekommen, auf diese Weise zu trinken; es schien mir, das mache mich vertrauter mit dem Manne, den ich heirathen solle, und ich trinke in Wahrheit seinen Schweiß und sein Leben. Ich dehnte das Spiel länger aus, als ich Durst hatte, und er lachte und sagte zu mir: „So ist es recht, Fräulein Genovefa, beeilet Euch nicht, auf diese Weise trinken wir im Gebirge, wenn wir das Heu trocknen." Und als ich endlich fertig war, trank er nach mir, öffnete seine Hände, und warf mir einige Tropfen Wassers ins Gesicht, um mir die Stirne abzukühlen. Das ist Alles, was uns auf dem Wege begegnete.

Mein Gott, wie schön fand ich doch dieses Alles! Die Schluchten, in welchen das Maulthier nie gehen zu können schien, so sehr standen die Felsen und Tannen dicht auf einander, als wollten sie den Weg vermauern; der geschmolzene

Schnee, welcher, wie badende Lämmer, von Felsen zu Felsen aufsprang unter Gelärm, Gebrüll und Gezisch; die Arme der Tannen, welche sich über den Weg ausbreiteten und mich nöthigten, den Kopf unter den Hals des Thieres zu bücken, damit ich meine Haube und meinen Kamm nicht zurücklasse; die mit rothen, blauen und gelben Blumen, wie ich sie in den Gärten von Voiron nie erblickt hatte, besetzten Abhänge; der weiße Schaum, welchen man in der Tiefe sah, wie Milchschleußen, welche vom Himmel geträufelt wären; die Gewölbe, welche von einer Seite des Abhangs zur andern eine Brücke bildeten, und die man unten sah, statt sie von oben zu sehen; von Zeit zu Zeit kleine Nebel, welche als Rauch aus den Tannen aufsteigen, die Wolken wurden, welche sich in Blitz und Donner, in Gußregen von einer Viertelstunde entluden, und die sich dann wieder zertheilten, wie die Seifenblasen von Josette, wenn man darauf blies, und die nachher einen wolkenlosen Himmel sehen ließen, so blau als das Waschwasser, wenn die Wäscherinnen darin Waschblau aufgelöst haben; ich wurde nicht müde, dieses Alles zu betrachten, und sagte mir: Wie groß ist doch die Welt! Ich hätte niemals ankommen und immer gespannt bleiben mögen. Cyprian, mein Herr, hatte dieses sein ganzes Leben über gesehen, und doch schien er sich nicht mehr als ich zu beeilen! Er sagte zu mir: „Genovefa, Ihr werdet glauben, daß ich nicht die Wahrheit sage; und doch ist es wahr, diese Landschaft hat mir nie so schön geschienen, als dieses Mal mit Euch. Ich weiß nicht warum; aber so ist es.“ Und er fand immer, daß das Maulthier zu schnell gehe, weil es, wie er sagte, die Wiese rieche, und fand immer einen Grund, um es zum Stehen zu bringen, bald um die Gurten fester anzuschnallen, bald um ihm eine Fliege vom Halse zu jagen, bald um ihm einen Stein aus dem Hufeisen zu nehmen. Ach, er liebte so sehr sein Maulthier!

33.

Als wir an einer langen, hölzernen, roth bemalten Brücke angekommen waren, über dem Bache, welcher die Wälder von Montagnol von denen von Valneige trennt, hörten wir Flintenschüsse, welche in den Schluchten wie der Donner dahin rollten. „Seid ohne Sorgen, sagte mir Cyprian, das sind die Verwandten, welche mit den ledigen Burschen und Mädchen der Gegend Euch entgegengehen, um Euch festlich zu empfangen.“

Auf der Mitte der Brücke trafen wir mit ihnen zusammen. Es waren ihrer gewiß dreißig, sowohl Jünglinge als Jungfrauen, sowohl Aeltere, als kleine Kinder. Der Vater Cyprian war an der Spitze; sein Sohn übergab ihm den Zaum des Maulthiers. Die Kinder warfen Getreidekörner und Klatschrosen unter die Füße des Thieres, so daß die Bretter der Brücke davon ganz roth wurden; aber ich selbst war röther als diese Klatschrosen, denn ich war beschämt, mich so gleich einer Königin, welche in Jerusalem ihren Einzug hielt, geehrt zu sehen! Ich armes, noch nicht zwanzigjähriges Dienstmädchen; sehen Sie, mußte mich dieses nicht beschämen?

Man führte mich so von Thüre zu Thüre bis zu der Kirche, wo der Pfarrherr mit den Chorknaben uns erwartete, um unsern Verspruch einzusegnen, und von hier aus bis zur Sennhütte des Vaters Cyprian, um die Mutter zu grüßen und das Brod zu kosten. Vor allen zerstreuten Häusern, an welchen wir vorbeikamen, war vor der Thüre ein kleiner Tisch errichtet, mit einem leinenen Tuch bedeckt, auf welchem Schnitten, gezuckerte Kuchen, weißer Wein und Bouquete in einem Wasserkrug aufgestellt waren. Die Mütter und Mädchen waren auf ihren Thürschwellen, ich mußte im Vorübergehen Alles kosten. Das war Landessitte. Nach diesem Gebrauch gehörte man zu den Landeskindern.

Die Mutter Cyprians brachte mir die tannene Bank

mit drei Stufen entgegen, um vom Maulthiere abzusteigen. Sie nahm mich bei der Hand, so sehr sie hinkte, und führte mich feierlich zuerst zum Stalle, dann zur Scheune, zum Fruchtmagazin, zur Milchkammer, zur Quelle, zum Waschteich, zum Backofen und endlich in das Haus. Hier stand ein langer Tisch, bedeckt mit Butterkuchen, mit im Ofen gekochten Platten und Weinflaschen; sie führte mich zum Heerde; hier sah man eine große Masse dampfender Kessel; sie ließ mich den Kesselhaken und den Feuerbock berühren; dann umarmte sie mich, und sagte zwei oder drei Worte in der Gebirgssprache zu mir, welche ich nicht verstand.

Ich wagte nicht, ihr zu antworten, und wenn ich nicht Cyprian gesehen hätte, welcher mit seinen Verwandten immer hinter mir war, so wäre ich davon gelaufen. Die Männer setzten sich zu Tisch; die Mutter, die Frauen und ich bedienten sie; nur von Zeit zu Zeit hieß mich der Vater auf die Bank sitzen, ein Stück auf dem Daumen essen und eine Tasse weißen Weins mit ihm trinken; die übrige Zeit heftete ich mein seidenes Kleid an den Haken meines Gürtels, schlug meine Vorschüsse am Hemd zurück, zog meine Haube ab und ging mit den Frauen in das Nebengemach, um die Kuchen zu kneten, die Platten umzukehren und die Flaschen für die Eingeladenen zu füllen. „Sie ist nicht stolz und ist eine Schäfferin, sagten die alten Frauen zu der Mutter Cyprian; Ihr habt Glück; sie gibt Euch eine gute Magd ins Haus.“

34.

Als das Mittagessen zu Ende war, und nur noch die Väter, welche vertraulich mit einander plauderten und Andere beim Trinken zurückblieben, führte mich Cyprian auf dem Gute, in den Tannenwäldern und auf den Wiesen seines Vaters spazieren; die Kühe bewegten sich im Gras, das bis zu ihren Knieen hinauf reichte. Er nannte sie mir eine nach

der andern, indem er mir ihre guten und schlechten Eigenschaften aufzählte. „Diese da ist die Rothe, sagte er mir, sie kommt von selbst zweimal am Tage und reicht ihren Euter dar, damit man ihr die Milch abnehme; jene dort gibt täglich zwei Maß; diese pflügt wie ein Stier, aber sie ist immer mager und frißt fast gar nichts am Rechen; wir heißen sie die Magd; jene ist schwarz und blond bemalt, sie ist die schönste, aber sie ist stolz und capriciös wie eine Ziege; jene dort hat schiefe Hörner: man muß sich vor ihr, Genovefa, in Acht nehmen; so lange sie Euch nicht kennt, wird sie Euch zornig ansehen.“ Er machte mich, mein Herr, auf Alles aufmerksam, was ich thun müßte, um seiner Mutter zu gefallen und mich im Hause beliebt zu machen. Ich dankte ihm und sagte: „Seid ohne Sorge, Cyprian; habe ich nicht mein ganzes Leben lang gedient?“ Dann bewunderte ich die Tannen, die Gerste, die Fruchtbäume, die mit ihrem spitzen graulichen Laubdach bedeckten Bienenkörbe, damit der Schnee nicht in sie eindringen könne; die Enten im Teiche, die Hennen im Obstgarten, kurz Alles, und ich dachte: „Ich werde mit Cyprian nicht so viel bedürfen!“ Er führte mich ganz glücklich nach Hause zurück, wo die Alten noch beim Glase saßen, obgleich die Sonne schon hoch an der Mitte des Himmels stand, und ließ mich das Zimmer sehen, welches ich mit ihm oberhalb des Stalles bewohnen sollte; man stieg auf einer Treppe von Tannenholz hinauf; vor ihm war ein kleiner Gang, ganz eingefaßt von glänzendem Mais, als ob die Mauer von Gold gewesen wäre. Das Zimmer war niedrig und klein, ganz getäfert mit polirtem Tannenholz, wie ein Koffer. „Ach, wie gut werden wir es hier haben, dachte ich bei mir, es ist groß genug für Zwei.“ Ich dachte, daß ich die Kleine in Voiron in der Lehre lassen wolle, weil mir Cyprian unterwegs gesagt hatte, daß seine Mutter durchaus nur mich allein haben wolle. „Und dann, sagte ich mir, dieses kleine Kind ist bisher immer ver-

zärtelt worden; es kennt keine Mühe und Sorge; es würde es zu schmerzlich empfinden, wenn es jetzt eine Bäuerin werden sollte, nachdem es in seinen Kinderjahren, so zu sagen, ein Fräulein war."

Wir stiegen die Treppe wieder herunter, ohne uns mehr gesagt zu haben. Das Maulthier erwartete uns ganz angeschirrt unten. Der Vater Cyprian setzte mich darauf. Das ganze Dorf begleitete mich bis zur rothen Brücke, und Cyprian und ich gingen als glückliches Brautpaar wieder da hinab, von wo wir am Morgen heraufgekommen waren.

35

Wir waren heiterer und mehr an einander gewöhnt, mein Herr, weil wir uns jetzt nicht mehr aufgeben konnten, und weil wir zusammen gegessen und getrunken und unsere Hände in einander gelegt hatten. Die Zeit dauerte uns in Gedanken als eine Ewigkeit; aber Cyprian versprach mir, alle Sonntage mich in Voiron in die Messe zu begleiten und auf die Wiesen zu führen; das sollte uns Geduld verleihen.

Ach, mein Gott! wie glücklich war ich! und er auch, wie zufrieden war er! Sehen Sie, er war nicht mehr derselbe Bursche, wie am Morgen; er sah mich an, wir sahen uns an! Er brach von allen Hecken Zweige ab, um damit das Haupt des Maulthiers zu beschatten; er redete mit allen Vorübergehenden so fröhlich und gefällig wie Einer, der sein Herz gerne geöffnet hätte, um einen Theil seiner überströmenden Freude Jedermann mitzutheilen. Und wenn man ihn fragte: „Was führst Du denn da, Cyprian, so fröhlich in die Stadt? willst Du die Last Deines Maulthiers verkaufen? — so sagte er: o nein, das ist mein Herz: ich verkaufe es nicht; aber ich lasse es nehmen." Und dann lachte man zusammen, während man aus seiner Kürbisflasche einen Schluck trank, und die Begegnenden sagten beim Weggehen: „Sehet doch Cyprian;

er führt seine Braut, Genovefa, die Tochter des Glasermeisters, zurück. Wahrhaftig, ein schönes Brautpaar zusammen.“ So sagte man, mein Herr. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich rühme; aber jene Zeit liegt mir ja so ferne, ferne!

36.

Wir ergötzten uns auf dem Weg so lange, daß es seit zwei vollen Stunden, welche uns aber wie ein Augenblick vergingen, finstere Nacht war, als wir unten an den Bergen auf der Wiesenbrücke von Voiron ankamen. Cyprian, welchen die Nacht kühner machte, stand auf der Brücke stille, ganz nahe bei dem ersten Hause der Stadt: „So wären wir angekommen, Genovefa, sagte er traurig zu mir; wir müssen von einander Abschied nehmen, ehe wir in die Straße einlenken, wo Jedermann Euch hören würde. — Nun ja, Cyprian, antwortete ich, wir wollen hier uns verabschieden, und wenn Ihr mich an meiner Thüre abgesetzt habt, wo Ihr mich abholtet, so werdet Ihr nicht hineingehen; Ihr werdet wieder umkehren, ohne mir ein lautes Wort zu sagen, damit die bösen Zungen nichts zu sagen haben!“

Dann stützte er, mein Herr, seine beiden Arme auf den Hals des angehaltenen Maulthiers, wie ein Mensch, welcher zu Gott betet, während er seine beiden Ellbogen auf seinen Kirchenstuhl auflehnt; er kehrte seinen Kopf nach meiner Seite, ich näherte mein Gesicht dem seinigen; er sagte zu mir: „Adieu denn, Fräulein Genovefa!“ Ich sagte zu ihm: „Adieu denn, Herr Cyprian!“ Und dann seufzte er schwer auf, ich seufzte gleichfalls schwer, und dann wiederholte er: „Adieu, Fräulein Genovefa,“ und ich wiederholte: „Adieu, Herr Cyprian,“ und Jeder von uns wiederholte gern fünfzig Mal: „Adieu, Genovefa! Adieu, Cyprian!“ und ebenso oft seufzten wir, ohne etwas Anderes noch hinzuzusetzen. Am Ende erhob er seinen linken Arm, um ihn um meinen Rücken zu schlingen und mich

ein wenig zu sich zu ziehen, und er küßte mich, während er mich ein wenig an sein Herz drückte, und damit war es abgemacht. Er nahm das Thier wieder am Zaum, und ging, ohne sich mehr umzuwenden und ohne recht zu athmen, bis vor meine Thüre, ließ mich auf der steinernen Bank absteigen, kehrte den Kopf seines Maulthieres um, und reiste ab, ohne sich aufzuhalten oder umzukehren. Aber ich hatte wohl gesehen, daß er innerlich weinte, und ich blieb einen Augenblick allein sitzen auf der steinernen Bank, im Schatten, ganz neben der Thüre, um auch im Stillen zu weinen.

37.

Als ich das Geräusch der Hufeisen des Maulthiers auf dem Pflaster nicht mehr hörte, nahm ich den Schlüssel des Hauses, welchen ich in der Tasche meiner Schürze hatte, trat ein und schloß die Thüre hinter mir zu. Ich zündete an und ging, mit meiner Lampe in der Hand, in das hintere Ladenzimmer, wo mein Schrank und mein Bett stand, um mich auszukleiden. Ich ging so leise als möglich, weil ich glaubte, die Kleine, welche die Nachbarin hatte zu Bett legen sollen, schlafe schon, und ich wollte an diesem Abend nicht mehr mit ihr plaudern, da mein Herz zu voll war.

38.

Ich ging also so langsam und vorsichtig als ein Wolf ins Zimmer, ohne meine Schuhe krachen zu lassen; aber als ich zum Bette kam, mein Herr, sah ich zwei schöne Augen ganz geöffnet, welche sich immer mehr staunend öffneten, je mehr mich die Lampe beleuchtete. Es war Josette, welche in ihrem Bett gegen das Kopfgestell im Hemde gelehnt saß; sie schlief nicht, und das arme Kind sah mich ganz erschrocken an, ohne ein Wort zu sagen, als hätte sie ein Phantom oder eine Vision gesehen. Aber sie erkannte mich an der Stimme wieder.

— „Ei Du bist es, Genovefa?“ rief sie aus, öffnete ihre kleinen Augen und glättete die Falten ihrer Stirne und ihrer Lippen, welche plötzlich vom Schrecken zum Lächeln übergingen.

— „Ach ja, ich bin es, sagte ich zu ihr, warum siehst Du mich denn so an? Bin ich nicht dieselbe, wie gestern?“ Ich hatte nämlich, mein Herr, vergessen, meine schönen Kleider, welche mir ein ganz anderes Aussehen gaben, abzulegen.

— „Ach nein, sagte sie, Du bist nicht die Alte, während sie ein wenig mit den Lippen schmollte, willst Du Dich über mich lustig machen? Trugst Du gestern diesen schönen seidenen Rock, welcher glänzt, schimmert und in Farben schillert, wie der Hals einer Taube auf einem von der Sonne bestrahlten Dache? Diese Schuhe, welche wie die der Damen in der Kirche knarren? Dieses mit Spitzen eingefaßte Halstuch? Diesen seidenen Gürtel? Diese Haube, deren Bänder um Deine Wangen spielen? Diese Ohrenringe, welche wie zwei goldene Birnen herabhängen? Dieses schöne Halsgeschmeide mit diesem Kreuz auf der Brust? Sind wir denn am Anfang des Carnevals? Oder ist eine Fee mit ihrem Zauberstab gekommen, wie es in dem Buche erzählt ist, in welchem Du mich lesen lehrst, welche Dich auf Deiner Reise zu einem Fräulein umwandelte, und welche Dir so schöne Putzsachen gegeben hat, daß ich nicht einmal wage, Dich zu umarmen?“

— „Ach! das ist wahr, dachte ich bei mir selbst; dieses arme Kind hat mich nie so gesehen; darüber muß es billig staunen. Ich hatte nicht daran gedacht, daß ich mein Hochzeitkleid anhabe!“

— „Warum doch, fuhr sie fort, hast Du Dir so schöne Kleider machen lassen?“

Ich war in Verlegenheit.

— „Drum habe ich mich heute versprochen, sagte ich zu ihr und will bald Hochzeit machen,“ und ich kleidete mich mitten unter diesen Reden aus, nahm die Schnallen von meinen

feinen Schuhen weg, löste die Schleifen meines Gürtels, und die Nadeln, welche die Spitzen meiner Haube festhielten, legte meine Ohrenringe und mein Halsgeschmeide ab, löste das Tuch um meinen Hals auf, zog das seidene Kleid ab, und legte alles dieses sorgfältig zusammen und hob es im Schrank für den Hochzeittag auf. Die Kleine sah mir zu, und konnte über so viele schöne Sachen nicht genug staunen. Und als ich fertig war, mein Gebet gesprochen hatte, und im Hemde mit bloßen Füßen dastand, um in das Bett zu gehen, sagte sie:

— „Oh! jetzt liebe ich Dich weit mehr, und kann es wieder wagen, Dich zu küssen!“

Sie machte mir Platz, ich löschte die Lampe aus und legte mich neben das Kind.

— „Oh! jetzt ist es gut,“ sagte sie, während sie ihre beiden Arme um meinen Arm schlug, wie sie gewöhnlich that, wenn sie einschlafen wollte. Aber sie war durch den Anblick meiner schönen Kleider und durch meine Abwesenheit den ganzen Tag über so aufgeregt, und ich durch den Eindruck alles Dessen, was ich den Tag über gethan und gesehen hatte, und durch das Bild Cyprians so wach, daß wir uns gegenseitig am Schlafe hinderten.

— „Nun gut, sagte mir die schlaue Kleine, ich will nicht einschlafen, und lasse Dich nicht einschlafen, ehe Du mir Alles gesagt hast. Du willst Dich also verheirathen, Genovefa?“

„Ja.“

„Und mit Wem?“

„Mit Herrn Cyprian, den Du wohl kennst, und welcher Dich als, wenn er kommt, auf seine Kniee nimmt.“

— „Oh! um so besser! sagte sie; aber Herr Cyprian ist aus dem Gebirge. Will er bei uns wohnen?“

Ich fühlte mich vor dem Kinde ganz beschämt, und war verlegen, ihm zu antworten. Am Ende dachte ich: Bah! es ist besser, ihm gleich Alles zu sagen.

— „Nein, sagte ich zu ihr, er bleibt im Gebirge.“

— „Aber Du, fiel sie mir ins Wort, willst also nicht mit ihm zusammen bleiben?“

— „Doch! sagte ich ihr.“

— „Du willst im Gebirge bleiben?“

— „Nun ja, da ich dort verheirathet sein werde.“

— „Und ich, fügte sie bei, während sie ihre um meinen Hals geschlungenen Arme auflöste und sie gegen einander stieß, ich werde also auch auf dem Gebirge bleiben? Oh, wie bin ich so froh! Ich liebe so sehr Herrn Cyprian, seinen Hund und sein Maulthier, die Milch, die Aepfel, die Vögel, die Schmetterlinge! Man sagt, es gebe ihrer so viele da oben! Wann gehen wir denn dahin?“

— „Aber Du, antwortete ich, mehr und mehr mit den Antworten verlegen, Du, Du wirst nicht mitgehen, mein Kind; Du sollst in Voiron bei Deiner Lehrmeisterin bleiben, welche Dich das Spitzenmachen lehrt. Sie wird Dich mit ihren Kindern auferziehen; wird recht gut für Dich sorgen; ich werde oft, recht oft zur Dir auf Besuch kommen; Du wirst recht glücklich sein!“

— „Böse! rief das Kind aus, Du willst mich verlassen? Du solltest ein Herz haben, um ohne mich fortzugehen? Ohne mich, die ich Dich, seit ich auf die Welt gekommen bin, nicht mehr verlassen habe, als Dein Hund? Ohne mich, die ich immer gelebt, gegessen, geschlafen habe mit Dir, als ob ich Deine Tochter wäre? Ohne mich, die ich heute nicht einmal eine Stunde einschlafen konnte, weil ich nicht hier neben Dir im Bett lag? Böse! wiederholte sie mit einem Ton des Zorns, indem sie mit ihrer kleinen Hand gegen meine Brust schlug, wenn Du den Muth hättest, dieses zu thun, so brauchtest Du weder oft noch einmal nach Voiron zurückzukommen; Du würdest mich nicht mehr finden; ich würde bald auf dem Friedhofe neben meiner Mutter ruhen und würde ihr sagen, daß

Du mich als Lügnerin verlassen habest; Du sagtest immer, Du habest ihr versprochen, als sie zur Kirche fortging, Du wollest ihren Platz neben mir einnehmen.“ Und dann fing sie an, bitterlich zu weinen.

39.

— Sie begreifen, mein Herr, daß ich mich nicht wohl dabei fühlte, als ich dieses einfache Kind so reden hörte; ich fing an zu fühlen, daß ich mit Cyprian leichtsinnig und im Sturm der Liebe gehandelt habe, denn am Ende hatte die Kleine eben doch recht. Ich hatte Mutterstelle an ihr vertreten, hatte sie in ihrem ganzen Leben an diesem Tage zum ersten Male verlassen, und ihr mehr als hundertmal wiederholt, was ich unserer Mutter versprochen hatte: daß ich eher sterben, als sie verlassen würde, und nun stand ich im Begriff, mich zu verheirathen und sie wie eine Waise der Pflege einer Fremden zu überantworten! Oh! der Gewissensbiß schnürte mir die Brust zusammen, daß ich weder reden, noch athmen, noch schluchzen konnte. Ich fing an das zu bereuen, was ich Cyprian versprochen hatte, und gleichwohl liebte ich diesen so sehr, daß es mich nicht reuen konnte, ihn zu lieben. Auf der einen Seite die Kleine, auf der andern mein Verlobter, meine Versprechungen in der Kirche am Morgen, in Gegenwart des ganzen Dorfes, dann das Versprechen, das ich meiner seligen Mutter in Gegenwart des Todes und Gottes gegeben hatte! ... Ich kehrte mich in meinem Inneren um, und kehrte mich im Bette um, ohne einen guten Platz finden oder dem Kinde, dann dem Bilde Cyprians, dem Schatten meiner Mutter und endlich meinem eigenen Herzen entfliehen zu können! ... Oh, mein Herr, welch eine furchtbare Nacht! ... Es gibt keine schlimmere, ich bin fest überzeugt, in der Hölle! Ich erröthete, ich erblaßte, ich hatte den kalten Schweiß auf den Gliedern, ich brannte, erstarrte und hatte das Fieber! Und so oft ich mich

umkehrte, um den Anblick der Kleinen zu fliehen, kehrte diese sich auch um, um mir immer fort Vorwürfe zu machen. — „Aber, sagte ich ihr, während ich sie küßte und ihre Hände in den meinigen drückte, Du wirst es bei der Spitzenmacherin so gut haben: ein gutes Nachtlager, gute Kost, schönen Putz, guten Unterricht, wie ihre eigenen Kinder: sie ist wohlhabend, bei ihr ist es nicht wie bei uns; bei ihr stehen Möbel, sie hat Zimmer, eine Magd, welche die grobe Arbeit verrichtet, was verlangst Du mehr? Kann ich Dich mit weißem Brod ernähren?“

— „Was liegt mir daran an Deinem schwarzen oder weißen Brod?“ antwortete das Kind, „an einem alten oder neuen Kleid? An einem Zimmer, an Möbel und einer Magd? Nähre mich, wenn Du willst, nur mit Brod von Stroh, aber nehme mich überall, wohin Du gehst, mit. Fern von Dir wäre ich so unglücklich, so schrecklich unglücklich! Du redest von der Spitzenmacherin; sie nährt ihre Kinder gut, ja, das ist wahr, aber wenn Du wüßtest, wie sie sie schlägt! Ach, ich könnte nicht einmal drei Tage bei ihr bleiben, ohne daß sie mich geschlagen, und daß ich mich auf die Wiesen geflüchtet und wie das kleine Zigeunerkind in den Bach gestürzt hätte, wo man es gestern wieder gefunden hat! Was würdest Du sagen, wenn Du diese Nachricht erhieltest? Könntest Du da oben mit Deinem Cyprian glücklich sein? Oh, jetzt verabscheue ich ihn! Und was würde erst meine Mutter in ihrem Bett von Erde von Dir denken?“

Ich weinte noch heftiger bei diesen Worten; dann fing sie auf's Neue an, von meiner Mutter zu sprechen. Sehen Sie, die Kinder sind schlauer, als man ihnen ansieht. Sie bemerkte, welchen Eindruck dieser Vorwurf im Namen unserer Mutter auf mich gemacht hatte, und kam immer darauf zurück. Das rührte mich, und als sie sah, daß ich sehr weine und tief erschüttert sei, dann wand sie sich, mein Herr, wie eine Schlange um

mich, die Arme an meinen Hals, den Mund auf meiner Brust, die Glieder gegen meinen Leib und küßte mich heftig, indem sie sich an mich heftete wie meine Haut, und ganz leise rief: „Nein, nein, nein, Du hast nicht das Herz, mir meine Glieder zu zerreißen, mich von Dir loszutrennen und mich wie ein altes zerrissenes Kleid da hinzuwerfen, damit man darüber hinschreite! Nein, Genovefa, meine Schwester! meine Amme, meine zweite Mutter! Zweimal meine Mutter! weil Du es nach dem Tode der ersten wie vorher gewesen bist! Ich will so brav, so gut, so gehorsam sein! Ich werde Dich sehr lieben, Dich Tag und Nacht küssen! Oh! sage mir, sage mir, daß Du mich nicht verlassen wirst! ....“

Ich wollte es eben zusagen, mein Herr, so sehr rührte mich dieses Kind im Innersten meines Herzens, indem es mich in seinen kleinen Armen erdrückte, als ich an Cyprian dachte, welcher mich so vergnügt verlassen hatte, und der vielleicht noch nicht am Fuße des Gebirges war. „O Gott, sagte ich zu mir, er wurde mir diesen Morgen angetraut, er hat mich erst vor einer Stunde geküßt, er hat noch den Rosenduft meiner Stirne auf seinen Lippen, und seine Geliebte ist bereits treulos! — „Nein, nein, Josette“, sagte ich zu ihr, indem ich ihre Arme von meinem Hals löste, und meinen Leib von dem ihrigen loswand, um mich auf die andere Seite des Bettes zu legen und nachzudenken; „nein, ein braves Mädchen muß ihr Wort halten, und ich habe Cyprian geschworen. Laß mich gehen!“

— „Ein Schwur,“ sagte sie mir, indem sie sich ganz gerade auf das Bett stellte. „Du hast also keinen meiner Mutter abgelegt! Nun gut, ja, verlasse mich sogleich, ich will nicht mehr mit Dir schlafen, ich will auf ihren Grabstein mich niederlegen und sie fragen, ob sie Dir Cyprian oder mich bei ihrem Sterben in die Arme gab! Wir wollen sehen, was sie antworten wird! ....“

Bei diesen Worten, mein Herr, machte die Kleine, welche

vor Liebe und Zorn außer sich war, einen Schritt, um über mich auf dem Bette hinwegzuschreiten und auf den Boden zu springen; da sie sich aber in den Falten des Betttuchs verwickelte, welches bereits durch ihre Convulsionen ganz in Unordnung war, so fiel sie, zuerst mit dem Kopf auf den steinernen Fußboden, stieß einen Schrei aus und blieb regungslos am Fuße des Bettes liegen!

Ach, ich werde mein ganzes Leben hindurch diesen Schrei und den dumpfen Schlag ihres Falles hören. Ich stürzte mich aus dem Bett, nahm sie in meine Arme, rief ihr: „Josette! Josette!“ Ich trug sie an das Fenster, um sie die Nachtluft einathmen zu lassen; alles umsonst; sie blieb wie todt in meinen Armen! Ich legte sie auf das Bett, feuchtete ihre Schläfe mit Wasser an, nahm ihre Hände in die meinigen, legte meinen Mund auf den ihrigen; noch immer athmete sie nicht; sie wurde kalt, wie meine Mutter es war, als ich sie in den Sarg legte.

— „Elende!“ rief ich mir im Selbstgespräch zu, „Du hast Deine Schwester getödtet!“ Und ich fiel einen Augenblick bewußtlos auf den Fußboden.

Ich weiß nicht, wie lange ich hier liegen blieb; als ich wieder zu mir kam, lag meine Schwester noch immer ohne Bewegung und Athem auf dem Bett. Ich warf mich vor ihr, den Kopf auf ihren Leib gelegt, nieder, bat Gott, rief alle seine Engel und alle seine Heiligen an, bat zumeist meine Mutter, sie wieder aufzuwecken und mich an ihrer Stelle zu nehmen! Ich war wie in einem Traum befangen, mein Herr, und doch war ich wach. Dann hörte ich hier, wie ich mich selbst jetzt höre, die Stimme meiner Mutter in meinem Ohre; aber eine strengere Stimme, als ich sie je während ihres Lebens von ihr gehört hatte, welche mir sagte: „Kain, Kain! was hast Du aus Deinem Bruder gemacht?“ als ob sie mir diese Worte aus der Bibel vorgelesen hätte!

Man hat mir seither wohl gesagt, es sei dieses eine Täu-

schung, ein Echo jener Worte gewesen, welche ich von ihr früher gehört hatte, und welche aus der Ferne in meinem durch die Verzweiflung verwirrten Kopfe forttönten; aber ich hörte diese Worte gleichwohl so vernehmlich, daß ich alsbald darauf antwortete, wie ich antworte, wenn man mir ruft.

— „Meine Mutter! Meine Mutter!“ antwortete ich, „verdammt mich nicht. Ich schwöre, daß, wenn Ihr den Athem und das Wort der Kleinen zurückgebet, ich mich nicht verheirathen, sondern ganz Eurem Kinde weihen werde!“

Und ich legte, mein Herr, ein Gelübde, ein unwiderrufliches Gelübde in meinem Innern ab!

Der Beweis, daß meine Mutter in der That mit mir gesprochen und meine Antwort wohl gehört hatte, ist, daß die Kleine, unmittelbar nachdem ich dieses Gelübde in meinem Inneren abgelegt hatte, anfing aufzuathmen, die Arme auszustrecken, die Augen so sanft aufzuschlagen, als ob sie aus einem Traume erwachte, und daß sie mir, jetzt ohne allen Zorn, sagte:

— „Genovefa, Du wirst Dich nicht mehr verheirathen, Du wirst mich nie verlassen, nicht wahr?“

— „Nein, niemals! niemals! niemals!“ sagte ich zu ihr, während ich sie mit meinen Küssen bedeckte, mich neben sie zu Bette legte und sie mit meinem Körper erwärmte. „Aber woher weißt Du es denn?“ fragte ich sie.

— „Eine innere Stimme sagt es mir,“ antwortete sie.

Dann umarmte sie mich von Neuem, und wir umarmten uns die ganze übrige Nacht, sie mit Lachen, ich mit Weinen.

Der unglückliche Cyprian, er war noch nicht an der rothen Brücke, und hatte keine Braut mehr! und er sang vielleicht, mit seinem Maulthiere, ohne irgend etwas zu ahnen! . . .

Was sind wir doch, mein Herr! Ach, reden Sie mir nicht mehr davon! Das Leben ist ein Gang mit verbundenen Augen

man glaubt rechts zu gehen und man geht links. Gott allein sieht mit offenen Augen für uns!

40.

Josette schlief endlich so ruhig ein als in ihrer Wiege, als sie klein war und ich sie mit meinem Fuß unter Gesang einwiegte; ich nicht; der Tag fing an seine Streiflichter über das Bett zu ergießen; ich war zufrieden, als ich sie so schön, so schön, mit ihren schönen Haaren, in welchen ein wenig Blut war, ansah; ihre Haare waren ganz in Unordnung und lagen in Folge der Bewegung der Nacht wild durcheinander auf dem Kopfkissen; und als ich dann wieder an Cyprian dachte, brach mir das Herz, und meine Augen füllten sich mit einem Thränenstrom.

Ich werde niemals den Muth haben, ihm zu sagen: „Cyprian, Eure Genovefa ist wortbrüchig!“ Die Worte würden mich vor Schmerz und Schande ersticken! Nein! Gleichwohl muß man ihn, den armen Menschen benachrichtigen! Ich will es ihm schreiben, das Papier erröthet nicht!

Ich stund sachte, ganz sachte auf, um Josette nicht aufzuwecken, welche der Erholung bedurfte, und fing an, an Cyprian zu schreiben vor dem Fenster, von welchem aus man das Gebirge sieht. Oh! Ich verbrauchte viele Blätter Papier an diesem Tage, mein Herr; denn ich weinte so viel, so viel, daß ich, so oft eine Linie geschrieben war, eine andere niederschreiben mußte, weil das Papier ganz genetzt war, und weil ich sonst in die Brieflade meine Thränen anstatt der Dinte getragen hätte! Das kam wenigstens zehnmal vor; so lange ich noch Wasser in den Augen hatte! Am Ende schrieb ich einen Brief, welcher ziemlich trocken war.

— Wie, trocken! sagte ich, indem ich sie unterbrach, Genovefa, und warum? War es denn die Schuld des armen Cyprian?

— Wenn ich sage trocken, mein Herr, antwortete Genovefa, so will ich damit sagen, daß das Papier nicht so naß war, als die andern Blätter. Doch waren auch noch drei oder vier große Wasserflecken darauf.

— Ach so, erwiderte ich, jetzt verstehe ich. Aber was konntet Ihr ihm in diesem Briefe sagen, um Euch zu rechtfertigen? Ich möchte es gerne wissen. Erinnert Ihr Euch daran?

— Ach, mein Herr, ob ich mich daran erinnere? Ich habe in meinem ganzen Leben keinen andern als diesen geschrieben, und ich habe ihn sogar aufbewahrt, fügte sie hinzu, indem sie mit ihrem Auge nach dem Schrank wies, d. h. das Concept, denn den Brief selbst hat die Mutter Cyprians mit den übrigen Sachen ihres Sohnes.

— Dann möchte ich ihn gerne lesen, wenn es Euch nicht betrübt, Genovefa, denn dieser Brief ist ein Haupttheil Eurer Geschichte, und außerdem war er nicht leicht zu schreiben, und selbst ich, der ich, wie Ihr sagt, so viele schreibe, wäre an Eurer Stelle in große Verlegenheit gekommen, um diesen zu schreiben.

— Hier ist er, mein Herr, sagte sie zu mir, nachdem sie einen Augenblick in ihrem Schrank gesucht und ein verborgenes Papier unter zwei Frauenhemden herausgezogen hatte. Sie übergab mir den Brief, und setzte sich zu ihrem Strickzeuge wieder nieder.

41.

Es war ein grobes, etwas graulicheS Papier, mit welchem die Krämer und kleinen Kaufleute die Schachteln mit Zuckermandeln oder die Spiele der Kinder, welche sie verkaufen, einwickeln. Man sah an sieben oder acht Stellen, daß es in Wasser getaucht worden war, denn das Wasser hatte die Züge der Feder verdünnt und aus einander gezogen; die Handschrift

war rund, mit großen Zügen, in weiten Linien, die aber nicht ganz gerade liefen; der Brief war in ungefähr dreißig verwickelte, ungerade, seltsame Falten zusammengelegt, wie die Briefe der armen Leute, welche nicht wissen, wie sie einen einmal geschriebenen Brief einfach zusammenlegen sollen, und welche sich den Kopf darüber zerbrechen, um eine ungewöhnliche Art des Zusammenlegens zu erfinden. Der Brief war nie gesiegelt worden. Ich las ihn leise für mich, um das arme Mädchen nicht unnöthig zu betrüben. Hier ist er:

„Herr Cyprian!"

„Dieser Brief soll Euch sagen, daß Ihr an mich nicht mehr denket, daß ich Eure Frau werde .... Gleichwohl, wenn Ihr daran denket, wenn ich daran denke, so wird es mich immer freuen, da wir uns nichts vorzuwerfen haben; wenigstens Ihr; aber auch ich nicht; aber damit ist Alles gesagt. Der gute Gott will nicht, daß ich mich mit Euch verheirathe. Ich werde nie einen Anderen heirathen. Ich will Euch sagen, warum. Ach, ich bedaure Euch sehr, aber es ist nicht meine Schuld ....

Diese Nacht fiel die Kleine aus ihrem Bett auf den Boden. Sie war, ich weiß nicht wie lange, todt. Dann habe ich sie aufgehoben, und ich war auch todt. Meine Mutter erschien mir, und sagte zu mir: „Kain, was hast Du aus Deiner Schwester gemacht?"

Dann sagte mir die Kleine: Nicht wahr, Du heirathest den Herrn Cyprian nicht? Ich antwortete: Nein, meine Mutter! und ich legte ein Gelübde ab; ich habe es ausgesprochen, es ist aus, ich kann es nicht mehr ändern. Ach, mein Gott, Herr Cyprian, was werdet Ihr von mir denken? ... Von mir, die ich Eure Kühe und das Maulthier so lieb hatte! Redet mit ihnen von mir. Schicket mir das Bouquet und den Ring zurück; hier ist Euere Hutschleife mit den Borten, welche Ihr auf dem Ladentisch liegen ließt. Mein Gott, wie betrübt ich

bin! . . . . Nein, ich kann es nicht überleben. Aber Ihr sollt Euch darob keine grauen Haare wachsen lassen, das ist die Sache nicht werth . . . .

Ich bin froh, Euch sagen zu können, daß im Hause Alles wohl steht. Möchtet Ihr dasselbe von Euch sagen können. Euer Vater und Eure Mutter waren sehr zuvorkommend gegenüber von einem armen Mädchen, wie ich. Es ist schade, daß es nicht zwei Zimmer über dem Stalle gibt. Die Kleine hätte Eure Mutter nicht viel gekostet. Das nährt sich mit einem Nichts. Alles Unglück schreibt sich daher. Empfehlet mich ihnen bestens. Die Ausgaben thun mir leid. Entschuldiget mich.

Adieu, Herr Cyprian, denket nicht mehr daran, und lebet wohl! Genovefa.

Wenn Ihr nach Voiron kommen werdet, so gehet nie mehr durch unsere Straße, das würde mir wehe thun, selbst wenn ich nur die Schritte Eures Maulthiers hören würde.

Adieu, Herr Cyprian . . . (Ein Regen von Thränen und zerflossener Tinte. Man liest zwischen diesem Nebel noch zwei oder drei Mal: Adieu, Herr Cyprian! . . .)“

42.

Ich gab ihr den Brief ohne ein Wort zu sprechen zurück, und sie verschloß ihn auf's Neue in ihren Schrank, zwischen den beiden Hemden.

Armes Mädchen! Das ist der kurze geschriebene Inhalt einer Welt von Liebeseindrücken, von Erinnerungen, von lebendigen und in einem Herzen abgeknickten Hoffnungen! Das Gefühl lebt fort, aber es ist in der ungebildeten Seele des Volks stumm und taub.

43.

Genovefa fuhr fort:

Nachdem ich den Brief an Cyprian geschrieben hatte,

übergab ich ihn einem der kleinen Kaminfeger des Gebirges, welche bei dem Landsmann meines Bräutigams wohnten, und beauftragte ihn, denselben nach Valneige zu tragen. Ich gab ihm hiezu ein Paar garnirte Holzschuhe. Als ich dem armen Knaben den Brief in seine Tasche steckte, fühlte ich wohl, daß Alles gesagt sei, und es schien mir, als ob mein Herz zusammt dem Briefe aus den Händen fiele.

44.

Dann kehrte ich nach Hause zurück, ohne nur zu wissen, was ich that; die Kleine schlief noch, ich ging gerade auf den Schrank zu. Ich nahm meine feinen Schuhe, meine Schnallen, meinen Gürtel mit seidener Schleife, meine Haube mit Spitzen, meine Ohrringe, meine Halskette von Gagatkörnern, mein schönes seidenes Kleid von der Farbe eines Taubenkehlchens, machte daraus ein in ein weißes nicht gezeichnetes Handtuch gut eingewickeltes Paket, trug alles dieses in die Kirche von Voiron, während noch Niemand da war, und legte es auf den Altar der heiligen Jungfrau nieder, ohne vom Sakristan bemerkt worden zu sein. Auf das Handtuch hatte ich mit einer Nadel ein kleines Stück Papier angeheftet, auf welchem geschrieben stand: Gelübde! Man wußte, daß dieses bei uns zu Land so viel besagt als eine Gabe, um die Heilige oder die Madonna zu kleiden. Ich sagte zu mir: Du darfst nichts von diesen trügerischen Fest- und Verspruchskleidern für Dich behalten; das würde Dich nur an Deinen Verrath an Cyprian und an Dein Unglück erinnern; das brächte Dir nur in den Sinn, auf die Heirath zurückzukommen, vielleicht Deine Schwester zu verlassen und Dein Gelübde zu brechen. Du wärest mit diesem Putz, der Dir gehört, so lange er im Hause ist, nie ruhig. Wir wollen ihn Gott schenken, dem man nichts wieder nehmen kann, und damit soll Alles abgemacht sein.

Als die Kleine bei meiner Rückkehr ihn zu sehen wünschte,

sagte ich ihr, was ich damit angefangen habe. Sie beweinte sie nicht, mein Herr, diese schönen Kleider, sie hüpfte mir an den Hals und sagte zu mir: „Nun, Du hast recht gethan, Genovefa, ich liebe Dich ganz nackt mehr als all Dein Seidengespinnst, in welchem ich Dich diese Nacht fast nicht erkannte. So lange ich Deine Hochzeitkleider hier im Schrank gewußt hätte, hätte ich immer geglaubt, daß Du Dich das eine oder andere Mal verheirathen wollest. Jetzt glaube ich es nicht: wer würde Dich auch nehmen in Deinem kameelhärenen Kleid und in Deinen nußbaumenen Holzschuhen?"

Seit diesem Tage, mein Herr, hing sich dieses Kind an mich, wie mein Hemde. Sie war erst zwölf und ein halbes Jahr alt, aber sie hatte so viel Verstand als andere fünfzehnjährige Kinder. Sie rührte mich oft zu gleicher Zeit zu Thränen und zum Lachen. Sie wurde brav wie ein Engel und hübsch, hübsch wie ein kleines Wachsbild der heiligen Jungfrau! Nur war sie etwas eitel, das ist wahr; wenn ich meinen kleinen Spiegel nicht am Fenster fand, so durfte ich ihn nicht erst suchen; ich wußte wohl, wo er war; und dann muß man auch gerecht sein, Jedermann in der Straße und in Voiron wiederholte ihr immerfort, daß sie das schönste Mädchen in der Gegend sei, und man nannte sie bereits die schöne Spitzenmacherin. Das ist nicht gut für junge Mädchen, das, mein Herr, sehen Sie, zumeist wenn sie keine Eltern haben.

45.

So also trug sich, mein Herr, diese Geschichte zu. Die Familie Cyprians ließ mir durch den Kaminfegerjungen sagen, daß es recht sei, und daß der junge Mann nicht mehr nach Voiron kommen werde: „Und was macht er?" fragte ich den Boten. — „Oh! Mein Fräulein," antwortete er mir, „er machte nichts; er striegelte sein Maulthier an der Wand des Stalls, und es fielen schwere Thränen aus seinen Augen auf

die Haare des Thieres.“ Das war Alles, was ich für den Augenblick darüber wußte.

46.

Dritthalb Jahre vergingen auf diese Weise, ohne daß wir mehr von einander reden hörten, als ob wir alle Beide gestorben wären. Wenn er mich wiedergesehen hätte, so hätte er mich nicht mehr erkannt, denn meine Schönheit von einem Frühling hielt gegen den Kummer nicht Stand, meine Farben waren erblaßt, wie die schlechten Farben auf einem Kleiderstoff; ich arbeitete bis spät in die Nacht, stand früh auf, weinte in der Nacht, ernährte mich schlecht, um die Aussteuer von Josette zu verdienen und ihr Lehrgeld zu bezahlen; ich ging nicht mehr auf die Wiesen, sah nicht mehr die Sonne, außer einen Augenblick am Abend an der Wand meines Zimmers; ich war abgemagert, so daß mir meine Röcke von den Schultern und mein Ring vom Finger fielen; ich wurde durch das ewige Nähen gebückt, wie Sie mich jetzt sehen; beim Nähen dachte ich immer an Cyprian, und sagte mir gegen meinen Willen vor: Was macht er jetzt? Ach, wenn er mir begegnete, was würde er mir sagen? Könnte er es noch begreifen, daß er sich je in dieses arme Mädchen habe verlieben können, welche ganz in die Rinde einer zwölfjährigen Tanne hineinginge?

Die Nachbarinnen sagten zu mir: Du schmilzst zusammen, Genovefa, wie ein Wachslicht, das die Nacht über brennt; arbeite doch nicht so viel, mein Kind! Aber es war nicht sowohl die Arbeit daran Schuld, sondern das, daß ich keine Freude dabei hatte.

Ich glaubte übrigens doch, daß ich Herrn Cyprian nicht mehr liebe, weil ich von Niemanden mehr seinen Namen nennen hörte. Mein kleiner Krämerladen, zu welchem ich noch das Gewerbe einer Kleidermacherin im Großen hinzugefügt hatte,

ging auch nicht übel. An den Markttagen kamen genug Bäuerinnen vom Gebirge, um bei uns einzukaufen. Ich verkaufte an sie leinene Bänder, Spitzen für die Hauben, ich schnitt ihnen Kleider nach der Tracht ihrer Gegend; gab ihnen Bänder, Halsgeschmeide, Ohrenringe, falsche Steine, messingene Ringe, glänzende stählerne Ketten, um ihre Scheere an ihre Schürze zu hängen, ein wenig von tausend Dingen! Sie sagten: Wir wollen zu Genovefa gehen, sie ist nicht theuer und hat Alles. Und dann braucht man sich bei ihr nicht zu schämen, wie bei den großen Kaufleuten der großen Straße; sie ist nicht stolz; sie eignet sich für die armen Leute. Das sagte man, und so war es auch.

47.

An einem Samstag, mein Herr, an einem Samstag Morgen, in der letzten Woche des Monats November, als ich allein im Hause war und einen Rock für Josette zu Ende brachte, welche am folgenden Tag an der Hochzeit einer ihrer Freundinnen tanzen sollte, sah ich ein junges Mädchen vom Gebirge zu mir hereintreten, welches so schön, so schön war, daß ich außer Josette nie ein so einnehmendes Wesen gesehen hatte. Zwei alte Frauen, mit einem fünfzehnjährigen Knaben, welche ihre Mutter, Tante und ihr Bruder zu sein schienen, waren draußen auf der Thürschwelle stehen geblieben oder hatten sich auf die Bank gesetzt, während das junge Mädchen dies und das einkaufte. Sie hatten zwei Maulthiere mit Körben, aus denen der Knabe Brod, Wein und Kastanien herauszog, welche die Bäuerinnen und er auf der Straße verzehrten.

Das junge Mädchen betrachtete, betastete und untersuchte Alles in dem Laden: Ringe, Ohrengehänge, vergoldete kupferne Ketten, Spitzen, Tücher, Seidewaaren, Schuhe von Ziegenleder; man hätte gesagt, es gebe nichts zu Schönes für sie. — „Wie viel kostet dieses? Wie viel jenes? Ich nehme so

viel Ellen von dem Einen, so viel Ellen von dem Andern; und dann diese Juwelen! und dann diese Schnallen! und dann diese Bänder! und noch Dieses und Jenes?“ Und die Börse auf den Ladentisch, voll mit Dreifranken- und Dreißigsous-Stücken, ich glaubte, sie wolle mir alle Schachteln auskaufen.

Und der Bruder kam, und trug Alles der Reihe nach hinaus, und lud es ganz reinlich in den Korb eines seiner Maulthiere auf.

— „Das ist nicht Alles,“ sagte mir unter freundlichem Erröthen die schöne Bäuerin, „Mamsell Genovefa, man hat uns gesagt, Sie seien eine Frauenschneiderin, Sie müssen mir noch für drei Röcke, sechs Halskragen, zwei Hauben mit Spitzen, eine Schürze und ein Halbdutzend Gürtel das Meß nehmen, und mir meine Ohrringe und Halsketten anlegen.“

— „Recht gerne, Fräulein,“ sagte ich zu ihr; „kommen Sie mit mir auf mein Zimmer, damit man Sie nicht durch das Fenster sich auskleiden sehe;“ und sie kam mit mir in das Zimmer, wo ich ihr die Schuhe abnahm, um die neuen anzuprobiren, und wo ich sie auskleidete, um ihr ihre Kragen, ihre Halstücher und neuen Röcke anzumessen. Ach, mein Herr, was das für eine schöne Gestalt war! Was hatte sie für schöne Füße, schöne Hände, schöne Schultern, einen Hals wie von weißem Sammt, und Haare, welche ihr bis auf die Knie herabfielen! Ein volles, rothes, gleich dem Pfirsich sammtweiches Gesicht: Augen! einen Mund! Zähne! und bei all dem ein so sanftes, bescheidenes Aussehen, einen Ton der Stimme, welcher das reine Herz bewegte. Ich konnte nicht müde werden, sie zu betrachten, während sie die Augen niederschlug und ich sagte bei mir selbst: Das ist einmal ein glücklicher Bräutigam! Sie muß ihre gehörige Zahl Freier gehabt haben! Doch wer weiß, es ist vielleicht ein alter Mann, welcher reich ist? Ein Wittwer, welcher mit ihr seine erste Frau vermissen wird? Oder vielleicht ein Verwandter, ein junger, aber häßlicher und

herzloser Vetter, welcher sie nicht liebt? Die Welt ist so aus Zufall zusammengesetzt, daß sich das Gleichartige fast nie zusammenfindet! Das ist gleichwohl Schade!

Während ich dann auf den Knieen war, um ihr ihre silbernen Schnallen auf die Fußbeuge anzuschnallen, sagte ich ihr: „Sie wollen sich also verheirathen, Mamselle, wenn es keine zu neugierige Frage ist?“ — „Ja,“ antwortete sie mir mit einem stolzen und hastigen Ton, als ob sie meine Frage erwartet hätte und ungeduldig wäre, mir zu antworten. „Ich bin seit dem letzten Frühjahr versprochen und verheirathe mich in kommender Woche.“

— „Ach,“ fuhr ich fort, während ich ihr mit der Stimme schmeichelte, wie ich ihr wirklich bei mir selbst innerlich schmeichelte, so liebenswürdig fand ich sie; „ach! und sind Sie zufrieden, daß Sie heirathen?“

— „Ich meine es doch,“ sagte sie, „daß ich zufrieden bin. Fraget doch im ganzen Gebirge, ob mein Bräutigam nicht der geachtetste Bursche der Umgegend ist?“

Ich hatte die Schnallen festgemacht, und stand ganz roth und ganz erfreut darüber auf, daß ich dieses schöne Kind bedienen dürfe; ich ließ sie auf mein Bett sitzen, häkelte ihren Leib zu, faßte ihre langen Haare unter ihrer Haube zusammen, legte ihre Ohrenringe an und befestigte ihren feinsten Kragen auf ihre Brust. Dann nahm ich den Spiegel am Fenster, gab ihn ihr in die Hand, und sagte zu ihr: „Betrachten Sie sich jetzt, und sehen Sie, ob Ihr Bräutigam damit zufrieden sein wird.“

— „Oh! es ist nicht für ihn,“ sagte sie, „er liebt mich so sehr! Er braucht nicht allen diesen Putz, um sich glücklich zu fühlen! Sehen Sie, das geschieht nur wegen der Leute in der Kirche, und um dem Dorfe Ehre zu machen; das geschieht nur, daß man nicht sage, daß die Töchter des Gebirges an ihrem Hochzeittage nicht ebenso geputzt seien, wie die von Valneige.

— „Sie sind also von Montagnol, sagte ich zu ihr, ohne Ihnen beschwerlich zu fallen?“

— „Ja, und ich heirathe einen jungen Mann von Valneige; er ist in ganz Voiron wohl bekannt; ich wette, daß Sie ihn vom Angesicht und vom Namen kennen, denn er hieß uns unsere Einkäufe bei Ihnen machen....

— „Der Sohn vom Vater Cyprian?“ sagte ich.

Ich zitterte bei diesem Namen so sehr mit den Fingern, daß ich ihre schöne Brust mit der Nadelspitze blutig stach; während ich versuchte die Brust zu schnüren. Ich wurde röther als sie und dann gleich nachher bläßer als mein Tuch.

— „Was haben Sie, Fräulein Genovefa, daß Sie so zittern?“ sagte sie, während sie ihren Tropfen Blut abwischte, jedoch ohne böse zu sein.

— „Nichts, Fräulein“, antwortete ich ihr; „aber sehen Sie, ich bin so beschämt, daß ich Sie gestochen habe ohne Absicht.“

— „Ach Gott, sagte ich bei mir selbst, während ich fortfuhr sie zu putzen, aber mit einer ungeschickten Hand und mit einem Nebel vor den Augen, wer hätte je gedacht, daß ich die Braut meines Geliebten für ihren Hochzeitstag schmücken solle, und daß, wenn er diese Ohrringe und ihre Stecknadel auf der Brust nach der Messe wegnehmen wird, es das Werk meiner Hand sei, das er auf dem Hals seiner Neuvermählten berühre!“

Ich versuchte wohl ein oder zweimal, das Gespräch wieder anzuknüpfen; aber ich konnte nur Ja und Nein sagen, und gleichwohl machte es mir Freude und Leid zugleich, dieses schöne Mädchen lange, lange in meinem Zimmer aus diesem oder jenem Grunde aufzuhalten, und es so sehr als ich konnte für Cyprian zu schmücken: „Du leidest, dachte ich ganz leise bei mir selbst; nun gut, um so besser! warum hast Du ihn hintergangen? Es ist billig, daß er jetzt eine Schönere, als Du warst, liebe, und daß Du mit Deinen eigenen Händen dazu beitragest, ihn gegen Dich zu rächen!“

Als Alles fertig war, ging sie fort, und befahl ihrem Bruder, am kommenden Samstag die Röcke und Schürzen abzuholen, und ich arbeitete Tag und Nacht daran, während ich bei jedem Nadelstich daran dachte, daß dieses für Cyprian sei.

Für den Augenblick, mein Herr, wußte ich nicht mehr von ihm; aber das war sehr hart. Was halten Sie davon? Ist es nicht wahr, mein Herr?

48.

Gleichwohl muß ich gerecht sein; die Kleine, welche meinen Kummer wohl bemerkte, ohne daß ich jemals bei ihr ein lautes Wort über Cyprian fallen ließ, tröstete mich mit jedem Tage mehr durch ihre Anmuth, ihre Anhänglichkeit an mich und ihre Schönheit. Ich war wie ihre Mutter, sie war wie meine Tochter, außer daß sie vor mir nicht jene Achtung vor dem Ansehen einer Mutter hatte, welche immer ein wenig der Freundschaft imponirt. Ich war für Josette wie eine Mutter, welche sie freiwillig gewählt hatte, und für welche sie keine Zurückhaltung, keine Kälte des Respekts gehabt hatte, und ihre Mutter, Schwester und Freundin, Alles zugleich. Sie können sich denken, wie angenehm dieses für mich war, die ich dieses Kind von den Windeln an aufgezogen hatte; es war mein Säugling, meine Leidenschaft, meine Eitelkeit, meine Puppe, mein Idol! Und wenn Sie erst wissen würden, mein Herr, wie man durch Opfer, die man Jemand gebracht hat, an ihn anhänglich wird! Man wird an ihn anhänglich, wie ein Geizhals an die Zinsen seines Kapitals anhänglich ist. Man sagt sich: „Ich habe meinen Schatz hier niedergelegt: er muß mir Alles, was er mich gekostet hat, wieder abwerfen.“ So ist nun einmal der Mensch gemacht und so war ich. Ja, ich muß es gestehen, ich war ein Geizhals mit dem Herzen von Josette.

49.

Welche Philosophie, sagte ich bei mir selbst, als ich Genovefa hörte, liegt doch in dem einfachen Herzen und selbst in dem Ausdruck dieses armen Mädchens! La Bruyère oder Pascal hätten nicht richtiger gefühlt und besser ihre Gefühle ausgedrückt.

Der Zwischenraum, welchen sie zwischen dem Ende und dem Wiederbeginn der Erzählung, welche sie noch machen wollte, verstreichen ließ, erlaubte mir diese Bemerkung zu machen, denn sie hielt lange inne, als ob sie ungewiß wäre, ob sie fortfahren solle, und athmete zwei oder dreimal stärker als gewöhnlich auf, als ob sie mit Kraftanstrengung in ihrem Gedächtniß eine Last aufgehoben hätte, welche immer wieder auf ihr Herz zurückfiel.

Endlich sagte sie: Bah! Ich habe Ihnen versprochen, Alles zu sagen; ich will Ihnen Alles sagen, selbst wenn ich dabei weinen muß.

50.

Die Zeit war schnell verstrichen; an Martini war sie schon sechszehn Jahre alt. Sie war für ihr Alter reif wie eine Pflanze, welche nie gekränkelt und welche man immer im Warmen auf einem Kamin, mit Moos auf dem Blumentopf, gehalten hat. Sie hätten sie nicht unter achtzehn Jahren geschätzt. Ihr Gemüth hatte sich entwickelt wie ihr Gesicht; sie konnte lesen, schreiben, rechnen, singen, tanzen, nähen, sticken und Spitzen machen, so gut als das erste Fräulein in der Provinz; sie kleidete sich wie eine kleine Königin. Die Bürgerfrauen waren darüber eifersüchtig; sie sagten: „Ei, seht doch diese kleine Josette; das ist aufgeputzt, weil es sich hübsch weiß; das hat die Frechheit, die Haare zu flechten, einen Schildkrotkamm, Ohrenringe mit falschen Steinen, eine Corallenhalsschnur und lange Handschuhe über die Arme zu tra-

gen! Sollte man nicht glauben, es sei zum Mindesten die Tochter eines Zuckerbäckers oder eines Tuchmachers? Ihr wisset, wie es ist, es sind die Töchter einer Glasermeisterin, das hat nicht Brod zum Sattessen im Hause, und erlaubt sich solche Unverschämtheiten außer dem Hause, indem es sich in gelbe und grüne Kleider steckt, und den Kopf hoch wie eine Sonnenblume trägt. Womit sollen denn wir unsere Töchter kleiden, wenn die Krämerinnen ihren eigenen Laden auf ihren Schultern tragen!“

Ich hörte dieses Alles wieder, mein Herr, von den Nachbarinnen, welche mir es hinterbrachten, und doch war es nicht billig, denn nicht ihre Kleider und Halstücher, sondern ihre Schönheit zogen die Aufmerksamkeit auf sie. Sie war gut, aber ohne Luxus und ohne Frechheit gekleidet. Aber sie hatte so viel Glanz, daß sie in der That alle ihre Kleider erleuchtete; wenn Sie sie auch schwarz gekleidet hätten, so hätten Sie das Licht, welches von ihr ausstrahlte, nicht auslöschen können. Es war in ihren Augen, auf ihrem Mund, es lag in ihrer Haut, in ihrer Gestalt, ihrem Gang, ihrer Haltung, in Allem. Sie war wie ein Johanniswurm; je mehr ihr sie in den Schatten stelltet, desto mehr glänzte sie. Was wollen Sie? das arme Kind war daran unschuldig und ich auch. Oefter kam sie von dem Spaziergang auf den Wiesen, auf den sie mit ihren Basen gegangen war, ganz beschämt zurück, und wollte am Abend nicht mehr ausgehen. Sie sagte mir verstimmt: „Das ist mir widerwärtig.“ — „Was denn, Josette?“ fragte ich sie. — „Daß mir Jedermann auf dem Fuße nachfolgt, als wäre ich ein seltenes Thier, und daß Jedermann, wenn ich vorübergegangen bin, flüsternd sich nach mir umwendet.“

Mich, mein Herr, ärgerte dies nicht, und im Grunde war ich darauf eitel. Der gute Gott hat mich für diese Eitelkeit, welche mir dieses schöne Kind einflößte, hart gestraft! Da wären wir daran!

51.

Sie war gleichwohl recht brav und bescheiden. Nur liebte sie ein wenig den Tanz, und wenn sie ihre Basen am Sonntag Abend oder zu Hochzeiten in die Nachbarschaft abholten, war sie außer sich vor Freude. Sie hatte dabei keine bösen Gedanken; aber die Bewegung, die Musik, die Hitze, der Walzer, die Staubwolken, — das berauschte sie. Wenn sie davon um Mitternacht zurückkehrte, von ihren Tanten oder Basen an die Thüre zurückbegleitet, konnte ich sie nicht in Schlaf bringen; sie walzte noch im Traume neben mir. Das war ihr einziger Fehler; ich habe an ihr nie einen andern bemerkt. Das war doch sehr unschuldig, mein Herr, nicht wahr? Denn wenn das Herz leer ist, sind die Füße leicht, und wenn der Wind geht, erhebt sich der Staub!

Nun gut, mein Herr! Aber dieses war es doch, was sie zu Fall brachte!

— Wie! zu Fall! rief ich aus.

— Ach! ja, Sie sollen sehen, und ich auch, fiel sie mir ins Wort.

Ich hörte ihr noch aufmerksamer zu.

52.

Es war, mein Herr, im Frühling des Jahres 18 . .; eine Schwadron Jäger lag in Voiron im Quartier, um die Grenze zu überwachen. Ach, was dieses für eine schöne Mannschaft war! Sie bestand aus lauter jungen Leuten, wie Sie jetzt sind, groß, schlank, gut geformt, mit frischen Farben, schwarzen Schnurrbärten, mit lackirten ledernen Gürteln, eisernen Sporen an den Füßen, grünen, schwarz besetzten Jacken, mit Helmen, die in der Sonne wie der Hahn auf dem Kirchthurm in Voiron glänzten, mit Helmbüschen, welche ihnen bis auf den Hals hingen und welche der Wind in die Höhe wehte, wenn sie davoneilten, wie die Schweife ihrer weißen Pferde!

Es war herrlich, sie an den Tagen der Revue auf den Wiesen manöveriren zu sehen, wie sie gingen, kamen, davoneilten, mit dem Säbel in der Hand galopirten, beim Schalle der Trompeten, unter dem Befehl ihres Officiers. Man hätte sie mit einem Bach geschmolzenen Stahls, welcher in die Wiesen austrete, vergleichen können. Jedermann ging hin, um sie zu sehen. Man hatte sie in der Stadt gerne, weil das Militär für die Einwohner gut ist, wenn es gleich gegen den Feind schrecklich ist. Sie waren bei den Handwerkern und Bürgern, welche sich nicht darüber beschwerten, einquartirt; im Gegentheil, Jeder sagte sich: Mein Sohn ist vielleicht ebenso bei armen Leuten an einer andern Grenze. Ich muß für meinen Soldaten gut sorgen, damit Andere für mein Kind auch sorgen; das ist billig. Die Wohnung, das Feuer, das Licht, den weißen Wein und noch obendrein die Freundschaft, man gab ihnen Alles herzlich gerne.

53.

Eines Tages bei der Rückkehr vom Manöver (dieses Mal hatte man alles Recht zu sagen, daß, wenn ein Nagel fehlte, die Welt hinken würde) . . . eines Tages bei der Rückkehr vom Manöver reitet ein Wachtmeister an der Spitze seines Zuges in großem Trott, den Säbel in der Hand, vorüber. Der Nagel eines der vordern Hufeisen löst sich, ich weiß nicht wie, los, das Eisen legt sich verkehrt, das Pferd, von seinem Hufeisen, das ihm am Fuße hängt, gehindert, macht einen Mißtritt auf dem Pflaster, stürzt, wirft den Reiter zehn Schritte vor sich gegen die steinerne Bank unseres Ladens, und fällt ihm auf den Leib; wir stoßen ein Geschrei aus. Der Zug, in vollem Lauf begriffen, kann nicht schnell anhalten, die Pferde setzen über ihren abgeworfenen Führer; man hebt ihn auf, er schwimmt ganz im Blut, gibt kein Lebenszeichen mehr, man hält ihn für todt, und legt ihn auf die steinerne Bank.

Josette und ich, mein Herr, hatten so sehr Mitleid mit ihm, daß wir darüber weinten, wenn wir ihn gleich nicht kannten; es war ein so schöner junger Mann, er schien noch nicht zwanzig Jahre alt zu sein; geschlossene Augen, die Stirne an zwei Stellen durch zwei Wunden entstellt, aus denen das Blut auf seine blassen Wangen floß, Haare so schwarz als sein Helmbusch, aber viel feiner, Züge so zart als die eines Mädchens, ein Sohn aus guter Familie, der aus Neigung diente, und welchen man sogleich zum Wachtmeister gemacht hatte, um ihn in einigen Monaten zum Officier zu machen. Ach, Sie hätten erst sehen sollen, wie er von seinen Soldaten geliebt war. Sie weinten Alle; sie knöpften ihm seine Jacke auf, zogen ihm seinen ganz eingedrückten Helm ab, lösten sein Halstuch auf, öffneten ihm das Hemd auf der Brust, — eine prächtige Leinwand, mein Herr, — sie warfen ihm Wasser auf sein blasses Gesicht, holten den Regimentswundarzt herbei, so daß Josette und mich die Gänshaut überlief. Der Stabsarzt eilte herbei, fühlte ihm den Puls, und sagte: „Das hat nichts zu bedeuten; traget den Wachtmeister recht sachte in dieses Haus auf ein Bett, ich will ihn verbinden."

Ich wagte nicht, es zu sagen, um den Soldaten keinen Schimpf anzuthun; aber es war mir und Josette auch sehr angenehm; wäre es unser leiblicher Bruder gewesen, wir wären über den Fall, die Ohnmacht, die Bläße und den Blutverlust dieses schönen jungen Militärs nicht betrübter gewesen. Wir öffneten die Thüre unsers Zimmers, und zwei Kavalleristen trugen ihn auf das Bett. „Das Ganze ist, daß wir ein Paar Ueberzüge wechseln müssen," sagte ich zu Josette. Wir zogen uns ganz zitternd während des Verbandes in den Laden zurück. Gleichwohl horchten wir an der Thüre, und als wir ihn athmen und den Stabarzt fragen hörten: „Wo bin ich?" hörten wir auch die Antwort des Stabsarztes: „Bei braven Mädchen, mein lieber Septime! (Er hieß Septime von ***).

Bleiben Sie hier einige Tage; Sie haben eine ausgerenkte Achsel und einige Verletzungen am Kopf, mit einiger Aufregung, welche wir durch vollkommene Ruhe besänftigen müssen. Es wäre gefahrvoll, Sie in diesem Augenblick zu transportiren; aber in vierzehn Tagen können Sie wieder zu Pferd sitzen. Ich will meinen Rapport machen. Adieu!"

Er bat mich, jeden Lärmen bei dem Kranken zu vermeiden, und verbot mir, ihm etwas Anderes, als Wasser mit einigen Tropfen einer Flüssigkeit, welche er mir zurückließ, zu geben. Mein Herz trieb mich, diesen jungen Menschen, welchen die Vorsehung mir zugesendet hatte, zu pflegen. Ich sagte zu Josette: „Du wirst bei Deiner Tante Mariette mit Deinem Bäschen schlafen; ich will im Hause bleiben und mit dem Krankenwärter und dem Unterofficier wachen." So geschah es auch, wie ich gesagt hatte. Acht Tage hindurch bediente ich als Krankenwärterin mit Vergnügen den armen Verwundeten; er war so sanft und so dankbar!

54.

Josette kam in aller Frühe von ihrer Tante ins Haus zurück, um mit mir zu arbeiten und den Laden zu bedienen. Von Zeit zu Zeit erbat sie sich vom Wachtmeister die Erlaubniß, durch sein Zimmer zu gehen, um ihr Weißzeug, ihren Faden, ihre Scheere oder Fingerhut im Schrank zu holen. Der junge Mann betrachtete sie und bat sie sehr um Verzeihung, daß er sie also in ihrer Wohnung störe; sie schlug die Augen nieder und sagte zu ihm: „Keineswegs, mein Herr, es macht uns großes Vergnügen, daß Sie sich bei uns gut befinden; warten Sie in aller Ruhe und Bequemlichkeit Ihre Genesung ab; wir wünschten nur, daß das Zimmer reinlicher und das Bett besser wäre!" Dann kam sie ganz roth und ganz zitternd zurück und sagte zu mir: „Er befindet sich gut, der Herr Septime, er hat wieder Farbe bekommen. — Du hast ihn also

betrachtet? fragte ich. — Nein, erwiderte sie, aber ich habe ihn gesehen.“ Und in jedem Augenblick hatte sie wieder etwas vergessen, was sie vorwendete, um von Neuem durch das Zimmer zum Schrank zu gehen. Es war wie Zauberei. Ich sagte zu ihr: „Wie bist Du doch so einfältig! Josette, Du siehst doch, daß Du umsonst den Verwundeten beunruhigst.“ — O nein, sagte sie, es scheint ihm gar nicht unangenehm zu sein; er hat sich kein einziges Mal beschwert; er sieht so gutherzig aus; er sagte mir sogar in diesem Augenblick: „Mein Fräulein, ich habe eine Schwester, welche Ihnen gleicht; wenn Sie vorübergehen, so täusche ich mich, und glaube mich im Hause meiner Mutter! Gleichwohl, setzte er hinzu, ist sie noch nicht so schön, wie Sie!“

Das fing an mich zu beunruhigen; doch sagte ich mir: es wird bald aufhören; in zehn Tagen wird der Kranke geheilt sein; das Regiment wird abreisen und sie wird nicht mehr daran denken. Ein Offizier! das ist nicht für sie gemacht; die Nadel ist zu klein für den Degen, das geht nicht Hand in Hand mit einander. Gleichwohl wäre es mir nachgerade angenehmer gewesen, wenn das Pferd vor einer andern Thüre gestürzt wäre.

55.

Der junge Mann genas nach einigen Monaten, während welcher dieses Gehen und Kommen, dieses Sichansehen und Sichsprechen zwischen der Kleinen und dem Verwundeten immer fortgedauert hatte. Endlich befand er sich wohl genug, daß man ihn ins Spital transportiren konnte. Wir sahen ihn ungern unser Haus verlassen, denn wir hatten uns an ihn gewöhnt, als ob wir seine Schwestern wären. Er dankte uns sehr; er hatte Thränen in seinen Augen, als er sich von uns verabschiedete. Er versprach, uns von Zeit zu Zeit zu besuchen, sobald er wieder an Krücken gehen könnte. Ich setzte

es voraus, es wäre mir aber lieber gewesen, wenn er nicht mehr gekommen wäre; aber ich wagte nicht, es ihm zu sagen, das hätte sich nicht geschickt, und dann hätte Josette allzu sehr darüber geweint.

56.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als ich dieses arme Kind nicht mehr erkannte. Sie war wie ein Körper ohne Seele. Es war, als ob ihr Gesicht nur da und ihr Gedanke wo anders wäre. Sie that nur kommen und gehen, ihre Base besuchen und von ihr zurückkehren, um die Gelegenheit zu haben, zwanzig Mal am Tag am Garten des Hospitals vorüberzugehen, wo man über die Mauer hinweg die Kranken auf Stühlen in der Sonne sitzen sah. Wenn sie im Laden war, sah sie öfter nach den Fensterscheiben, als auf ihre Arbeit, und sie wurde ganz roth und blaß, wenn sie nur das Sporengeklirre eines Officiers auf dem Pflaster hörte. Sie träumte, ließ in jedem Augenblick ihre Spitzenarbeit auf ihren Knieen auffasern; sie vergaß ihr Kissen anzustecken; sie stand auf, als wollte sie etwas in unserm Zimmer holen, und kehrte zurück, ohne etwas zu bringen. Sie aß fast nichts, schlief nicht und seufzte die Nacht über. Ich sagte zu ihr: „Was hast Du denn? — Nichts, antwortete sie mir. — Ich sehe doch, daß Dir etwas ist, vielleicht... ach, wie dumm bist Du, an diesen zu denken! Ist ein solcher Mann für arme Mädchen, wie wir sind, gemacht? Ist er nicht aus einer angesehenen Familie, ein Mann, der nur ein Fräulein seines Standes heirathen wird? Wird er Dich von Garnison zu Garnison und in den Krieg mitnehmen, hinten auf seinem Pferde, in seinem Mantelsack? Ei, so sei doch vernünftig und denke an Deine Spitzen! — Denkt man an das, was man will? antwortete sie mir verstimmt." Ich sah wohl, daß diese jungen Leute sich ohne Worte gesprochen hatten, wie ich und Cyprian. Aber ich dachte:

„Bah! es ist ein thörichter Gedanke, es ist eine Aprilblüte; das friert augenblicklich, das wird mit dem Regiment fortgehen!“

57.

Herr Septime, der Wachtmeister, war ganz hergestellt, er kam von Zeit zu Zeit ins Haus, um seinen Gastfrauen zu danken. Da mußte man erst sehen, wie vergnügt Josette war. Es schien in der That, die Sonne sei mit ihm bei uns eingekehrt. Er setzte sich vor den Ladentisch; er spielte mit dem Griff seines Säbels; er legte seinen Helm auf den Stuhl; sie kämmte seinen Helmbusch, sie brachte seine Schnüre in Ordnung; er hob ihr ihren Bund Spitzengarn auf, hielt ihr ihr Nähkissen, während sie ihre Zeichnung auf das Kissen malte; und dann Herr Septime hier, Fräulein Josette oder Fräulein Josephine dort, denn sie fing an, es vorzuziehen, wenn man sie Josephine nannte; das schmeichelte ihr; und dann lachte man; und dann halblaute Worte, und dann Seufzer, und dann gänzliches Stillschweigen, und dann ganz leise Unterredungen. Ich konnte nicht böse sein, mein Herr, weil der Wachtmeister so zurückhaltend, so anständig, und Josette so glücklich, so zärtlich, mehr und mehr so gesprächig und so gehorsam gegen mich war! „Aber wann wird das Regiment doch einmal abreisen?“ fragte ich den lieben Gott.

58.

Es reiste immer nicht ab. Die Welt legte die häufigen Besuche des Wachtmeisters bei uns nicht übel aus, weil wir, wenn gleich arm, in der Stadt einen guten Ruf hatten; und dann, Sie würden es, mein Herr, nicht glauben, setzte man in der Nachbarschaft voraus, daß der Wachtmeister mir den Hof mache. Man sagte: „Die Jüngere ist zu jung, sie ist ein Kind und denkt noch an nichts; Genovefa ist erwachsen, sie

ist, wenn auch nicht schön, gleichwohl ein einnehmendes Mädchen. Nun gut! um so besser, sie wird, meiner Treu, einen hübschen Gatten bekommen!“

Was diese Verwechslung veranlaßte, ist Folgendes: Sehen Sie, die Verliebten sind so schlau. Der Wachtmeister sprach immer auf der Straße nur mit mir; er redete mit den Nachbarinnen und seinen Kameraden nur von mir; wenn er ans Fenster klopfte, rief er immer nur dem Fräulein Genovefa; wenn er an Festtagen uns abholte, um uns da oder dorthin zu führen, gab er immer nur mir seinen Arm; er war voll Rücksicht, Aufmerksamkeit und Achtung für mich, als hätte er mir schmeicheln und mich durch Eigenliebe fangen wollen. Ich ahnte wohl den Grund, daß ich zu seinen Gunsten mehr gestimmt und nachsichtiger für seine Besuche sei; das täuschte mich nicht; aber ich war sehr gut, mein Herr, es war nichts Böses dabei, und es hätte mir wehe gethan, diesen jungen Leuten wehe zu thun; ich ließ es gehen. Ich dachte immer: „Ein guter Trompetenschall wird eines Abends oder eines Morgens mich von diesen Artigkeiten erlösen!“ Aber die Nachbarn nahmen die Sache ernstlicher auf.

59.

An einem Abend des Monats Mai sagte man sich in Voiron wirklich: „Das Regiment reist morgen ab!“ Ach, die arme Josette, mein Herr; ihre Arme fielen ihr am Stuhle hinunter; sie wurde blässer als ihre Spitzen. Ich hätte gewünscht, daß das Regiment nie mehr abreise.

Das Unglück wollte, mein Herr, daß man mich in demselben Augenblick schnell, schnell abrief, um bei meiner Nachbarin zu wachen, welche in Kindesnöthen lag und von der man sagte, daß sie die Nacht nicht überleben werde. Ihre kleinen Kinder riefen mir und zogen mich an meiner Schürze, um mich zu ihrer Mutter zur Hülfe zu führen. Ich eilte da-

hin, mein Herr; nachdem ich Josette sehr anempfohlen hatte, den Laden frühzeitig zu schließen und sich niederzulegen. „Das Regiment geht erst morgen früh um acht Uhr ab, sagte ich zu ihr; wir wollen es abmarschiren sehen und uns von Herrn Septime verabschieden. Ich will nicht, daß Du ihn diesen Abend ohne mich sehest; das würde Dich betrüben; Du könntest nicht schlafen. — Ach, ich habe keine Lust, ihn zu sehen, antwortete sie mir; ich habe ihn nur zu oft gesehen; das würde mir mein Herz zerreißen; es ist mir lieber, wenn Du mir morgen sagst: er ist abgereist; was willst Du, es ist zu Ende! Ich will zu Gott beten, daß er glücklich reise und an mich bis zu seiner Rückkehr denke!“

— „Gut! sagte ich zu ihr, und umarmte sie beim Gehen.“

60.

Als ich am andern Morgen, mein Herr, nach Hause zurückkehrte, fand ich Josette noch schlafend, oder stellte sie sich, als ob sie schliefe. Dieses wunderte mich. Ich sagte zu ihr, um mein Versprechen zu halten: „Laß uns das Regiment abmarschiren sehen. — Nein, sagte sie zu mir, ich ziehe vor, zurückzubleiben und noch einmal einzuschlafen; ich habe zu viel geweint, man würde es mir an den Augen ansehen und das beschämte mich. Ich fühle mich zu einem Spaziergang nicht aufgelegt. — Nun gut! sagte ich zu ihr, während ich das Fenster schloß, durch welches die brennende Sonne auf ihren Kopf strahlte, bleibe im Bett, bete Deinen Rosenkranz her, schlafe, tröste Dich, ich will arbeiten.“

Das war Alles, was zwischen uns aus Veranlassung des Abmarsches des Regiments gesprochen wurde. Nur war ich darüber erstaunt, daß Herr Septime nicht noch vor seiner Abreise Abschied von uns genommen habe. Aber ich dachte mir, er sei seinerseits zu betrübt gewesen, und habe es deßwegen

vorgezogen, uns von dem ersten Einquartirungsorte aus zu schreiben.

Die Sache ging gut drei oder vier Monate lang. Josette war brav, vernünftig und geordnet, wie eine Nonne; sie ging nur aus, um in die Kirche oder auf die Post zu gehen, um die Briefe des Wachtmeisters einmal in der Woche in Empfang zu nehmen. Sie hatten sich, mein Herr, die Ehe versprochen; sie sagte weder Ja noch Nein, aber ich ahnte es wohl. Sie schrieb auch an jedem Sonntag einen langen Brief im Zimmer; aber sie wollte es nicht Wort haben. Ich bemerkte es an dem Papier, welches an dem Ries fehlte, dessen Blätter ich zählte. Ich stellte mich, als ob ich es nicht merkte: „Die Liebe muß ihren Verlauf haben, sagte ich; sie ist für mich und Herrn Cyprian vergangen; sie wird wohl auch für das arme Kind vorbeigehen. Wenn sie an Herrn Septime nicht mehr denken, oder wann Herr Septime sie vergessen haben wird, nun! gut! so fehlt es nicht an braven Arbeitern in der Gegend; sie wird eine Bekanntschaft machen, ich werde sie verheirathen, mit ihnen zusammenleben, die Haushaltung besorgen und die Kinder erziehen. So ist es schon gut!“

61.

Aber so ging es gar nicht, mein Herr! Eines Abends bringt man mir einen Brief mit schwarzem Siegel, während Josette bei ihrer Tante war. Ich öffne ihn, und was lese ich darin? . . . Ich habe ihn noch hier, mein Herr, bei den andern; da, lesen Sie ihn.

Ich nahm den Brief und las:

Fräulein Genovefa!

„Der Wachtmeister Septime von *** wurde in der ersten Schlacht, welche wir nach unserer Landung in *** lieferten, getödtet. Beim Sterben sagte er zu mir: Du wirst an Fräulein Genovefa in Voiron schreiben, daß ich von ihr, wie von ihrer

Schwester mich verabschiede. Ich bin sehr schuldig, aber ich bin noch mehr unglücklich, als schuldig ... Ich bitte sie mir zu verzeihen. Wäre ich am Leben geblieben, so hätte ich meinen unfreiwilligen Fehler wieder gut gemacht. Ich war nicht böse; nein; der Abschied, die Nacht und die Verzweiflung, daß wir uns verlassen müssen, haben uns berauscht ... Ich habe sie heimlich vor einem Priester Savoyens geheirathet ... Schlimme Nacht! ... Man wird das Kind nach ... schicken müssen."

„Der Tod ließ ihn das Wort nicht mehr aussprechen. Hier ist eine Locke seiner Haare, welche ich Ihnen von ihm sende. Er hatte mir gesagt: Wenn ich sterbe, so wirst Du dieses nach Voiron überschicken."

62.

Die Haarlocke fiel zu Boden mit dem Brief, mein Herr, ich war nur aufmerksam auf den Tod dieses armen, braven, jungen Mannes, und auf dieses furchtbare Wort, welches mir das ganze Geheimniß ihrer Liebe und die ganze Schande unserer Familie enthüllte: „Man wird das Kind nach ... schicken müssen."

„Mein Gott, sagte ich mir; was! .... meine Schwester! ... Ist es denn möglich? ... Sie, so brav und so fromm ... sie hat mich gleichwohl also hintergangen! .... Ach, sie ist nur zu sehr gestraft, dachte ich alsbald. Das unglückliche Kind! Was wird aus ihr werden, wann sie den Tod dieses Mannes — soll ich sagen ihres Verführers oder ihres Gatten? — des Vaters, ach, des Vaters des Kindes, welches sie ohne mein Wissen unter ihrem Herzen trug, vernimmt? ... Und was soll werden? ... und wie eingestehen? ... und wie diese Schande verbergen? ... Wohin sollen wir fliehen? Wo uns in der Erde begraben? ... Mein Gott! mein Gott! komm Du uns zu Hülfe!"

Ich fühlte eine Bewegung des Zorns gegen meine Schwester. „Wie, sagte ich bei mir, ich, die ich ihre Mutter gewesen bin .... ich, die ich, um sie bei mir zu behalten, auf meine Liebe, auf mein Wohlergehen, auf mein Glück, auf Cyprian verzichtete, ... ich, die ich sie am Tage nicht mehr als ihr Schatten, in der Nacht nicht mehr als die Mauer ihres Zimmers und das Kissen ihres Bettes verließ! mich hat sie also täuschen können! .... Sie konnte mir Alles verbergen: die Liebe, den von Savoyen herbeigerufenen Priester, die Nacht, die heimliche Ehe, die Sorgen und Angst, die schrecklichen Folgen dieser geheimen Verbindung? .... Ach! ist es verrätherisch? ist es verschlossen? ist es mißtrauisch gegen ihre Schwester? .... Ich will nicht mehr mit ihr reden; ich will sie nicht mehr sehen, ich will fliehen! ...

„Aber wenn ich nicht mehr mit ihr rede, wenn ich sie nicht wiedersehe, wenn ich fliehe, was soll aus ihr werden? Nein, ich muß bleiben; und wenn ich ihr ein böses Gesicht im Augenblicke zeige, wo ich ihr den Tod ihres Geliebten anzeigen muß und wo sie nöthig hat, sich in die einzigen Arme zu werfen, welche ihr auf Erden offen stehen, um ihre Verzweiflung und ihre Schande zu verbergen, so wird das Kind unter ihrem Herzen von ihren Schmerzen und Convulsionen sterben! ... Und dann am Ende ist sie nicht meine Schwester, meine Kleine, meine Josette immer, mein Kind, das ich auferzogen habe, das keine andere Mutter als mich hat, wie ich keine Tochter außer ihr auf Erden habe?“

Dann fing ich an zu weinen, zu schluchzen, und so viel Thränen zu vergießen, mein Herr, daß mein Kopf sich verwirrte, meine Sinne mir vergingen, und daß ich bewußtlos über meinen Stuhl herab auf den Fußboden gleitete.

63.

Ich weiß nicht, wie lange ich so liegen blieb, mein Herr,

jedenfalls sehr lange, denn es war Nacht als ich wieder zu mir kam. Ich wurde durch ein furchtbares Geschrei aufgeweckt, welches aus einem Herzen aufzusteigen schien, das einen tödtlichen Stich erhalten hatte! ein Geschrei, welches ewig in meinem Ohr forttönen wird. Mein Gott, welch ein Geschrei! Ich schlug die Augen auf, ich sah Josette, welche in der linken Hand die Haarlocke und den Brief hielt, und mit der andern Hand sich die Haare ausraufte, und sie in Büscheln im Zimmer herumwarf, wie eine Närrin, welche ihre Haube zerreißt und ihre schönsten Spitzen ins Gesicht ihrer Wächter wirft! Glücklicherweise war die Thüre geschlossen, und eine einzige kleine Lampe erleuchtete unser Zimmer; Josette hat mich nicht gesehen, wie ich hinter dem Ladentisch vom Stuhl herabgegleitet war und im Schatten, in einer Ecke der Wand, am Boden lag.

An ihrem Blick, ihrem Geschrei, ihren unstäten und tobenden Bewegungen bemerkte ich, daß sie Alles wußte; ich eilte auf sie zu, umfaßte sie mit meinen beiden Armen, und warf sie auf ihr Bett. Ich hatte nicht den Muth ihr einen Vorwurf zu machen. Ach, das arme Kind, es war ohne dieses unglücklich genug. Sie sah mich jedoch nicht; sie glaubte, ich sei Herr Septime! Sie umarmte mich, sie sprach mit mir, als ob ich Jener gewesen wäre. „Oh! Du bist nicht todt, sagte sie unter seltsamem Lächeln; o, sage mir, daß Du nicht gestorben bist! Nicht wahr? Das ist Deine Hand, welche so sanft über meine Stirne gleitet? ...“ Kurz, was weiß ich? Alle Arten von Zärtlichkeiten, Herzlichkeiten und Liebkosungen in Worten, welche das Irresein auf die Lippen legen kann. Dann erkannte sie mich in einzelnen Augenblicken wieder, legte ihren Finger auf meinen Mund, und sagte zu mir: „Still! Du darfst von dem, was Du weißt, nichts sagen; es ist ein Geheimniß. Wir sind verheirathet, siehst Du; aber er will nicht, daß man es vor Beendigung des Feldzuges wisse, und

dann erst wird er es seiner Mutter sagen und mich in sein Haus führen!“

64.

Armes Kind! Es glaubte dieses Alles! Es war so jung, so einfältig, so unschuldig, sehen Sie.

Dann setzte sie sich plötzlich mit ihren fliegenden Haaren und ihren heller als die Lampe glänzenden Augen auf das Bett; sie stieß mich mit dem Arme vom Bette weg: „Geh fort, geh fort, schrie sie; ich will Niemanden sehen; er ist todt; er liegt kalt in der Erde Schooß; ich will, daß man mich mit ihm beerdige; ich will, daß man mich in mein Tuch hülle, und daß man morgen drei Kreuze auf dem Todtengarten auf meinen Grabhügel pflanze!“ Dann steckte sie in der That ihren Kopf unter ihr Tuch und blieb so unbeweglich, wie eine Verstorbene liegen. Ich rief ihr umsonst bei ihrem Namen, sie antwortete mir nicht, oder sie antwortete: „Nein, ich bin todt!“ Es war ein furchtbares Fieber; aber ich wagte nicht dem Arzte oder den Nachbarinnen zu rufen, damit der Vorfall nicht bekannt werde. Ich gab ihr zwischen ihren klappernden Zähnen zu trinken; ich redete mit ihr, umarmte sie, tröstete sie so gut ich konnte, und weinte mit ihr und über sie; Ich betete zu Gott am Fuß ihres Bettes, ihre kalten Füße in meinen Händen und unter meinem Athem erwärmend. Ach! welch eine Nacht! ... Seit derjenigen, in welcher ich Cyprian beweint habe, hatte ich noch keine ähnliche gehabt!

Gegen Morgen hörten die Convulsionen, das Geschrei und das Irrereden auf, und sie schlummerte mit thränenden Augenwimpern ein. Ich dankte Gott dafür. Sie erwachte spät, sehr spät, und war wieder zu sich gekommen; aber sie war nicht mehr dasselbe Kind. Sie war in einer Nacht um wenigstens fünf Jahre gealtert; man hörte fast ihre Stimme nicht mehr; ihr Aussehen war abgeblaßt, wie das meinige.

Sie lag auf dem Bett, die Augen auf die Haarlocke staar geheftet, welche sie in ihren gefalteten Händen unter der Decke hielt. Ich hatte mir die Augen ausgewaschen und mich reinlich angekleidet, um meine Kunden wie gewöhnlich im Laden zu bedienen, damit Niemand etwas bemerken könne. Man sagte zu mir: „Wo ist denn Josette?“ — „Sie schläft länger als ich, antwortete ich den Nachbarinnen; diese Jugend muß sich mehr schonen als wir!“ Oder: „Sie ist zu ihrer Schneidernähterin in die Arbeit gegangen.“ Oder: „Sie ist in die Messe gegangen, um eine Messe für ihre Mutter anzuhören.“ Und noch tausend andere Ausflüchte.

So ging es mehre Tage fort, während derer das arme Mädchen bald auf ihrem Bette, bald im kleinen Zimmer stehend, bald auf dem Stuhl, den Kopf in der Hand, sitzend, alles Wasser ihres Herzens ausweinte und ihre Thränen trank, bis ihr Herz davon innerlich ersäuft war! Ich ging und kam und trat bei ihr gern zwanzigmal im Tag und die ganze Nacht über ein. „Oh, wie bist Du so gut, sagte sie zu mir, ich habe Dich hintergangen, ich habe Dich entehrt, und Du tröstest mich.“ Sie war so unklug gewesen, das ist wahr; aber sie hatte ein so gutes Herz, mein Herr! Ich glaube, daß ich sie seit ihrem Unglück noch mehr liebte.

Nach Verfluß von acht oder zehn Tagen kehrte sie zu ihrem gewöhnlichen Leben mit mir im Laden, ihre Arbeit auf ihren Knieen, zurück. Nur plauderte und lachte sie nicht mehr mit diesem oder jenem der Vorübergehenden wie zuvor. Wenn sie nicht zugegen war, sagten die Nachbarinnen zu mir: „Eure kleine Schwester wird ernst, Fräulein Genovefa; sie fängt an nachzudenken, da gilt es daran zu denken, sie unter die Haube zu bringen; wann die Frucht reift, fällt die Blüte ab; wenn der Wein seine Zeit hinter sich hat, gährt er nicht mehr.“ Sie können denken, wie weh es mir that, dieses anzuhören; aber Niemand ahnte, was vorgefallen war. Das Haus hatte

ganz dasselbe Aussehen wie gewöhnlich. Nur sagte man sich in der Nachbarschaft: „Genovefa sollte jetzt daran denken, ihre Schwester zu verheirathen; es wäre jetzt Zeit." Und die ledigen Burschen gingen am Sonntag am Ladenfenster vorüber, und sagten zu ihren Eltern: „ich würde sie gleichwohl gerne lieben!"

65.

Gleichwohl errathen Sie leicht, mein Herr, wie traurig wir beide waren. Die Zeit ging vorüber, und es waren schon nahe an sieben Monaten verstrichen, seitdem das Regiment abgezogen war. Josette ging nicht mehr aus, und da sie immer neben mir hinter dem Ladentisch arbeitete, sah man nur ihr hübsches Gesicht, und argwöhnte ihr Unglück nicht. Ich sagte schon seit langer Zeit zu den Nachbarinnen, daß ich ein Gelübde gethan habe, und daß ich in zwei Monaten mit meiner Schwester eine Pilgerreise zu der Kapelle des heiligen Bruno in der großen Chartreuse anzutreten gedenke; das ist Landessitte, und Niemand fand daran etwas auszusetzen; im Gegentheil sagte man: „Diese beiden Mädchen sind recht gesetzt und fromm; sie fürchten weder den Weg noch den Schnee, um den Heiligen an Ort und Stelle anzuflehen." Ich gewöhnte sie so an den Gedanken unserer Abwesenheit und sagte zu ihnen: „Ihr werdet wohl auf einige Tage für uns den Laden versehen?" — „Ach ja!" antworteten sie mir."

Das war klug berechnet. Meine eigentliche Absicht, mein Herr, war, einiges kleines Geld, welches ich zu diesem Zwecke zusammenraffte, indem ich meine Waaren mit Verlust absetzte, zu nehmen, und in einer Nacht meine Schwester nach Lyon oder Grenoble in ein Hospital zu bringen, wo sie insgeheim ihre Niederkunft halten sollte, und dann das Kind, mit einem sichern Kennzeichen versehen, abzugeben, um es, nach der Entwöhnung wieder zu nehmen, und Josette mit

mir nach Hause zurückzuführen, ohne daß irgend ein Flecken auf unsern Name fiele. Das Uebrige überließ ich vertrauensvoll dem guten Gott. Ich dachte nur: „Wenn sie sich niemals wieder trösten kann, nun gut, so bleibt sie unverheirathet, und erzieht das Kind, als ob es ein bei Nacht an unsere Thüre niedergelegte Waise wäre, und wenn sie sich nach einigen Jahren wieder tröstet, und das Kind vielleicht stirbt, nun gut! so hat sie ihren guten Ruf durch einen Fehltritt nicht verloren, welchen man jungen Mädchen nie verzeiht; und später, nun gut, später, wenn sie einen braven Burschen kennen lernt, welcher ihr gefällt, welcher ihr eine Ehe verzeiht, welche sie für gesetzlich hält, und wenn sie in die Ehe einwilligt, so kann sie sich verheirathen und Alles wird vergessen sein.“ So dachte ich. Josette gefiel es nicht, sich zu verbergen, sie hätte gerne der ganzen Welt gesagt: „Ja, ich bin seine Frau gewesen und werde die Mutter seines Kindes sein.“ Die Mädchen, welche recht sterblich verliebt sind, rühmen sich ihrer Liebe, anstatt darüber zu erröthen! Aber ich sagte zu ihr: „der Name und die Ehre der Familie gehören nicht Dir; willst Du mich entehren und mit Dir zu Fall bringen? Willst Du das Gedächtniß unserer armen Mutter, den guten Namen unseres guten Bruders in seinem Regimente schänden? Willst Du, daß man sage: da seht, wie ihre Mutter sie auferzogen hat! wie ihre Schwester sie bewacht! Da seht den Bruder der beiden schlechten Mädchen von Voiron!“ Sie begriff dieses, mein Herr, und sagte dann wie ich, und versprach mir Alles, was ich nur wollte.

66.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's; das ist schon ein altes Sprichwort.

Sehen Sie, mein Herr, in einer furchtbaren Nacht, —

furchtbarer als alle früheren — gerade sieben Monate nach der heimlichen Ehe meiner Schwester stellt sich das Unglück ein! Ich habe nur noch die Zeit barfuß eine Hebamme zu holen, welche so verschlossen und sicher als ein Maderschloß war; ich lasse sie schwören, daß sie reinen Mund halte. Sie schleicht im Schatten der Mauern einher, und empfängt das Kind in ihren Armen; es war ein Knäblein, mein Herr. Mein Gott, was anfangen? Nichts war gerüstet, alle meine Plane waren vereitelt! Ein Kind zu verbergen, in Windeln einzuwickeln, zu nähren, die Oeffentlichkeit, die Schande, die Entehrung, der Tod oder der Verlust von Josette! Sie können sich meine Verwirrung, meine Verzweiflung denken! Ich hatte nicht Zeit mit mir zu Rathe zu gehen. Die Hebamme war glücklicherweise verschlossen wie das Grab: was soll ich anfangen? sagte ich zu ihr.

„Fräulein Genovefa, sagte sie mir, das ist ein Unglück, aber ich habe schon größere gesehen, und mit Stillschweigen und mit der Zeit kommt man, sehet Ihr, weiter vorwärts als mit Lärm und Eile. Ihr müßt Euch die Zeit lassen, um auf Mittel zu sinnen, wie Ihr die Ehre der Kleinen retten, den Vater benachrichtigen, die Familie vorbereiten, die Geburt eingestehen und gesetzlich machen lassen könnt. Zu Allem diesem bedarf es Zeit; trauet Euch mir an, übergebet mir das neugeborne Kind; wir geben ihm ein Zeichen, an welchen man es immer wieder erkennen kann, ich trage es diese Nacht in meiner Schürze in das Findelhaus, wo man es abgibt; ich läute, eine Nonne wird kommen, ich werde mich etwas zurückziehen, bis daß ich gesehen habe, wie die Nonne das unbekannte Kind aufgenommen und es einer der Ammen übergeben hat, welche im Hospital schlafen, um einen Säugling zu erwarten. Nur Gott und die Sterne werden uns sehen. Das ist eine Erfindung von dem heiligen Vincenz, sehet Ihr, sagte sie zu mir, um die Wohlthätigkeit blind zu

machen, um die Schande der armen Mutter zu bedecken, und um das Leben Tausenden von Kindern zu retten."

67.

Ich hatte keine Wahl, mein Herr, fuhr Genovefa fort, ich murmelte ein Gebet zu diesem großen Heiligen; ich legte ein Band von Haaren seines Vaters mit einem S und einem J auf einem Stück Papier um den Arm des Kindes, welches noch nicht schrie; die gute Frau trug es in ihrer Schürze fort, und ich kehrte zurück, um meine Schwester, welche nichts ahnte, zu pflegen. Allmählig sagte ich ihr, was ich gethan habe, indem ich ihr zugleich die Gründe meines Handelns auf milde Weise begreiflich machte. Sie weinte sehr, die arme Kleine, aber sie begriff gleichwohl die Nothwendigkeit dieser augenblicklichen Trennung von ihrem Kinde, nachdem ich ihr die Gewißheit bewiesen hatte, daß sie es wieder erkennen werde, und nachdem ich ihr gezeigt hatte, daß es aus Liebe zu Gott so gut als bei uns verpflegt werde.

Nach dreien Tagen, mein Herr, war sie wieder auf; man sah sie wieder, wie gewöhnlich, neben mir an der Arbeit am Ladentische sitzen. Ich sagte ihr, sie solle singen und lachen, wann die Nachbarinnen am Laden vorbeigingen; Niemand argwohnte auch nur, daß sie Kopfweh gehabt habe. Ich dankte Gott und der guten Frau in meinem Herzen.

68.

Ach, mein Herr, der Mensch weiß nie, worüber er weint und worüber er lacht! Während ich mich so im Stillen über den Schutz freute, welchen uns die Vorsehung in unserem Unglück habe angedeihen lassen, würden Sie nicht das furchtbarere Uebel als alle früheren, welches über uns hereinbrach, nein, ich wette hundert gegen eins, Sie werden es nicht errathen, mein armer Herr. Es ist folgendes:

Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

Sehen Sie, fuhr sie fort, indem sie leiser sprach, als wollte sie mir ein Geheimniß anvertrauen, von dem sie fürchtete, daß es Jemand hören könnte, wiewohl wir allein waren, sehen Sie, nach fünf langen Tagen und fünf langen Nächten sah ich die brave Hebamme nicht wieder bei mir einkehren, um mir über das, was sie mit dem Kinde angefangen habe, Bericht zu geben. Josette wurde unruhig. Ich sagte mir: sie hat Angst, uns zu schaden, wenn sie bei Tag bei uns sich zeigt; aber warum kommt sie nicht bei Nacht? Die Straße ist menschenleer, Niemand geht darin, wenn sich einmal die armen Leute zur Ruhe gelegt haben; was ist doch vorgefallen? Ich muß nach ihr sehen und sie aufsuchen. Ich zog ganz zitternd, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte, als es schon ganz Nacht war, meinen Mantel an, und ging, ohne zu wissen, ob ich den Muth hätte, einzutreten, bis zur Thüre des alten einzeln stehenden Hauses, wo die Hebamme wohnte.

Im Augenblick, wo ich um die Straße lenke, um den Seitenweg einzuschlagen, welcher zu ihrem Hause führt, höre ich das Geschrei von Leuten um ihre Thüre, und sehe zwei Gendarmen, welche die arme Frau, wie eine Diebin, in ihrer Mitte abführen.

69.

Was wurde aus mir bei diesem Anblick, mein Herr? Ich weiß es selbst nicht; es war mir, als ob man mir die Haut vom Gesicht zöge und mich ganz nackt den Strahlen einer brennenden Sonne aussetzte. Es war die innere Scham, sehen Sie, welche mir ins Gesicht stieg, und die mir sagte: Das geht vielleicht Dich an; Du wirst entdeckt und Deine arme Schwester wird um ihre Ehre gebracht werden. Ach! mein Gott! mein Gott! Die Ahnung war nur allzu gegründet. Ich war verloren.

In der Menge, welche der Hebamme ins Gefängniß folgte, sagte der Eine zum Andern: „Was hat denn die brave Mutter Belan verbrochen? — Man sagt, sie habe ein Kind getödtet. Ach, das Unthier, sagten die alten Weiber. — Nein, sagten die Andern, sie hat sie nur, um drei Frank das Stück, an Zigeuner verkauft! — Bah! sagte ein Dritter, Ihr wißt nicht, was Ihr saget; die heilige Frau ist eines solchen Verbrechens nicht fähig. Man führt sie ins Gefängniß ab, weil sie von einem Polizeispionen ertappt wurde, wie sie ein Kind, einen Säugling ins Findelhaus brachte, das bewacht war; man sagte, sie habe hiefür von der Mutter sich bezahlen lassen, und wolle durchaus den Namen der Mutter nicht nennen. Nun gut! Sie hat daran Recht gethan, sagten die Nachbarinnen, wollt Ihr denn vielleicht gar, daß sie auf den Dächern die Geheimnisse und Unglücksfälle der Familien ausposaune?“

Sie können sich denken, wie mir bei diesen Worten der Angstschweiß auf der Stirne stand, während ich im Schatten einer Thüre verborgen war, und in welchem Todeskampf ich nach Hause zurückkehrte.

70.

Ich war so bleich, so bleich, daß Josette es bemerkte. „Du hast etwas, Genovefa,“ rief sie aus. „Es hat sich ein Unglück ereignet. Mein armes Kind, mein armes Kind! Ich will es sehen, will es küssen! Ich will aufstehen und zu der Mutter Belan gehen! Ich will, daß sie mir sage, was sie mit ihm angefangen hat.“

Bei diesen Worten, mein Herr, erhob sie sich wie eine Wahnsinnige; sie war im Begriff, auf die Menge zu stoßen, welche noch vor den Thüren in den Seitengäßchen der Hebamme stand; ihre Verzweiflung und ihr Geschrei mußten Alles verrathen; sie war verloren. Ich war genöthigt, mich vor sie hinzuwerfen, mit aller meiner schwachen Kraft gegen meine

Schwester zu kämpfen, während ich beim Gedanken, ihr wehe zu thun, zitterte, um sie wieder in ihr Bett zu legen und ihr Alles, was ich so eben gehört hatte, zu gestehen.

— „Und das Kind, mein Kind! Der Sohn meines Septime, was haben sie aus ihm gemacht? Wo ist er? Ich will ihn wieder haben, will ihn diesen Unthieren entreißen.“ So schrie sie, mein Herr, so laut, während sie mit mir kämpfte, daß ich genöthigt war, meine Hand auf ihre Lippen zu legen, damit man sie nicht auf der Straße höre. — Das Kind? sagte ich, es ist nicht mehr da, man hat es in einer entfernten Provinz einer Amme zugesandt. Aber beruhige Dich; wir haben ihm ein Kennzeichen mit Anfangsbuchstaben gegeben, an welchem man es leicht immer wieder erkennen kann.

71.

Doch es war umsonst, daß ich ihr immer wiederholte, daß sich das Kind wohl befinde, daß es bezeichnet sei, daß es von ihren eigenen Haaren und von den Haaren seines Vaters ein Armband trage; sie hörte auf nichts mehr, sie warf sich auf ihr Kopfkissen, umarmte es, als ob es ihr Sohn gewesen wäre, drückte es an ihre Brust, als ob sie ihm zu trinken geben wollte! Sie lachte, sie weinte, kurz sie war außer sich! Es war aus mit ihr; dieser Schrecken hatte ihre noch nicht versiegte Milch versetzt, das Fieber ergriff sie, das Phantasiren nahm zu; vor dem Morgen war sie eine Leiche!... Ja, eine Leiche, mein Herr, in meinen Armen, allein, kalt, todt! ganz todt....

Als der Arzt kam, fühlte er den Puls und sah dabei auf die andere Seite. Er sagte, es sei ein Fleckfieber mit einem Andrang gegen den Kopf, und dann entfernte er sich. Das sind Krankheiten, sagte er zu den in dem Laden sich versammelnden Leuten, welche der Kunst keine Zeit lassen; wenn der Arzt eintritt, ist die Kranke bereits nicht mehr da!

Ich, mein Herr, sagte gar nichts. Ich war wie eine

Mutter, die ihre einzige Tochter verloren hat; aber ich faßte mich, um wenigstens ihre Ehre zu retten, nachdem ich ihr Leben nicht hatte retten können; ich gestattete nicht, daß Jemand anders außer mir bei Tag und Nacht, unter dem Schein der Wachskerze, an ihrem Bett wache; ich zog ihr mit eigener Hand ein Sterbekleid an und legte sie, nachdem ich sie auf ihre Stirne geküßt hatte, in ihre Bahre, welche ihr Einer ihrer Vetter machte. Als ich sie in ihr Leintuch, wie ein Kind in seine Windeln, einhüllte, sagte ich bei mir: Das ist also der Grund, warum ich darauf verzichtete, mich mit Cyprian zu verheirathen! Es geschah nur, um mich mit dem Tod zu vermählen!

Gleichwohl ward ich, so gut als thunlich, durch die Theilnahme getröstet, welche die Verwandten, die Nachbarn und Nachbarinnen mir in meiner Trauer bezeugten. Ganz Voiron war in Trauer versetzt; man kam schaarenweise an die Thüre des Ladens; man sagte: Welch ein Unglück! Welch ein Verlust! ein so schönes Kind! Ein so fleißiges und braves Mädchen! Niemals wird man in der Straße wieder ein ähnliches sehen! Sie war die Rose der Gegend! Der liebe Gott hat sie abgepflückt! Arme Genovefa!

Als der Morgen des zweiten Tages angebrochen war, läuteten die Glocken wie für eine vornehme Dame; die jungen Mädchen der Stadt, die reichen wie die armen, kamen in weißen Gewändern, um weiße Bouquete auf ihr Sargtuch zu heften und den Sarg zur Kirche und zum Todtengarten zu begleiten; man pflanzte auf das Grab ein schönes eisernes Kreuz, ganz bedeckt mit weißen Bändern, und gleichfalls weißen Immortellenkränzen, dem Symbol und der Ehre junger Mädchen, die in ihrer Taufunschuld gestorben sind. Das Kreuz glich einem mit Früchten reich behangenen Rebstock oder einem Apfelzwergbaum, der auf allen seinen Aesten mit Blüthen bedeckt wäre. Das ist Landessitte, mein Herr, und wenn ein junges

Mädchen dieses nicht auf ihrem Grabe im Todtengarten hat, so ist das für ihr Andenken und für ihre Familie kein gutes Zeichen.

Ich begab mich selbst auch am Abend, mit sinkender Nacht, dahin, und sah darauf diese Blumen und diese Bänder; das ließ mich noch mehr weinen, als wenn keine darauf gewesen wären! Ich sagte mir: das täuscht die Menschen, aber das täuscht nicht die Engel. Armes Kind! Das Grab muß Dein Geheimniß bergen! Dein Kreuz muß lügen, um die Reinheit Deiner Familie in Voiron zu erhalten!

Ach, wie weinte ich! wie weinte ich ganz allein auf diesem frisch aufgeworfenen Hügel; ganz allein in meinem Bett, ganz allein im Laden während dieser drei Tage!

72.

Und dann lag mir noch ein anderer Stein schwer auf dem Herzen! Es war wie ein Gewissensbiß, welcher mir keinen Augenblick Ruhe ließ, wie ein Gewissensbiß, welcher mir am Herzen nagte, so oft ich von meinem langen Weinen ermüdet einschlafen wollte.

Ich sagte mir: Was thust Du da in Deinem Hause, während die arme Mutter Belan wegen Deiner im Gefängniß schmachtet! Kannst Du es ertragen, eine arme Frau leiden und schlimme Gerüchte über ihre Ehrenhaftigkeit ergehen zu lassen, während Du ihre Unschuld kennst, und sie nur deßwegen in Noth ist, um nicht Andere darein zu bringen?

Nach Verfluß von dreien Tagen konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich zog meine schönsten Kleider an, ohne irgend Jemand etwas zu sagen, und ging zur Kirche und zum Grabe meiner Schwester, um zu beten; dann bestieg ich ein Wägelein, welches arme Leute um dreißig Sous nach Lyon beförderte. Es war dasselbe, in welchem die Gendarmen die arme Frau ins Gefängniß abgeführt hatten. Ich erkundigte mich nach

Allem beim Conducteur, und als ich in Lyon angekommen war, ließ ich mich durch einen Kaminfegerjungen um zwei Sous an die Thüre des Frauengefängnisses, auf den Abhang von Tourvières führen. Ich bat den Pförtner, mich mit der Hebamme von Voiron reden zu lassen, da ich ihr, wie ich vorgab, Nachrichten von ihrer Kleinen und ein wenig Weißzeug und Geld überbrächte. Der Pförtner und seine Frau betrachteten mich genau von Kopf bis zum Fuß, und schlugen mir meine Bitte ab; als sie aber mich ganz beschämt an der Thüre stehen bleiben und, mein Taschentuch vor den Augen, in Gegenwart der Soldaten heiße Thränen vergießen sahen, hatten sie mit mir Mitleiden, riefen mich zurück, ließen mich in ein Sprechzimmer neben ihrer Wohnung treten, wo eiserne Gitter und hölzerne Bänke waren, ließen die Hebamme kommen und erlaubten mir, so lange, als ich wollte, mit ihr allein zu sein. Sie können es glauben, mein Herr, daß ich beschämt war, sie wieder zu sehen, zumeist aber sie hier wegen unserer wieder zu sehen.

73.

Ohne mir irgend einen Vorwurf zu machen, erzählte sie mir, daß im Augenblick, wo sie das Kind in das Haus abgeben wollte, sie von den in der Nähe des Hospitals verborgenen Wachen ausspionirt worden sei; daß diese Wachen sie beim Polizeicommissär angezeigt hätten; daß der Polizeipräfekt nach den ihn von seinem Vorgesetzten gewordenen Befehlen sie als eine Frau bezeichnet habe, welche aus Eigennutz oder Gefälligkeit Kinder herbeitrage zum Schaden der Provinz, welche sie ernähren müsse; daß die Gendarmen sie ergriffen, und daß man sie zum Verhör zuerst nach Grenoble abgeführt habe, damit sie erkläre, woher das Kind komme, welches sie abgegeben habe, und die Mutter eingestehe; daß sie sich dessen geweigert habe, um uns keine Widerwärtigkeit zu machen, und daß sie lieber in einem Gefängniß sterben, als das Ver-

trauen verrathen würde, welches arme Mädchen in ihrer Verlegenheit in ihre Treue setzten; daß ihr hierauf der Richter erklärt habe: Nun gut! Ihr sollt im Gefängniß bleiben, bis Ihr eingestanden habt, woher Ihr dieses Kind brachtet, und daß man sie nach Lyon in dieses Correktionshaus gesandt habe, damit sie darin bleibe, so lange es Gott gefiele, angeklagt, legitime oder illegitime Kinder ausgesetzt zu haben, um ihre Ernährung auf Staatskosten zu bewerkstelligen, und um sie später ihren Müttern durch die Wiedererkennungszeichen, welche sie ihnen an den Hals oder an den Arm gehängt haben, zurückgeben zu lassen. Aber seien Sie ganz ruhig, setzte sie hinzu, Fräulein Genovefa, ich kann leiden, aber ich kann nicht verrathen. Ich ziehe es vor, daß meine kleinen Kinder ihr Brod an der Thüre sich erbetteln; ich will lieber, wie diese Mauern altern und wie dieses Holz zusammenschrumpfen, als Eure Schwester angeben. Arme liebe Kleine! Sagt ihr, sie solle sich keine Sorgen machen!

Dann benachrichtigte ich sie unter Thränen vom Tode meiner Schwester.

— „Nun gut also, sagte sie, was fürchtet sie da oben? Sie ist im Paradies, wo der gute Gott vielen Andern, wie der Magdalena, verzeiht!“

— „Ja, sagte ich zu ihr, aber die bösen Zungen auf Erden verzeihen nie, weder während ihres Lebens, noch nach ihrem Tode, dem Namen und Andenken armer unschuldiger Mädchen, welche durch eine falsche Ehe hintergangen wurden, und welche einen unfreiwilligen Fehler begingen. Das Andenken und die Ehre meiner Schwester sind mir so theuer und heiliger, als während ihres Lebens, sehet Ihr; schwöret mir, bei Eurem Seelenheil, daß Ihr nie einer lebenden Seele, außer Eurem Beichtvater, sagen werdet, daß Josette gefallen sei!“ Sie schwur es mir.

Dann umarmte ich sie, nahm von ihr Abschied und ver-

sprach ihr, sie sollte bis zum kommenden Tage erlöst sein, da ich an ihrer Stelle ins Gefängniß kommen wollte.

Sie verstand mich und versuchte, mich von meinem Vorsatze abzubringen. „Wie, Fräulein Genovefa, sagte sie zu mir, Ihr hättet den Muth, das Unglück auf Euch zu nehmen und glauben zu lassen, daß der Fehler von Euch begangen sei, um ein armes Wesen, wie ich bin, zu befreien, und um die üblen Nachreden vom Grabe einer Verstorbenen abzuwenden! Aber da wisset Ihr gar nicht, wie grausam die Welt ist, und wie sie Euch Euer ganzes Leben hindurch für das nehmen wird, wofür Ihr Euch ausgeben wollet! Ach, Fräulein, thut es nicht, bewahret Eure Ehre! Man hat nicht zwei zu verschenken! Ihr seid verloren!"

— „Das ist stärker als ich, Mutter Bélan, sagte ich zu ihr, das ist stärker als ich. Ich kann es mir nicht in den Kopf bringen, Euch hier zwischen diesen vier Mauern um eines Dienstes willen zu wissen, welchen Ihr uns erzeigt habt; ich kann es mir nicht in den Kopf bringen, den Namen der armen Josette, meines Kindes, meines Engels, die jetzt im Himmel ist, auf den Lippen von ganz Voiron mit Verachtung ausgesprochen zu sehen, und diese üblen Nachreden mein ganzes Leben über anzuhören; wenn man von ihr halblaut sich Worte in die Ohren flüsterte, worüber ihre arme gute Seele im Paradies erröthen müßte, und dann könnte ich nicht sehen, wie die Männer und Frauen aus der Gemeinde am nächsten Sonntag, wenn sie die Wahrheit wissen, im Vorbeigehen die weißen Bänder, die jungfräulichen Kränze, die Aeste ihres Kreuzes auf dem Todtengarten herausreißen, und die Bouquete weißer Blumen, welche ihre Altersgenossen jedes Jahr an ihrem Namenstag erneuern, mit Füßen treten! O! nein, nein, das könnte ich niemals ertragen, meine arme Schwester verachtet in ihrem Sarge vor mir zu sehen, und ihr Grab nackt und verachtet unter den übrigen Mädchengräbern auf dem Todten-

garten, über welchen wir jeden Tag zur Kirche gehen! Mich dünkt, ihre Seele hätte keine Ruhe, trotz aller Messen, welche ich für sie lesen ließe, und ihr Schatten käme alle Nacht, um mich an den Füßen zu ziehen und mir vorzuwerfen, daß ich sie unter der Erde habe beschimpfen lassen! Nein, nein, niemals; ich ziehe es vor, Alles auf mich zu nehmen. Nun gut, ich kann den Verdacht und die Verachtung für sie ertragen, weil ich ein Gewissen habe, welches mir nichts vorwirft!“

Es war umsonst, mein Herr, daß sie mir abredete; mein Entschluß war gefaßt; ich bin hartnäckig, das ist mein Fehler, wie mir hie und da der Herr Pfarrer lächelnd sagte; ich wollte nichts hören, und ging kecker aus dem Gefängniß, als ich eingetreten war.

74.

Am Mittag des kommenden Tages ließ ich mich zu dem Richter führen; man ließ mich in sein Zimmer treten. Es war ein Herr, welcher, wenn er die Augen auf Einen richtet, streng und voll Verdacht aussah. Ich verlor einen Augenblick vor ihm das Wort. Er schrieb.

— „Was wollet Ihr von mir, mein Kind? sagte er zu mir mit rauher Stimme, während er seinen Kopf aufrichtete.“

— „Herr Richter, sagte ich, gegen meinen Willen stotternd und zitternd, wie ein Verbrecher, zu ihm: in Ihrem Gefängniß ist eine Frau von Voiron, welche man die Mutter Bélan heißt. Sie ist die Hebamme der Vorstadt; Jedermann schätzt und liebt sie im Stadtviertel und auf dem Lande. Man hat sie angeklagt, ein eheliches Kind zum Findelhaus getragen zu haben, um die Ernährungskosten seinen verheiratheten Eltern, welche also die Wohlthätigkeit suchen wollten, zu ersparen. Man hat ihr gesagt, daß man sie im Gefängniß behalten werde, bis sie eingestanden habe, woher der Säugling komme.“

— „Nun gut, sagte er zu mir, während er aufstand und mich mit gerunzelteren Augbraunen als zuvor anblickte.“

— „Nun gut, mein Herr, da ich es Ihnen sagen muß, der Säugling hat keine verheirathete Eltern; die Hebamme ist unschuldig, sie ist für fremden Fehler gestraft! Das Kind kommt . . .“

— „Von wem?“

— „Von mir, antwortete ich ganz leise, mit gesenktem Haupt, und wurde bis zum Weißen in den Augen roth.“

— „So jung, sagte er, nach einem Augenblick des Stillschweigens und schon eine entartete Mutter! Wie! Ihr habt die Barbarei begangen, Euer Kind auszusetzen, um Euch einen Augenblick gerechter Schande zu ersparen, und habt lieber die Natur verletzt, als die menschliche Verachtung ertragen?“ Und Dieses und Jenes. Kurz, er hielt mir eine so lange und drohende Predigt, als ein Geistlicher auf seiner Kanzel, wenn er, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, zu den Sündern spricht!

Ich antwortete nichts und betrachtete immer die Spitze meiner Schuhe. Wenn ich mich gleich bis zu den Nagelspitzen gedemüthigt fühlte, war ich innerlich zufrieden, daß er mich für so schuldig hielt und so böse auf mich war.

Er fragte mich nach meinem Stand, meiner Beschäftigung, meinen Unterhaltsmitteln. Ich machte mich weder reicher noch ärmer, als ich war.

— „Wollt Ihr es wieder nehmen, wenn man es wieder findet, setzte er hinzu, Euer Kind?“

— „Ach, Herr Richter, sagte ich zu ihm, indem ich mich ihm zu den Füßen warf, das ist mein größter Wunsch. Im Namen des Himmels! Laßt es mir zurückgeben! Ich habe es mit einem Armband von Haaren bezeichnet. Da jetzt Alles entdeckt ist und ich keine weitere Schande zu befürchten habe, will ich mit meiner Arbeit für das Kind die Ammenmonate bezahlen, und will es aufziehen, als ob es mein Sohn wäre . . .“ Ich fühlte, daß ich mich verrathen habe, und verbesserte mich eilig, als ob es mein ehelicher Sohn wäre.

— „Nun gut! sagte er zu mir mit milderer Stimme, Ihr seht keinem schlechten Mädchen gleich; ich will nach Grenoble schreiben, damit man Nachforschungen nach Eurem Kinde anstelle; man wird es Euch zurückgeben und Ihr werdet die Strafe bezahlen. Unterdessen will ich den Befehl geben, daß man die Hebamme auf freien Fuß setze, und will Euch an ihrer Stelle auf einige Tage ins Gefängniß führen lassen. Man wird auf Eure Reue und Euer Geständniß Rücksicht nehmen!“

Er schrieb und läutete mit einer Glocke, welche auf dem Papiere stand, wie die Glocke des Geistlichen in der Ecke der Altartreppe. Ein schwarzer Mann mit einer silbernen Kette über seiner Weste trat ein. „Gerichtsbote, sagte er, führet dieses Mädchen ins Gefängniß, hier ist ihr Verhaftungsbefehl. — Wartet, setzte er noch hinzu, hier ist das Entlassungsprotokoll der Hebamme von Voiron.“ Der schwarze Herr nahm die beiden Papiere, ließ mich in einen Wagen sitzen, der auf dem Platze stand und führte mich artig in das Gefängniß.

Die arme Hebamme, mein Herr, weinte beim Verlassen des Gefängnisses mehr, als ich beim Eintreten. Sie hatte mit mir mehr Mitleiden, als mit sich selbst.

75.

Ich blieb ungefähr sechs Wochen im Gefängniß. Man hatte mich anfänglich in denselben Schlafsaal und dieselbe Abtheilung gewiesen, in welchem sich ein Haufen schlechter Frauen und gefallener Mädchen, deren Anblick und Reden mich mit Abscheu erfüllten, aufhielten! Ach, mein Herr, der Misthaufen im Hofe ist reinlicher, als diese Gefängnißräume! Wenn ich nur daran denke, wird mir davon übel!

— „Was hast Du gethan? fragten die Einen die Andern. — Ich, ich habe gestohlen! — Ich, ich habe verirrte Kinder weggenommen, ließ sie am Hungertuch abmagern und blaß

werden, von der Kälte erstarren, und marterte sie unter ihren Kleidern, um sie zum Schreien zu bringen und die Vorübergehenden zu Almosen zu bewegen. — Ich, ich habe Dieses gethan. — Ich, ich habe Jenes gethan. — Ich, ich will noch ganz Anderes thun, wenn ich nur erst draußen bin.“ Alle überboten sich gegenseitig an Verbrechen, Wollüsten und Lastern. Darauf folgte ein Gelächter, welches die Engel im Himmel zu Thränen gerührt hätte. „Und was hast denn Du gethan, um zu verdienen, Dich in unserer Gesellschaft zu befinden? sagten sie zu mir. — Ich, ich habe, Gott sei Dank, nichts gethan! — Oh! die Einfältige oder Heuchlerin! riefen sie aus, während sie mit dem Finger auf mich zeigten; gehe, Du weißt mit Deinem Aussehen einer Heiligen in ihrer Nische mehr, als wir Alle zu erzählen, oder wenn Du wirklich so unschuldig bist, wie Du sagst, so wollen wir Dich bald gescheit gemacht haben!“

Ich fing, mein Herr, vor Scham zu weinen an, und setzte mich ganz allein auf den Stufen des Gefängnisses, welche in den Sprechsaal führten, unter der Mauer der Kapelle nieder, und betete in meinem Herzen zu dem lieben Gott, aber ohne die Lippen zu bewegen, damit sie mir nicht allzu viele Scheltworte sagten. Ach, welcher Abschaum, mein Herr, ist in diesen großen Städten! Aller Schlamm geht nicht durch die Abzugskanäle fort!

Als der Kerkermeister und seine Frau dieses bemerkten, nahm mich diese Frau, welche eine Gehülfin brauchte, um Wasser zu holen, um in den Schlafsälen zu fegen und die Betten zu machen, nach zwei oder drei Tagen zu sich den Tag über, und ließ mich bei Nacht in einem Hängbette über ihrem Gemache schlafen. Ach, wie glücklich war ich doch, und wie gern diente ich! Ich war daran gewöhnt, es fiel mir nicht schwer. Ich verpflegte auch ihre ganz kleinen Kinder; das ließ mich an das meiner Schwester zurückdenken. Diese brave Frau

gewöhnte sich so ganz an meine Dienstleistungen, daß sie mir sagte: „Wenn Ihr aus dem Gefängniß entlassen werdet und bei mir bleiben wollet, so will ich Euch einen Lohn geben.“

„Ich schlage es eben nicht ab, antwortete ich; man weiß nicht, wie sich die Dinge gestalten können.“

76.

Nachdem ich zwei Monate so im Gefängniß, aber in einem durch die Menschlichkeit der Kerkermeisterin versüßten Gefängniß zugebracht hatte, ließ mich der Beamte auf sein Zimmer rufen, wohin ich von demselben schwarzen Menschen geführt wurde, welcher mich in den Kerker begleitet hatte.

— „Ihr seid frei, sagte mir der Richter in strengem Tone, gehet hin, wohin Ihr wollt, und fallet nicht mehr in ähnliche Schlechtigkeiten zurück. Das Gesetz wird gegen solche Aussetzungen unerbittlich sein.“

Ich ging immer nicht weg.

— „Auf was wartet Ihr denn? setzte er in ungeduldigem und hartem Tone hinzu.“

— „Und das Kind? mein Herr, fragte ich ihn schüchtern, weil ich glaubte, man werde es mir zurückgeben.“

— „Euer Kind, Elende! rief er zornig aus, glaubt Ihr denn, daß man es Euch zurückgeben würde, selbst wenn man es hätte, damit alle schuldigen und unnatürlichen Mütter, wie Ihr, sich ein Vergnügen daraus machen, die Früchte ihres Lasters vom Lande ernähren zu lassen, um nur die Mühe zu haben, sie wieder zu sich zu nehmen, wenn sie auferzogen sind und sich wohl befinden? Nein, nein, das Gesetz muß um jeden Preis solchen Mißbräuchen, welche die Provinz an den Bettelstab brächten, zuvorkommen. Zudem, fügte er hinzu, ist es im vorliegenden Falle überflüssig, zu streiten, man hat Euer Kind nicht wieder finden können! Die Nonnen haben den Befehl, den Kindern, wenn sie sie in den Hospitälern von Gre-

noble empfangen, die Kennzeichen, welche man etwa an ihren Hals oder Arm befestigt hätte, wegzunehmen."

— „Ach, ist es möglich! rief ich aus, indem ich beide Hände zu ihm erhob, als hätte ich ihn angefleht; man hat ihm die Armspange abgenommen! Das Kind ist verloren! Ach, mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan?" Und ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Meine Bewegungen, meine Verzweiflung, meine Thränen und mein Geschrei bestärkten bloß den Beamten in der Ueberzeugung, daß ich in der That die Mutter sei.

— „Ja, sagte er, verloren! Verloren für immer! und das ist Eure Strafe. Die Mütter, welche ihre Kinder aussetzen, verdienen nicht, daß man ihnen dieselben zurückgebe! Gehet, sage ich Euch, und befleißiget Euch eines ordentlichen Lebenswandels; die Polizei wird über Eure Aufführung wachen."

Ich ging fort, wie eine Unglückliche, welche die Polizei nach erstandener Strafe frei läßt, welche die Vorübergehenden mit Abscheu aus dem Gerichtshause gehen sehen, und der ihre Schande auf die Straße folgt.

77.

Ich schlug instinktmäßig den Quai ein, welcher zu dem Platze führt, wo ich aus dem Wagen von Voiron ausgestiegen war. Ich stieg für meine dreißig Sous, mit meinem Päckchen unter dem Arm, in denselben Wagen, welcher eben im Begriffe stand, abzufahren. Der Condukteur, welcher bei meiner Herreise menschlich gegen mich gewesen war, machte mir bei der Rückreise ein böses Gesicht. Er sprach ganz leise auf dem ganzen Wege mit den Leuten meines Orts oder der Nachbarschaft, die er auf seinem Bock oder in seinem Wagen hatte. Man sah mich verächtlich mit spöttischer Miene an, und Niemand redete mit mir ein Wort. Ich hörte zwei oder dreimal

meinen Namen nennen, worauf ein Gelächter und der Ausdruck verächtlichen Mienenspiels folgte. „Sie kommt aus einem Wirthshause, wo man umsonst Unterkommen und Nahrung bekommt, sagte der Condukteur; fraget sie einmal, ob die Kost so gut, als das Bett ist. Man nimmt dort Kinder von zwei Monaten nicht auf, sagte ein Anderer höhnisch. — Sie ist eine Heuchlerin! sagte eine alte Frau; wer hätte nicht geglaubt, daß sie nichts zu beichten habe!" Und dann lachte man, lachte rings um mich herum, als ob man von Jemanden gesprochen hätte, der nicht zugegen wäre. Ich, mein Herr, verstand ihre Bosheit wohl; ich schlug die Augen nieder, stellte mich, als ob ich stricke und ließ die Maschen fallen. Die Verlegenheit blendete mir die Augen und verschob mir die Hände. Ich hätte gewünscht, mein ganzes übriges Leben in einem Kerker, zwanzig Fuß unter der Erde, zuzubringen. Sehen Sie, die steinernen Wände sind weniger kalt, weniger hart und weniger verletzend als die Menschen! Ich sagte mir: „Was soll aus Dir auf der Straße und auf dem Marktplatze in Voiron werden? Die Kinder werden hinter Dir hergehen, wie hinter einer Carnevalmaske! Du wirst es nicht einmal wagen, am hellen Tage den lieben Gott auf dem Grabe Deiner Schwester anzuflehen und sie zu bitten, daß sie da oben für das Kind Fürbitte einlege!" Ach, Herr Gott, wie lange wurde mir der Tag! Ich fürchtete mich, meinen eigenen Athem zu hören.

78.

Glücklicherweise gibt es eine Vorsehung, mein Herr; der Wagen brach einige Meilen von Voiron, jeder der Reisenden ging seines Weges weiter zu Fuß. Die Nacht sank herein, ich schlich mich allein hinten durch die Stadt, mein Päckchen unter dem Arm, bis zur Thüre meines Hauses. Ich trat ein, ohne daß mich Jemand erblickte; ich hatte ein Stück Brod in meiner Tasche. O! wie hätte ich gewünscht, daß es nie mehr Tag würde!

— Aber, meine arme Genovefa, sagte ich zu ihr, indem ich sie unterbrach, das war kindisch; denn Ihr konntet ja doch die Stirne vor den Menschen, vor den Frauen und selbst vor den Engeln wohl zeigen!

— Das ist wahr, mein Herr; aber ich hatte so sehr das Unglück und die Schande auf mich übertragen, daß es mir in der That schien, als ob ich an allem dem Schuld trüge, was die Andern von mir zu denken ein Recht hatten.

— Und was thatet Ihr am kommenden Tag? Laßt einmal hören.

79.

Am folgenden Tag, mein Herr, wagte ich nicht, die Läden unten zu öffnen, damit die Nachbarinnen und die Vorübergehenden mich nicht durch die Fenster sehen könnten. Ich blieb den ganzen Tag in der Finsterniß, um zu Gott zu beten und an Josette zu denken. Als die Nacht gekommen war, öffnete ich zitternd die Thüre, und ging aus, um meine Nahrung einzukaufen. „Ach, Ihr seid aus dem Gefängniß los geworden!" sagte die Kaufmannsfrau zu mir.

— „Ja, antwortete ich ihr. Ich sah, daß alle Welt wußte, woher ich kam und an meinen Fehler glaubte. Man sah mich mit Widerwillen, doch ohne Beleidigung an; man bedauerte mich mit den Augen. Ich ging, während ich mein Brod aß, auf den Todtengarten; ich setzte mich auf den Grabhügel meiner Schwester, neben das vom Adventssonntage her noch mit neuen Blumen geschmückte Kreuz; ich verrichtete hier mein Gebet und verzehrte mein Brod in meinen Thränen."

80.

Nach diesem kehrte ich in mein Haus zurück, und als ich am folgenden Tag sah, daß ich nur noch einige Heller in der Schublade habe, sagte ich zu mir: „Du mußt Dir gleichwohl

Dein Brod verdienen; Du kannst in Deinem Alter nicht betteln gehen. Mag es also kosten, was es will, ich muß den Laden wieder öffnen, Arbeit suchen, arbeiten und verkaufen, um zu leben!“

Ich hatte den Muth, mein Herr, den Laden wieder zu eröffnen, die kleinen Verkaufswaaren auszukramen, und mich, wie gewöhnlich, an den Ladentisch zu setzen, und die Blicke, das Lächeln und Flüstern der Vorübergehenden zu ertragen, als ob im Hause nichts vorgefallen wäre; aber Niemand trat mehr bei mir ein, außer einem oder zwei Bettlern, um mich um ein Almosen anzusprechen. Ich hörte böse Zungen auf der Straße, welche sagten: „Man muß doch frech sein! Ach, wenn ihre arme schöne kleine Josette noch gelebt hätte, wie wäre sie gedemüthigt worden, die Schande ihrer ältern Schwester zu sehen! Sie war hübsch, wenigstens diese! Der liebe Gott hat es gut gemacht, sie zu sich zu nehmen!“

Und dann wohnte gegenüber von mir ein böses Weib, welche, als sie von meiner Abreise gehört hatte, und da sie mich außer Lands oder im Gefängniß für lange Zeit glaubte, sich beeilt hatte, meinen Platz einzunehmen, einen Laden mit denselben Waaren, wie ich, eröffnet, mir meine Kunden abgeführt hatte, und nicht aufhörte, mit dem Finger auf mich zu deuten und zu Diesen und Jenen zu sagen: „Wer könnte es jetzt noch wagen, in einem solchen Laden auch nur noch Seife für einen oder zwei Heller zu kaufen? Das würde die Finger beschmutzen, statt sie zu waschen.“

Mein Gott! wie litt ich darunter diese unselige Woche über! Meine Halbschwestern und Basen verläugneten mich zuerst und betraten mir das Haus nicht mehr.

81.

Kurz, mein Herr, Niemand, Niemand kam mehr. Die Mütter sagten zu ihren Töchtern, wenn sie einen Sou gaben,

um Aepfel zu kaufen: „Ihr dürfet nicht zu Genovefa gehen!“ Man brachte mir auch nicht mehr Arbeit, und ich wagte es nicht, welche zu suchen; man hätte zu mir gesagt: „Wir haben keine für Euch!“ Ach, mein Herr, man redet von der Pest, aber die Schande ist schlimmer, als die Pest für ein armes Mädchen. Hätte mich meine Mutter nicht christlich erzogen, ich weiß nicht, was ich angefangen hätte; aber ich kann es Ihnen mit Wahrheit sagen, daß ich nicht einmal daran dachte; lieber wäre ich Hunger gestorben, ehe ich mir etwas Böses angethan hätte.

82.

Aber warten Sie, mein Herr, das ist noch nicht Alles. Das Unglück wollte, daß ich im vorangehenden Frühjahr bei den Großhändlern der Hauptstraße für fünfzig Thaler Waaren auf Kredit genommen hatte, um sie nach der Zeit des Wiederverkaufs im Herbste zu bezahlen. Da Niemand mehr bei mir kaufte, konnte ich auch meine Großhändler nicht mehr bezahlen. Auch die Waaren selbst konnte ich nicht mehr zurückgeben; denn da während der zwei Monate meiner Gefangenschaft, in denen der Laden mit dem Schlüssel in meiner Tasche geschlossen war, die Katze unter dem Ladentisch nichts mehr zu essen fand, und durch das Fenster fortgegangen war, so können Sie wohl begreifen, welch ein schönes Leben die Ratten im Magazine verführten! Und die Packete erst! Es war jämmerlich anzusehen, mein Herr! Man sah durch ein Stück groben Tuchs den Tag hindurchscheinen; das Salz war geschmolzen; die Seife war verschimmelt; die Zuckerbrode waren wie Sägen ausgezackt; die Spitzen glichen Charpie; die Spiegel lagen in Stücken auf dem Fußboden. Niemand hätte diese Waaren zurücknehmen wollen. Jedermann forderte von mir, was ich schuldig war. Man sagte: Sie wird sich an einem schönen Morgen aus dem Staub machen; nehmen wir wenigstens, was wir können. Die

Hausmiethe war nicht ganz bezahlt; der Eigenthümer wollte seinen Miethcontrakt nicht erneuern, weil mein Laden, wie er sagte, sein Haus in übeln Ruf brachte. Kurz, mein Herr, er und die Großhändler der Hauptstraße kamen überein, mein Eigenthum verkaufen zu lassen.

Ja, mein Herr, ich sah vor meiner Thüre auf dem Pflaster der Straße Alles an den Meistbietenden verkaufen! Ein Mann, der auf der Bank stand, auf welchem Cyprian mich Glückliche in seinen Armen gehalten hatte, um mich auf das Maulthier zu setzen, schrie, während er Stücke Tuch, Sacktücher, Halstücher und sogar meine Kleider und die Kleider und Krägen der armen Josette zum Verkauf ausbot: „Zu zwei Sous! Zu drei Sous! Zu zehn Sous! Wer will es? Hier ist die seidene Schürze der Fräulein Josette! Hier sind die Aussteuerkleider von Fräulein Genovefa! Alles zu seinem wahren Werthe geschätzt!“ Und ein furchtbares Gelächter tönte bis zum hintern Ladenstübchen wieder, wo ich mich verborgen hielt, auf dem Strohsack des Bettes sitzend, dessen Matratzen man vor die Thüre hinaustrug!

Und Niemand stellte sich ein, um mich zu trösten, mein Herr, nicht einmal der Taxator, welcher roh und frech unter meinen Augen in dem Schrank bald diesen, bald jenen Gegenstand holte, um ihn auszurufen und zu verkaufen, und der in der That, wie ich glaube, in seiner Zerstreuung mich selbst ausgerufen und verkauft hätte, so sehr war er vom Lärm und Wein erhitzt! und ich glaube auch, daß ich ihn ganz ruhig hätte machen lassen, so sehr war ich niedergeschlagen, so daß mir die Beine ihren Dienst versagten!

Doch am Abend kam die Hebamme und sagte mir mit einem Blick des Vorwurfs und des Einverständnisses: „Ist es möglich, Fräulein Genovefa, daß Ihr so viele ungerechte Schmach, die Ihr nicht verdienet, erduldet, und daß Ihr mich nicht des Schwures entbindet, den ich Euch gethan habe?“

— „Nein, sagte ich zu ihr, Mutter Bélan, ich werde Euch nie, nie, um keinen Preis, davon entbinden.“

— „Und warum diese Hartnäckigkeit? erwiderte sie.“

— „Weil, sagte ich ihr, die Lebenden dieses schon ertragen können; aber die Seelen der Todten können sich nicht vertheidigen.“

— „Und was wollt Ihr jetzt anfangen? sagte mir die arme Frau, während sie ihre Hände über ihrer Schürze kreuzweis zusammenlegte.

— „Ich will, sobald es Nacht ist, zu meiner Halbschwester gehen und sie um ein Unterkommen bitten.“

Sie schüttelte den Kopf und ging fort. Dann kam sie wieder und sagte zu mir: „Wenn Ihr kein Brod mehr habet, Fräulein Genovefa, so erinnert Euch, daß in meinem Hause immer welches für Euch vorhanden ist!“

83.

In der That, mein Herr, als die Straße verödet und so leer als der Laden und es ganz Nacht war, läutete ich an der Thüre meiner Halbschwester, der einzigen, die mir übrig blieb, da die andere von Voiron weggezogen war. Sie war nicht böse, aber ich habe es Ihnen schon gesagt: diese beiden Schwestern aus erster Ehe betrachteten uns immer etwas von oben herab wegen des Vermögens ihrer Mutter, das sie besaßen, und das wir übrigen Kinder der zweiten Frau nicht besaßen. Es machte ihnen kein Vergnügen, eine Verwandte, die Tochter des herumziehenden Glasermeisters, in Voiron zu haben.

Sie nahm mich freundlich auf, gab mir zu essen und zu trinken, und machte mir sogar ein Bett in der Dachkammer, damit ich neben ihrer Magd schlafe. „Aber wir haben Kinder, junge Mädchen, die bald heirathen müssen, sagte sie mir, während sie freundlich sprach; Du weißt, in welchem Gerüchte Du in der Gegend stehst; das geht mich nichts an, ich habe

nichts gesehen, ich halte Dich für ehrsam. Aber wenn man meine Töchter mit einer übelberüchtigten Tante sehen würde, was würde man nicht sagen?... Und dann hast Du noch dazu schlechte Geschäfte gemacht; man hat Dir öffentlich Alles verkauft. Das schadet dem Kredit; siehst Du, mein Mann ist im Handel; Du verstehst. Du kannst nicht hier bleiben; wir behalten Dich schon ein paar Tage, aber die Stadt darf es nicht wissen. Nach Verfluß der Woche muß man sich auf Kundschaft legen; man muß Dir etwas weit von hier einen Dienst suchen. Wir geben Dir ein Reisegeld mit."

Ich verstand dieses und tadelte sie nicht, mein Herr; ein Jeder denkt für seine Kinder. Es that mir wehe, aber es war nur billig. Ich dankte ihr, ich aß ein Stück mit der Familie, am Abend, am Ende des Tisches, und legte mich mit der Magd zu Bette, nachdem ich ihr geholfen hatte, das Haus zu fegen und die Teller zu reinigen."

84.

Die Schwierigkeit lag für mich nicht darin, in einen Dienst zu treten und diesem oder jenem zu dienen; im Gegentheil, dazu war ich geschaffen, und es machte mir Vergnügen, selbst umsonst Dienste zu leisten. Ich war nicht stolz auf die Kleider und ich scheute keine Arbeit, wie Sie sehen. Aber wer sollte mich in Voiron nehmen, wo mein Name bekannt war, und wer würde mich auswärts ohne Zeugniß aufnehmen? Ein armes Mädchen, das ein Unglück gehabt, das ein Kind ins Findelhaus ausgesetzt hat und das zwei Monate in den Gefängnissen von Lyon faulte! Das ist nicht schmeichelhaft, nicht wahr? Nein. Nun gut! Es gab in ganz Voiron nur eine Person, welche mir mit Gewissenhaftigkeit ein gutes Zeugniß ausstellen konnte, und diese Person bedurfte für sich selbst eines Zeugnisses in meiner Sache, und auch ihr konnte nur ich es geben; das war die Hebamme, die Mutter Bélan. Da sehen

Sie einmal den Zufall in den menschlichen Angelegenheiten! Wir waren beide verdächtigt, und nur wir allein konnten einander gegenseitig die Unschuld und Sittlichkeit bezeugen. Mein Gott, wie ist das Leben ein verwickeltes Garn!

Diese Bemerkung brachte mich zum Lächeln, ob ich gleich durch die einzige Verlegenheit dieses armen Mädchens wahrhaft gerührt war.

85.

„Nun gut! Das ist gleich, sagte ich am Morgen beim Erwachen, ich will zu der Hebamme gehen.“ Und ich ging zu ihr, ehe sich Leute auf der Straße zeigten.

Die Hebamme stellte mir das Zeugniß aus, daß ich, Genovefa, ein braves und ehrsames Mädchen sei, das niemals irgend Jemand in der Stadt wehe gethan habe, und das das Vertrauen von Allem und Jedem verdiene, sei es für die Küche, oder für die Haushaltung, oder um Kinder im Hause zu pflegen, und sie unterzeichnete. Es war nicht gut geschrieben, noch auf sonderlich reinlichem Papiere, aber sie schrieb es mit treuem Herzen; und als sie fertig war, ging sie sogar zu ihrem Schranke und nöthigte mich, fünfzehn Franken in kleiner Münze, die sie eben hatte, und eines ihrer besten Halstücher anzunehmen, um mich anständig in den Häusern zu stellen. „Ihr könnet mir dieses wieder heimgeben, wenn Ihr es an Eurem Lohne erspart habt, Fräulein Genovefa,“ sagte sie zu mir. Ich schulde es ihr noch, mein Herr. Aber sie sagte auch zu mir: „Wenn Ihr es mir nicht heimgeben könnet, nun gut, so werdet Ihr es mir im Himmel erstatten!“

86.

Meine Halbschwester gab mir auch einige Kleidungsstücke und einiges Reisegeld, und ich reiste ab, um einen Platz in Grenoble zu suchen. Die Hebamme hatte mich an eine ihrer

Freundinnen empfohlen, welche dasselbe Geschäft, wie sie in Voiron, trieb. Ich diente hier einige Wochen ohne Lohn; aber die Beschäftigung dieser Frau, der Anblick der Frauen in Kindesnöthen und das Geschrei der Säuglinge im Hause erinnerten mich so sehr und immer an meine arme Schwester und den Ursprung unseres Unglücks, daß ich mich nicht daran gewöhnen konnte. Ich mußte gegen meinen Willen fortgehen, denn ich that nur weinen und wurde krank. Eine arme Bürgerin, die Wittwe eines Spezereihändlers, welche eine hübsche sechszehnjährige Tochter hatte, nahm mich in Dienst, um die Küche zu besorgen, die Betten zu machen und ihre Tochter im Spitzenmachen zu unterrichten. Ich hatte zehn Thaler Lohn jährlich, zwölf Ellen Leinwand und zwei Schürzen am Neujahr. Die Mutter war brav, aber etwas genau; sie begleitete mich selbst auf den Markt, um zu sehen, ob ich auch recht handle, und um sich zu überzeugen, daß ich nicht für mich einen Apfel oder eine Pflaume aus dem Vorrathskorb nehme. Das demüthigte mich sehr, mich, die ich nie eine Schleckerin war.

Aber das Fräulein war so hübsch, so gefällig, so gesprächig und zutraulich, daß sie mich für Alles wieder entschädigte. War einmal meine Arbeit in der Küche fertig, und sie dauerte nicht lang, so arbeitete sie mit mir in dem Saale, die Füße auf einem Fußwärmer, den ganzen Tag über, während ihre Mutter von Haus zu Haus ging, um mit ihren alten Bekanntschaften zu reden. Nach Verfluß von drei Monaten waren wir wie Schwestern. Sie erinnerte mich an Josette, mein Herr, und ich war glücklich, glücklich, so daß ich da mein ganzes Leben geblieben wäre.

Aber im Augenblick, wo wir uns am Besten liebten, und wo sie mir versprach, mich zu sich zu nehmen, wenn sie heirathen würde, so daß wir uns nie mehr verlassen würden, trat ein Hausirhändler von Voiron, den ich nicht einmal von Ansehen kannte, aber der mich kannte, mit seinem leinenen

Sack auf dem Rücken ins Haus, um Leinwand an die Hausbewohner zu verkaufen. Ich sollte ein Glas Wein im Keller holen, um diesen Mann zu erfrischen, nachdem er ausbezahlt war, weil er ausbedungen hatte, daß man ihm noch obendrein etwas zu essen und zu trinken verabreiche. Ach, der schlechte Kerl! Doch ich wünsche ihm nichts Böses; aber er hätte seiner Zunge wohl Einhalt thun, und eine Landsmännin, wie ich, nicht aus lauter Schwatzhaftigkeit verderben sollen.

Als ich wieder heraufkam, meine Flasche in der Hand, hörte ich, daß dieser Mann ganz leise mit den beiden Frauen rede; sie schwiegen, als sie mich hereinkommen sahen; aber ich bemerkte einen gewissen außergewöhnlichen und verdächtigenden Zug auf dem Gesichte der Mutter und des Fräuleins. Die Mutter schien zornig, die Tochter sehr niedergeschlagen zu sein. Sie redeten nicht mehr mit mir in demselben Tone, betrachteten mich mit ganz andern Augen und riefen mir nicht mehr, um mit ihnen, wie gewöhnlich, im Saale an meinem Spinnrad zu spinnen. Ich brachte eine sorgenvolle, schlaflose Nacht hin, indem ich mich darauf besann, was ich gethan haben könne, um ihr Mißfallen erregt zu haben. Am Morgen kam die Dame in die Küche, sie sagte zu mir: „Da ist Eure Rechnung. Ihr seid sehr frech, daß Ihr wagen konntet, in ein ehrbares Haus den Fuß zu setzen, nachdem, was der Leinwandhändler uns von Euch erzählt hat. Macht Eure Sachen vor mir in ein Packet zusammen, daß ich mich überzeuge, daß Ihr nichts hineinthut, was Euch nicht gehört, und entfernt Euch!“

Ach, mein Herr, mein Packet war schnell gemacht, es ging bequem unter einen meiner Arme. Ich wagte nicht eine Antwort zu geben; ich kehrte auf mein Zimmer zurück, um meine Schuhe zu holen. Das Fräulein kam heimlich, um sich von mir zu verabschieden; sie weinte, als sie mich verließ, und steckte mir einen kleinen Thaler in die Tasche meiner Schürze. Ich ging von Thüre zu Thüre in der ganzen Stadt, um einen

Dienst zu suchen, aber Jedermann sagte mir: „Wo seid Ihr ausgetreten? Habt Ihr Leute, welche für Euch einstehen? Habt Ihr ein gutes Zeugniß von Euren Frauen? Wir wollen uns Erkundigungen einziehen.“ Als ich am Abend oder kommenden Morgen wieder kam, sagte man mir: „Wir brauchen keine Magd.“ Ich ging fort, während ich mit dem Ende meiner Schürze mir die Augen wischte.

Endlich wollte die Frau des Schuhmachers dieser Damen mich aufnehmen, damit ich ihre Kinder pflege und die Schuhe im hintern Ladenstübchen einfasse. Ich hatte meine Lagerstätte und meine Nahrung, und zwei Sous für das Paar Schuhe, welche ich säumen sollte. Nun gut, mein Herr, ich war zufrieden, weil der Schuster und seine Frau mich nicht verachteten und mir zuweilen sagten: „Jedermann hat seinen Fehler, aber das ist kein Grund, daß man sich gegenseitig geringschätze. Die Kinder werden gut gepflegt, die Schuhe gut eingefaßt, es wird nie ein lautes Wort im Laden gewechselt, bleibet bei uns, so lange Ihr wollt; wir schämen uns Eurer nicht!“

Ja, das ist wahr, sie schämten sich nicht meiner; aber würden Sie es glauben, daß die Andern ihnen ihre Mildthätigkeit gegen mich zur Schande anrechneten? Ja, mein Herr, die schlechte Wittwe des Spezereihändlers entzog ihm ihre Kundschaft und die ihrer Tochter, und dann die aller ihrer Freundinnen, indem sie sagte: „Diese Leute sind sehr unverschämt und gar nicht rücksichtsvoll, eine Vagabundin bei sich aufzunehmen, welche das Vertrauen eines ehrsamen Hauses, wie das unsrige, hintergangen hat, indem sie aus diesen und jenen Gründen aus dem Gefängniß kam!“ wegen tausend schauerlicher Dinge, deren man mich schuldig glaubte, wie daß ich ein armes Kind habe verlieren oder vielleicht gar tödten wollen! Als ich endlich dieses sah, mein Herr, und da die Mildthätigkeit der Schusterfrau gegen mich der Grund alles Uebels war, und da Arbeit und Brod wegen meiner im

Laden abnahmen, sagte ich mir: „Du darfst doch den armen Leuten nicht Unglück bringen!“ Ich sagte der Schusterfrau und ihrem Manne Adieu, umarmte die Kinder und reiste eines Abends ab, damit mich Niemand aus der Stadt gehen sehe. Die Schusterfrau hatte mir einen Brief für die Frau eines Bürgers in Lyon eingehändigt, welchen sie selbst in jüngeren Jahren bedient hatte. Sie sagte darin, ich sei brav, geordnet, und sie habe sich über meine Arbeit nicht zu beschweren. Sie bat sie, mir behülflich zu sein, wenn sie oder eine ihrer Bekannten aus Zufall einer Magd benöthigt wäre.

87.

Das kam eben recht, mein Herr; denn am Tage nach meiner Ankunft in Lyon nahm mich die Tochter jener Dame, welche eben erst einen Fabrikanten von Tarare geheirathet hatte, in Diensten, und führte mich mit sich auf ein Landhaus, welches sie ganz in der Nähe dieses großen Dorfes bewohnte. Das erfreute mein Herz mehr, als ich Ihnen beschreiben kann, die Berge, Gehölze, Wiesen, die Handwerke der Weber und die auf dem Grase ausgespannte Leinwand — Alles ganz wie in Voiron unter den Fenstern meiner Mutter zu sehen. Ich brachte drei Jahre ganz ruhig und ziemlich zufrieden in diesem Hause zu. Ich hatte von Herr und Frau nichts Unangenehmes zu erfahren, außer ein wenig Geiz, wie beinahe bei allen Kaufleuten. Sie waren gleichwohl sehr wohlhabend; aber man wäre versucht zu glauben, die Börse habe die Wassersucht, mein Herr; je mehr sie anschwellt, desto mehr will sie trinken. Sie hatten mich sehr gerne, weil ich, so zu sagen, fast keinen Lohn forderte, weil ich einen kleinen Appetit hatte, und weil ich mich jeder Arbeit unterzog, so daß ich die Küche besorgte, die Dame und ihre beiden Kinder bediente, den Garten umackerte, die Wäsche besorgte und das Pferd des Herrn striegelte; denn er hatte ein Pferd, um den Wagen zu

ziehen, in welchem er seine Leinwand verkaufte. Das arme Thier! Man machte ihm seine Nahrung arg streitig! Wenn ich ihm nicht heimlich den Abfall der Kräuter der Küche und des Salates gebracht hätte, so hätte es wohl oft an seiner Krippe genagt. Aber ich hatte dieses arme Thier so sehr lieb! Es wieherte ihm Stall, sobald es meine Stimme oder meinen Tritt im Hof hörte, und wenn ich die Stallthüre öffnete, so sah es mich so freundlich wie nur irgend Jemand an. Dennoch war dieser Geiz meiner Herrschaft gegenüber von den Thieren und das Mitleid, das ich mit ihnen hatte, der Grund meines letzten Unglücks und meines nachherigen Glücks. Ich will Ihnen dieses erzählen, aber Sie werden darüber lachen... Nun gut, es ist gleichwohl wahr, was wollen Sie? Das Herz reißt zu vielen Fehlern hin!

88.

Neben dem Pferde, welches ich striegelte, standen im Stall zwei oder drei Schafe, welche am Tage die Wiese abgrasten, wenn die Leinwand abgezogen war. Der Herr und die Frau wollten das wenige Gras nicht verlieren, welches unter dem nassen Hanf, halb faul, hervorkeimte. Man verkaufte sie mit ihren Kleinen beim Beginn des Winters an den Metzger, nachdem man sie für die Wolle geschoren hatte und um nicht während des Winters die Ausgabe ihres Unterhalts zu haben.

Eines dieser Schafe warf an Martini, das am 11. November ist, Junge, und da die Mutter acht Tage nachher, um geschlachtet zu werden, verkauft worden war, konnte man ihre Frucht nicht mit ihr verkaufen und das Junge blieb mir. Ich gab ihm Kuhmilch in meiner hohlen Hand, und ernährte es, wie man ein Kind ernährt, dessen Mutter keine Milch mehr hat. Dieses arme kleine Thier schloß sich an mich, wie ein Mensch, an. War es nicht um mich im Stall, im Hof oder in dem Garten, so blöckte es immer dergestalt, daß ich, um

es zum Schweigen zu bringen, genöthigt war, es mit mir in die Küche treten zu lassen, wo es sich neben dem Hund, zwischen seinen Beinen, in der Nähe des Feuers niederlegte. Es war nur ruhig neben mir und dem Hunde. Auch der Hund hatte sich so sehr an es gewöhnt, daß er selbst in seinem Stall bellte, bis ich ihm das Lamm zugeführt hatte. Er machte ihm auf dem Stroh in seinem steinernen Stalle Platz, und diese beiden Thiere spielten oder schliefen zusammen, so daß es Freude und Mitleiden erregte, es anzusehen.

Soll ich es Ihnen gestehen, mein Herr? wenn mein Feuer unter der Asche bedeckt und meine Herrschaft ausgegangen war, ging auch ich oft in denselben Stall, setzte mich an seinem Eingang nieder, die Füße in der Sonne wärmend, und strickte meinen Strumpf, oder säumte meine Handtücher dort neben ihnen beiden. Der Mensch ist so sehr Thier, mein Herr, daß ich mich so zu sagen glücklich fühlte, mich da neben diesen beiden Thieren, welche mich liebten, zu fühlen. Ich hörte ihren Athemzug und fühlte ihre warmen Köpfe an meinem Hals. Kurz, mein Herr, ich bitte darum Gott sehr um Verzeihung, weil man sagt, man solle glauben, die Thiere haben keine Seele (und ich glaube, daß dieses die Metzger und Karrenbauern gesagt haben), aber in der That, wenn ich so recht in ihre Augen schaute, so glaubte ich im Hintergrund eine Seele zu erblicken, ganz wie in den meinigen, wenn ich mich im Spiegel besah. Nun, daran liegt nichts; der liebe Gott weiß, wie es sich damit verhält; das geht mich nichts an. Immer ist es so, daß dieser Hund und dieses Lamm meine Gesellschaft, meine Familie, meinen Trost für mich abgaben. Was wollen Sie? Man nimmt sein Gut da, wo man es findet!

89.

Ach, aber, sagte Genovefa, indem sie sich verbesserte, ich habe Ihnen nicht gesagt, wie der Hund sei.

— Das ist wahr, antwortete ich, saget es mir ein wenig; Ihr wisset ja, wie ich sie liebe.

— Nun gut, mein Herr, es war kein bürgerlicher Hund, wie der Ihrige, denn Sie wissen, daß es Hunde aller Stände, wie Menschen, gibt: Bettlerhunde, arbeitende Hunde, bürgerliche Hunde, Herrenhunde; das erkennt man am Fell bei ihnen, wie bei uns am Kleid, warum? Ich will es Ihnen nicht sagen, es ist ein Geheimniß, aber so ist es.

— Das beweist mir, Genovefa, daß Ihr die Thiere genau beobachtet habt. Gott hat welche für alle Stände geschaffen. Die Nahrung und Gewohnheit verändern nichts daran, sie sind, was sie sind. Ihr sehet einen edlen Hund bei einem Bauern, und einen Bauernhund bei einem Edelmann; sie täuschen sich darüber nicht unter einander, sie erkennen sich genau für das, was sie sind, und das um so mehr, da sie keine Kleider haben, um sich zu verkleiden. Sie sind stolz oder demüthig nach dem Rang; sie beneiden oder achten sich ganz, wie wir Menschen. Die ganze Natur ist aus derselben Masse geschaffen. Aber saget mir doch, wie der Eurige beschaffen war.

— Es war ein Hund, weder groß noch klein, weder stark noch mager; man rief ihm Loulou, weil er von jenem Geschlecht abstammte, welche man Wolfshunde nannte; seine Schnauze war ein wenig zugespitzt, das Auge grau und lebhaft, die Zähne kurz und weiß, die Lippen lächelnd, die Stimme mild und ein wenig klagend, wenn er an der Kette lag, zwei kleine, gerade stehende, spitze, immer aufgerichtete Ohren, welche er rechts und links kehrte, wie die Flügel einer Windmühle, um das Geräusch aufzufangen. Sein Schwanz, buschig wie der eines Fuchsen, war gerade und am Ende geschweift, aber das Gewicht seiner langen und dichten Seide bog ihn in der Mitte. Sein Haar war lang, fein, mild anzufühlen, wie Werg, welches vom Wollenkämmer gut gekämmt wird. Dieses

Haar war so weich und dicht, daß, wenn ich ihn hätschelte, meine Hand ganz hineinging, und daß, wenn ich sie zurückzog, die Stelle meiner Finger sich noch erkennen ließ, wie die Füße in der Wiese Spuren zurücklassen, wenn das Gras hoch ist. Ich habe Ihnen gesagt ein Bauernhund, aber dem bürgerlichen Hund sich nähernd, fast wie der des Herrn Pfarrers, welchen Sie da auf seinem Stuhl sehen.

90.

Obgleich das Haus sehr hart, die Frau sehr sparsam, der Herr sehr brutal, der Lohn gering und die Arbeit hart war, so leistete mir der Hund und das Lamm den Tag über im Stall oder im Hof, am Abend beim Wachen in der Küche Gesellschaft. Dieser Umgang fesselte mich an das Haus. Es schien mir, daß wir, sie und ich, Verwandte wären, und daß, wenn ich meine Herrin verlassen würde, diese Thiere ohne Jemand wären, welcher sie verstehe, und daß ich ohne Unterhaltung und ohne Freundschaft auf der Erde bliebe. Sie schienen durch Recht der Gewohnheit und Anhänglichkeit mir weit mehr anzugehören, als den Herren; ich hätte sie aber doch nicht stehlen wollen, denn sie aßen nicht mein Brod, sondern das des Hauses. Ob ich gleich nicht glücklich dort war, dachte ich doch nicht daran, wegzugehen; der Gedanke daran, auf immer von Lamm und vom Hunde Abschied zu nehmen, kam mir nicht einmal in den Sinn. Dieses hätte mir wie eine Einöde geschienen.

Das Lamm schlief mit dem Hund am Fuß meines Bettes. Das erheiterte mich so sehr, mein Herr, am Morgen beim Erwachen diese vier Augen zu sehen, welche mich freundlich anblickten. Und wenn ich dann aufgestanden war, so ging der Hund zu seiner Pflicht, an die Thüre des Hofes oder in seinen Stall, und das Lamm, welches mir von der Küche in den Stall, vom Stall zum Holzschopf, vom Holzschopf unter

das Dach, um die Leinwand auszuspannen, folgte, stieg hinter mir die Treppen auf und ab, und verließ mich so wenig als meine Holzschuhe.

Dem Hunde machte man seinen Lebensunterhalt nicht allzusehr streitig, weil er die Leinwand bewachte und die Beine und Ueberbleibsel verspeiste; aber das Lamm war dem Herrn und der Frau zuwider, weil es Heu, Brod und Gras fraß. Ich wurde oft wegen des Lamms gezankt; bald hatte es einen Salat angefressen, bald hatte es das Salz angenagt, bald ein Stück Brod aufgefressen. Die Frau sagte: „Man muß es scheeren und an Martini verkaufen; wir können nicht umsonst ein Thier ernähren, welches sich mit den Unsrigen fett macht, ohne uns irgend etwas abzuwerfen!“ Denn sehen Sie, die Sparsamkeit kannte bei jenen Leuten keine Rücksicht, kein Mitleid, sah und hörte nichts, erlaubte keine Wenn und keine Aber; Alles mußte Etwas einbringen. Hatte das arme Thier einmal seine Wolle gegeben, so hatte es nichts mehr zu geben als seine Zärtlichkeit und sein Vergnügen an mich, und das war bei meinem Lohn nicht ausbedungen.

91.

„Nun gut! sagte ich eines Tages zu der Frau, da das Lamm Ihnen wegen seines Unterhalts überlästig ist, will ich es mit Ihrer Erlaubniß von meinem Lohne erhalten. Ziehen Sie zwölf Franken von den sechsunddreißig Franken ab, welche Sie mir jährlich geben, und damit sei die Sache abgemacht. Sie werden die Wolle und ich die Freundschaft haben; so können wir Alle zufrieden sein.“ Herr und Frau zählten an ihren Fingern, fingen an zu lachen und sagten: Wir willigen ein. Ich hatte nur noch vierundzwanzig Franken, und das Lamm erhielt seine Nahrung mit mir, unten an der Bank, neben dem Hund. Alles ging gut, bis Martini des folgenden Jahres herankam.

Eines Abends, als ich ausgegangen war, um die Kuh zu melken, und als ich den Milchkübel an der Thüre des Stalls stehen gelassen hatte, um das Stroh auszubreiten, sieht dieser Feinschmecker von einem Lamm die noch ganz schäumende Milch vor sich, steckt den Kopf in den Kübel und fängt an zu trinken. Es trank vielleicht nicht für einen Heller, mein Herr, es schnüffelte bloß, aber plötzlich öffnet sich das gegenüberliegende Fenster der Frau, und sie schrie, als ob man ihr das Geld ihrer Börse getrunken hätte. Ich eile herzu, vertreibe das Lamm, bitte meine Herrschaft im Namen des Thiers um Verzeihung, sage, es sei meine Schuld, daß ich die Milch auf der Erde habe stehen lassen: aber Alles war umsonst. Der Haß beginnt aufs Neue gegen das Thier und gegen mich. Man belauerte uns wie zwei Diebe, man maß das Brod, man forderte Rechnung über den Abfall; man sagte, ich gebe dem Lamm den Abfall des Salats, welcher für die Kuh bestimmt sei; kurz, ich hatte keine Ruhe mehr! Ich weinte öfters darüber, während ich das arme Thier liebkoste, welches es zu verstehen schien, und das mich ganz traurig, seinen Kopf auf meiner Schürze und seine schönen so milden Augen auf die meinigen gerichtet, ansah.

92.

Martini rückte immer näher heran. Herr und Frau hörten nicht auf zu klagen, daß ich die Interessen der Herrschaft gegen die Interessen der Thiere vernachlässige, daß ich ein zu gutes Herz habe, daß ich mich durch den Hund und das Lamm leiten lasse; daß man den einen den ganzen Tag an die Kette legen, und das andere vor Beendigung der Marktzeit verkaufen müsse, da man nachher nichts mehr dafür bekommen oder daran verlieren würde. Ich schlug vor, es für mich zu kaufen, und meinen ganzen Jahreslohn für meinen armen Freund abzutreten. Aber man sagte, das wäre noch immer ein schlech-

ter Handel, da ich das Lamm im Garten und in der Küche Unordnungen anrichten lasse. Sie machten alsdann eine Verschwörung. Ich schaudere noch jetzt, es Ihnen zu sagen.

93.

An einem Samstag Abend, als ich nach Beendigung der Hausgeschäft in Ruhe beschäftigt war, meine Strümpfe in meinem oberen Zimmer zu flicken, und als ich das Lamm und den Hund neben einander im Stall in der Sonne liegend ohne schlimme Ahnung verlassen hatte, höre ich plötzlich einen großen Lärmen unter meinem Fenster, Schritte, welche eilen, das Lamm, welches blöckt, den Hund, welcher bellt und mit den Zähnen grinst. Ich lasse meine Arbeit fallen, öffne das Fenster und — was sehe ich? ... Ich sehe einen Mann mit bloßen Armen, mit einer an seinem Gürtel aufgeschlagenen Schürze und einem großen Messer in der rechten Hand, welcher mit der linken Hand das Lamm am Halse packt, um es aus dem Stalle des Hundes, welcher seinen Freund mit der Stimme und den Zähnen vertheidigte, zu ziehen! Ich stoße einen Schrei aus, um den Metzgerjungen abzuhalten, aber er hört nicht auf mich, und wüthend über den Biß, welchen ihm der Hund beigebracht hatte, stößt er sein Messer in den Hals des Lammes, unter meinen Augen und trotz meinen Zeichen und meinem Geschrei! Ach! mein Herr, mir schien es, als ob ein Verbrechen begangen und ein Christ geopfert würde.

Da jedoch der Mann auf den Rücken geworfen worden war und das Messer im Hals des armen Thieres gelassen hatte, sprangen der Hund und das Lamm über seinen Körper weg, und hatten sich instinktmäßig in die Küche gestürzt, deren Thüre offen stand, um ganz natürlich bei mir eine Zufluchtsstätte zu suchen. Sie stiegen beide, der eine kläffend, das andere röchelnd, die hölzerne Treppe herauf, und warfen sich

unter das Bett, zu meinen Füßen, als wollten sie sich vor ihrem Mörder flüchten. Arme Thiere! Man mußte sehen, wie sie mich anblickten und wie sie meinen Schutz anzuflehen schienen! Ich warf mich selbst unter das Bett, um das Messer aus dem Halse des Lammes zu ziehen; es hielt mir von selbst den Kopf hin und ließ mich machen, als ob es verstanden hätte, daß ich ihm Erleichterung schaffen und nicht den Tod bringen wolle. Aber kaum hatte ich die Klinge herausgezogen, als das Blut in größeren Strömen auf meine Hände floß und es in meinen Armen verschied! Der Hund zitterte vor Schmerz, als hätte er gebebt, seinen Begleiter schlachten zu sehen, und als ob er denselben Schrecken wie ich vor dem Tod und dem Blut gehabt hätte! Ich weinte selbst wie er, das Lamm lag todt auf meinen Knieen, der Hund heulte zu meinen Füßen, und ich mengte meine Thränen zu dem Blut des Lammes, meine Klagen zu denen des Hundes. Ach, mein Herr, ich hatte nie ein Verbrechen gesehen; aber dieses ließ mich die übrigen begreifen, und konnte sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen.

Ich machte der Herrschaft keine Vorwürfe. Ich sagte mir: „sie sind Herren von dem, was ihnen gehört; der Leichnam des Thieres gehört ihnen, aber seine Freundschaft gehört mir! Warum es mir mit Verrath wegnehmen? Wir wollen fortgehen.“ Ich umarmte den Hund; beklagte ihn, daß er in einem so harten Dienst zurückbleiben müsse, aber ich konnte es selbst nicht länger mehr in diesem Hause aushalten, weil ich immer diese Schreckensscene, diesen Mord und dieses Blut vor den Augen, in meinem Zimmer gehabt hätte, und dann weil mich der Mord meines armen Schlafbegleiters und Gesellschafters im Garten so sehr alterirt hatte, daß ich lange die Küche nicht besorgen, noch ein Stück rohen Fleisches, ohne eine Ohnmacht zu bekommen, hätte berühren können. Mit diesem Schlag hatte ich meinen Stand verloren. Ich nahm

meinen Lohn von drei Jahren, mein Packet unter dem Arm, und reiste von Tarare ab, ohne noch zu wissen, wo ich mein Haupt niederlegen sollte. Ich konnte mich in keinem bürgerlichen Hause mehr anbieten, um der ganzen Haushaltung vorzustehen, da mir die Küche widerstand, so daß sie mich sogar ohnmächtig machte. Ich sagte mir: „Ich will in die Dauphiné zurückkehren, und versuchen mein Brod als Taglöhnerin bald da, bald dort in der Umgegend von Voiron zu verdienen. Vielleicht ist der Fehler, dessen man mich anklagte, vergessen, vielleicht nehmen mich brave Leute auf, um Kinder oder Seidenwürmer zu pflegen, oder um die Leinwand auseinanderzuziehen und zu bleichen.“

94.

Nach Bezahlung meines Unterhaltes blieb mir von meinem Lohn von drei Jahren nur eine Börse von zwölf Thalern in einem Strumpf und einige Kleidungsstücke. Ein Wagen eines Geflügelhändlers, welcher Kastanien nach Lyon führte, und dessen Besitzer ich kannte, nahm mich auf dem Wege auf und erlaubte mir einzusteigen und mich auf seine Säcke gegen ein Stück Geld, das ich ihm gab, zu setzen. Der Schnee durchnäßte mich, die Kälte theilte sich meinem Körper mit, und als ich in Lyon ankam, mußte man mich an der Thüre des Hospitals absetzen. Die Nonnen nahmen mich hier auf und pflegten mich treulich. Ich schloß Freundschaft mit zweien von ihnen, welche in dem Frauensaal Dienste leisteten. Das erschien mir so schön und so gut, mein Herr, auf diese Weise Jedermann zu bedienen, sei er nun bekannt oder unbekannt, reinlich oder Ekel erregend, ohne etwas von ihm zu fordern; indem man ihm im Gegentheil gehorchte, und für einen Lohn, welchen man nur vom Herrn Aller im Himmel zu erwarten hat! Mein Gott, wie beneidete ich sie! Ich fragte sie, ob ich nicht thun könnte wie sie, da ich auch eine Magd sei. Sie

antworteten mir mit Ja, aber es sei nöthig, ein gutes Zeugniß und eine kleine Mitgift zu haben, um in ein Kloster einzutreten, von welchem aus man mich dann wie sie in ein Hospital schicken würde. Mein Zeugniß? Es wäre nicht gut ausgefallen. Ein Kloster? Man hätte mich gefragt: woher kommt Ihr? Und was bringt Ihr? Eine Mitgift? Ich hatte nur meine dreiunddreißig Franken und meine Schürze, in welche meine Hemden eingewickelt waren.

Doch ich täusche mich, mein Herr, ich glaubte dieses zu besitzen; ich besaß es nicht mehr. Eine böse Frau, welche sich von den Leiden des Gefängnisses erholte, und die in dem an meines anstoßenden Bette lag, hatte mir gesagt: „Trauet nicht; man weiß nicht, neben Wem man in diesen Herbergen des lieben Gottes liegt. Ich weiß nicht, ob Ihr eine Börse habt; aber, wenn Ihr eine habt, so versteckt sie gut.“ Ich glaubte, mein Herr, sie sei wirklich für mich besorgt, aber sie sprach in schlimmer Absicht; sie wollte wissen, ob ich Geld besitze. Ich zog aus meinem Pack den Strumpf, in welchen ich meine dreiunddreißig Franken gelegt hatte, und versteckte ihn vor ihr unter meinem Kopfpfühl; aber das Fieber packte mich so gewaltig, daß ich nicht mehr an meine kleine Ersparniß dachte.

Diese Frau verließ das Hospital während meiner Krankheit, und als ich selbst austrat, hatte ich nichts mehr! Sie hatte mich während meines Fiebers bestohlen. Ich hatte nur noch zwei Zwölfsous-Stücke in der Tasche meiner Schürze! Welche verzweifelte Lage, also in mein Ort nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren zurückzukehren, und meiner Familie solche Schande zu bereiten! Ich konnte mich hiezu nicht entschließen und kaufte mir Brod; ich fragte die Leute, welche mir begegneten, nach meinem Weg, und kam langsam durch die Dörfer nach Crémieux, Bourgoing, Latour-du-Pin. Ueberall suchte ich einen Platz, und überall erhielt ich eine abschlägige Antwort. Ich lebte ungefähr vierzehn Tage auf

der Heerstraße, verkaufte von meiner armen Habe eine nach der andern, um mein Nachtlager und mein Brod in den Wirthshäusern der Vorstädte oder der Dörfer zu bezahlen; aber es war gerade die schlechte Jahreszeit; es gab für ein armes Mädchen wie ich weder Seidengespinnste zu besorgen, noch Heu zu wenden, noch Seide zu haspeln, noch Getreide zu reinigen. Umsonst ging ich von Thüre zu Thüre rings in meinem Heimathlande umher; man sagte: „Wir haben keine Arbeit", oder auch: „dieses Mädchen hat keine Papiere", oder gar: „sie sieht kränklich aus, sie würde uns auf dem Halse bleiben; wir wollen sie nicht nehmen; wir haben an unsern Kindern und Greisen genug." Der Schnee und das Eis bedeckten die Straßen.

95.

Am Ende, mein Herr, blieben mir nur die Kleider übrig, welche ich auf dem Leibe trug, und die bereits abgenutzt waren und sich nicht mehr ausbessern lassen wollten. Meine Schuhe hielten mir nicht mehr am Fuß, meine Strümpfe ließen meine Füße durchsehen; ich glich einer jener Landstreicherinnen, welche in ihren Sommerkleidern in die Gefängnisse oder Hospitäler kamen, und die im Monat Dezember mit einem zitzenen Kleid, einem Strohhut gegen die Hitze, und mit feinen, mit seidenen Bändern geknüpften Schuhen, um auf dem Gras oder im Staube zu gehen, herauskommen. Wenn ich mich im Vorbeigehen in den Gläsern der niedern Häuserfenster besah, erschrack ich vor mir selbst und mußte Mitleiden mit mir haben. Ich sagte bei mir: „Wer möchte jemals eine solche Bettlerinn in seinem Hause aufnehmen?"

Ach, mein Herr, ich mußte wohl zur Bettlerin werden. Ja, mein Herr, ich erröthe nicht, es zu sagen, ich streckte die Hand bittflehend aus, doch nicht lange, aber ich streckte die Hand aus.

— Arme Genovefa, rief ich aus, wie! So weit kam es mit Euch, daß Ihr an den Thüren anklopfen, und um Brod und um ein Unterkommen für die Nacht betteln mußtet? Ach, Ihr habt Euer Almosen seither reichlich heimbezahlt!

96.

— Ja, mein Herr, sagte sie mir, indem sie ihren Kopf mit mehr Stolz, als sie bisher in ihrer Haltung gezeigt hatte, aufrichtete; ich entschloß mich, lieber zu betteln als nach Voiron zurückzukehren und meine ältere Schwester, meine Nichten und meine reichen Neffen zu beschämen. Ich zog diese nur mich angehende Schande der Schande vor, welche ich auf die ganze Familie geladen hätte. Als ich z. B. einmal nichts mehr in der Tasche hatte, und keine Hoffnung auf einen Platz sich zeigte, vermied ich die größeren Ortschaften und die Heerstraßen und sagte mir: „Es ist besser, die Seitenwege einzuschlagen; man wird dich nicht sehen und ich ziehe es vor, meinen Lebensunterhalt von armen Landleuten, an den Thüren vereinzelter Häuser zu erbetteln, als von Reichen und Kaufleuten der Städte. Wo mehr Elend zu Hause ist, herrscht auch mehr Mitleiden und weniger Beschämung.“ Das lautet freilich auffallend, aber so ist es doch. Man wäre versucht zu glauben, daß die Reichen denken: „Bah! wir werden nie so tief fallen“, und daß die Armen denken: „Ach, wir können uns schon morgen in einer ähnlichen Lage befinden!“ Deßwegen verstehen diese auch besser das Wort Gottes, wie Sie wissen: „Was Du willst, daß Dir die Leute thun, thue ihnen auch.“ Und dann habe ich immer bemerkt, daß das Elend das Herz öffnet, während es der Reichthum verhärtet. Natürlich gilt das nicht für Alle; denn es gibt Reiche des lieben Gottes, so gut als es Arme des lieben Gottes gibt; Jenen macht es ebenso viel Vergnügen zu geben, als den Armen zu empfangen. Aber man stößt nicht immer auf die Thüre eines

barmherzigen Samariters. Wenn man einmal sich bücken muß, so geschieht es besser unter den kleinen als unter den großen Thüren. Und dann schämen sich die Elenden nicht des Elendes. Bei ihnen findet sich nicht immer Brod, aber niemals Beschämung. Ich sagte darum zu mir: „Gehe nur auf Feldwegen und spreche nur in armen Hütten ein“, und ich befand mich auch dabei besser.

97.

Sie werden mich fragen: „Aber wohin ginget Ihr, Genovefa?“ Ach, mein Herr, ich erwarte wohl diese Frage. Nun gut! so gewiß als ich auf den Himmel hoffe, stellte ich mir selbst diese Frage und konnte mir darauf keine bestimmte Antwort geben. In meiner Unentschiedenheit näherte ich mich aber immer mehr jener Gebirgskette der Chartreuse zwischen Voiron und Saint-Laurent; sei es, daß der Instinkt, welcher den Hasen zum Lager, von welchem er ausging, zurückführt, mich mir selbst unbewußt um das Land meiner Jugend und meiner Liebe herumkreisen ließ, oder daß ich eine unbestimmte Ahnung hatte, daß ich höher auf dem Gebirge, das auch dem Himmel näher ist, mehr Mitleiden finden würde, oder daß mein guter Engel, ohne daß ich ihn sah, mich zur Zufluchtsstätte meines Glückes an der Hand führte.

98.

Es war traurig und schrecklich mich anzusehen, so sehr war mein Rock, meine Strümpfe, mein Halstuch, meine mit Bindfaden an die Füße gehaltenen Schuhe mit dem Straßenkoth bedeckt, vom Regen und Schnee durchnäßt, von den Kieselsteinen und Dornen der Fußwege und Felder zerrissen. Gleichwohl, mein Herr, fand ich gute Aufnahme in allen Sennhütten, welche ich am Abend rauchen sah, und an denen ich anklopfte, um nur die Ueberreste des Roggenbrods und ein

wenig Stroh oder Heu in einer Ecke für die Nacht zu erbitten. Man hieß mich zum Feuer treten, und gab mir oft zu meinem Brod ein wenig Milch, Butter oder Honig. Man legte mich gewöhnlich in den Kuhstall, in welchem es so warm ist, in dem so ein guter Geruch sich verbreitet und in dem man durch das friedliche Wiederkäuen der Thiere Unterhaltung findet. Wenn ich noch zu sehr durchnäßt oder ermattet war, um meine Weiterreise anzutreten, sagte man zu mir: „Bleibt so lang Ihr wollt, arme Frau, Ihr bringt unserm Viehstande Glück; wir haben dem Elend niemals unsere Thüre verschlossen. Man weiß nicht, ob man nicht seiner Vorsehung und seinem Glück den Eintritt ins Haus damit verwehren würde."

Aber ich machte davon, mein Herr, keinen Mißbrauch, und so oft mich meine armen Beine weiter tragen konnten, so dankte ich verbindlich der Hausfrau, lehrte die kleinen Kinder dieses oder jenes Sprüchlein, und ging wo anders hin, um nicht allzulange demselben Hause zur Last zu fallen. Man sagte: „Sie ist eine Wallfahrterin, welche dem heiligen Bruno ein Gelübde abgelegt haben wird, und die es jetzt in der harten Jahreszeit erfüllt;" aber das war Alles, was man mir darüber sagte. Der Landmann ist nicht neugierig mein Herr. Jeder macht sich seine Gedanken, sagt man, und die Geheimnisse Anderer sind nicht die meinigen.

99.

Kurz, mein Herr, mein Leben wäre eben nicht hart gewesen, wenn ich nicht jeden Tag neue Gesichter gesehen hätte, und wenn die Jahreszeit nicht so rauh gewesen wäre. Aber wir waren bereits zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfeste; je höher ich hinaufkam, desto mehr legte sich das Eis, der Schnee und der Nebel wie ein weißes Oel an die Tannenäster. Sie bedeckten die Erde mit einem Leichentuche, so daß sich alle Thäler, alle Berge, alle Felder und alle Wege

ähnlich sahen. Ich erkannte die Felder nur an den Fußtritten, welche die kleinen Vögel, die Rehe und Hasen mit ihren Pfoten über dem Mantel der grünen Kornfelder eindrückten; ich fand die Fußwege nur an den ungleichen und tiefen Einschnitten, welche der sichere Fuß der Maulthiere im Schnee zurückläßt, so lange der Wind, welcher ihn bei der Nacht übereggt, sie nicht ganz verwischt hat. Hie und da täuschte ich mich, und verlor mich zur Hälfte in diesen weißen Staub, welcher die Schluchten ausfüllte; aber die Aeste der Hülsen und Dornbüsche, welche hervorragten, hielten mich zurück, und, Gott sei es gedankt, es begegnete mir kein anderes Unglück als das, daß ich meine beiden Schuhe verlor. „Nun gut, sagte ich zu mir, als ich mich wieder erhob, Du bist baarfuß geboren, nicht wahr? Du kannst gut so leben.“ Und ich faßte wieder Muth, indem ich mir sagte: „Der Schnee wird wieder schmelzen, und nachdem Du baarfuß auf dem Schnee gegangen bist, wirst Du baarfuß auf dem weichen Gras und über die Blüten des Frühlings gehen. So ist einmal das Leben; man muß es so annehmen, wie es der liebe Gott gemacht hat; daran seine Ausstellungen zu machen, dient nur dazu, um böses Blut zu machen; es ist besser, nach oben, als nach seinen Füßen zu sehen; man sieht doch wenigstens hie und da die Sonne oder einen Stern; also wohlgemuth!“ Und ich ging weiter, mein Herr.

— Gute Genovefa, sagte ich zu ihr, welche Entsagung und welchen Muth zeigtet ihr doch! Und ich hielt inne, um sie mit Bewunderung anzusehen, während ich von den Worten dieses heiligen Mädchens ganz gerührt war. Sie schlug die Augen nieder und schwieg, und vollendete ihre Erzählung erst am folgenden Tage, als die Abendglocke läutete.

100.

Eines Tages jedoch ging es mir hinderlich. Doch nein,

das kann ich nicht sagen; aber beinahe wäre es mir schlimm gegangen. Und wenn ich da auch gestorben wäre, so hätte ich gleichwohl ein schönes Leichentuch erhalten. Die Geschichte ist folgende, mein Herr.

Bei einer schönen Wintersonne hatte ich eine hoch, sehr hoch gelegene Sennhütte im Gebirge verlassen, und ich stieg noch, ohne zu wissen wohin, weiter hinauf zwischen den durch Waldströme von einander getrennten Schluchten; ich setzte über die Ströme, ohne sie zu sehen, da sie mit einer Eisrinde bedeckt waren, und da die Lawinen sich bei ihrem Sturz über sie hingebettet hatten. Man hatte mir gesagt, es gebe auf der Seite Savoyens viele Sennhütten, und die Leute darin seien freundlich und gefällig. Ich dachte, daß ich hier mein Brod verdienen könne, indem ich schwarze Wolle spinne oder Hanf während des Winters abbaste. Ich ging also baarfuß mit Vertrauen zu Gott und mit Hoffnung, daß hier mein Bettlerleben sein Ende erreichen würde; denn ich schämte mich immer sehr, fremdes Brod, ohne es zu verdienen, gleich einem herrenlosen Hunde, zu essen.

Es war schon drei oder vier Uhr Mittags; so las ich an der Sonne, welche ich von Zeit zu Zeit mitten durch die tief gesenkten, schweren und grauen Wolken hindurchsah, welche wie scheue Heerden, von starkem Winde gejagt dahineilten. Die Berge krachten wie ein warmes Brod, dessen Rinde man entzweireißt; die Tannen pfiffen, neigten sich, brachen hie und da, und stürzten, die Wurzeln in der Luft, die Gipfel unten, mit Lawinen von Schnee und Steinen in die Tiefen der Schluchten, deren Boden ich nicht einmal anzusehen wagte. Ich stieg immer am Abhang von Untiefen hinauf, hielt mich an den eisigen Aesten gegen den Wind, welcher mir meinen Hut, meine Haube und meinen Kamm entführt hatte, welcher meine Haare in mein blutendes Gesicht trieb, und welcher mir meinen Rock zu nehmen und mich, nackt wie die Hand, in dieses schäu-

mende Meer vom Schnee stürzen zu wollen schien. Ich schrie, aber ich hörte nicht meine eigene Stimme, so sehr trug der Sturm den Ton, sobald er von den Lippen kam, davon; er war so stark, mein Herr, daß er mir die Augenwimpern umkehrte. Zugleich nahm dieser Wind solche Schneemassen mit sich, um sie hernach wieder fallen zu lassen, daß der Himmel, die Erde, die Luft, das Licht und der Schnee sich mit einander verbanden, um nur noch ein einziges, halb durchsichtiges, halb finsteres, halb erstickendes, halb athembares Element zu bilden, durch welches ich mich mit vorgestreckten Armen hindurcharbeitete, wie wenn ich unter das Dach oder in den Keller ohne Licht tappend gehe. Von Zeit zu Zeit war die Nacht finsterer; ich ging aus Furcht vor den Abgründen nicht mehr weiter; ich setzte mich auf den Schnee, welchen der Wind von Minute zu Minute, höher als ich, aufhäufte, wie man sagt, daß die Flut unmerklich am Sand des Meeres aufsteigt, um die Menschen, welche nicht zu rechter Zeit das Ufer gewannen, zu begraben. Ich erwartete meine letzte Stunde und betete leise zu dem lieben Gott. Ich hatte nicht Angst vor dem Tod, mein Herr, aber ich hatte Angst, hier am folgenden Tag von den Wölfen ausgegraben zu werden, welche meine Kleider zerreißen und meine armen nackten Glieder auf den Fußwegen für die Blicke der Vorübergehenden bloß stellen könnten! Und doch fühlte ich mitten unter meiner Angst und meinem Zittern den Schlaf sich einstellen, und ich ließ von Zeit zu Zeit meinen Kopf auf den Schnee wie auf ein Kissen hinfallen. Die Kälte des mit Schnee vermischten Regens, welcher mir auf die Stirne fiel, weckte mich auf; ich setzte mich hin und fragte mich: Wo bist Du?

101.

Ach, mein Herr, ich war nicht weit von der Hülfe entfernt, aber der Wind, der Staub, das Geräusch waren so heftig und die Nacht so finster, daß man mich weder sehen

noch hören konnte. Zudem schrie ich schon lange nicht mehr. Der Südwind hatte sich ein wenig gelegt, der Schnee war lau und schmolz unter meinen Füßen, die Wolken eilten nicht mehr so tief und so schnell dahin, sie ließen große blaue und schwarze Zwischenräume am Himmel, an welchem ich Sterne sah, welche zu laufen schienen, als ob Gott ihnen gerufen hätte, wie ich meinen Hennen rufe, welche zur Stunde, wo ich ihnen das Futter vorwerfe, herbeieilen. Die Nacht mußte weit vorangeschritten sein; ich glaube, daß es gerne zwei oder drei Uhr Morgens war. Ich hatte, ohne es zu bemerken, fast die Hälfte dieser Nacht gefroren, gebetet oder geträumt. Ach, welch eine Nacht! Doch werden Sie nicht unruhig, mein Herr, ich will Ihnen das Ende von aller dieser Noth erzählen.

102

Ich stellte mich wieder auf meine erstarrten Beine und fühlte meine Füße nicht mehr, so sehr waren sie erfroren. Ich sah nichts, es war zu finster, aber als ich wie einer, der den Fall einer Schneeflocke auf diesen stummen Teppich der Berge gehört hätte, aufmerkte, hörte ich plötzlich und ganz nahe bei mir das langsame und dumpfe Brüllen einer Kuh, welcher der Schrei eines eingeschlafenen Hahns antwortet, welcher wahrscheinlich im Schlaf schrie oder den Glanz eines Sterns für den ersten Strahl des Morgens nahm.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich fühlte, als ich die Kuh und den Hahn hörte, mein Herr; ich sagte mir: „Hier wohnt ein Mensch.“ Es schien mir, als ob man mich aus der Tiefe eines Baches ziehe, in welchem ich ertrunken wäre, und als ob man mich in den Palast und in das Bett einer Königin brächte. Vor Rührung fiel ich rückwärts, dann stand ich wieder auf, um mich auf die Kniee zu werfen und Gott zu danken, und horchte aufs Neue. Der Hahn rief noch einmal, als hätte er mich herbeirufen wollen, und die Kuh brüllte

noch einmal schwächer aus der Tiefe ihres Stalls heraus. Ich ging dem Ton nach vorsichtig weiter; ich sah bald einen schwarzen Fleck von Tannen auf der abschüssigen Seite eines Hügels und den Schatten eines Hauses und einer Scheune auf der weißen Leinwand des Schnees, welcher die ganze übrige Erde bedeckte. In wenigen Minuten befand ich mich in einem etwas von den Sternen erleuchteten Hof, in welchem ein Brunnen, eine Miste, Karren, Ochsenjoche, an die Wand gelehnte Eggen und eine tannenholzene Treppe waren, welche vom Hof zum Zimmer führte. Ich sah kein Feuer an der Fensterscheibe, ich hörte weder Stimme noch Hauch, noch Holzschuh im Hause; ich wagte nicht zu rufen, aus Furcht, man könnte mich für einen Geist oder für eine Diebin halten. Draußen konnte ich auch nicht bleiben, ohne vor Kälte und Angst während der übrigen Nacht zu sterben. Ich war sehr keck, mein Herr; ich setzte voraus, daß ein Stall da sein müsse, weil ich eine Kuh gehört hatte; ich tappte mit meinen Händen an den Wänden des Hauses herum, bis ich eine Thüre fand; sie war, wie gewöhnlich im Gebirge, nur mit einem hölzernen Pflock, welcher durch einen Bindfaden festgebunden war, und welchen man in ein anderes Stück durchbohrtes Holz steckt, wie einen Pfropf in den Hals einer Flasche. Ich zog den Pflock zurück, stieß die Thüre auf, schloß sie ohne Lärm wieder hinter mir, und befand mich in einem Stalle, wo ich am Lärmen erkannte, daß mehre Thiere da seien, und wo es so warm war als in dem Saal des Herrn Pfarrers, wenn ich seinen Ofen einheizte, damit er in Ruhe sein Brevier lese.

Die Kühe standen nicht einmal auf; ich hörte nur den Klang von zwei oder drei Glocken, welche sie am Hals hatten, und mit denen sie beim Aufrichten des Kopfes schellten, da sie wissen wollten, wer so frühe schon in ihren Stall hereintrete.

103.

Das Obdach, die Wärme und der gute Geruch des Kuh-

stalles, in welchem die Thiere auf einem reinlich gewaschenen und jeden Tag gefegten Bretterboden schliefen, wie es in diesen Bergen, wie in denen der Schweiz und des Jura Sitte ist, belebten mich in wenig Augenblicken besser, als es ein helles Holzfeuer wie das unserige vermocht hätte, und gaben mir Gefühl und Gedanken zurück. Tappend ging ich weiter und hatte nur die wenigen Strahlen, welche vom Monde durch eine Oeffnung hereinfielen und die Augen der unruhigen Kühe, welche in der Finsterniß wie Sterne glänzten, zur Leuchte. Ich ging dann bis zur Rückseite des Stalles, wo es noch wärmer war als an der Thür, ich nahm einen Bund trockenen Heus aus der Raufe und legte mich ganz zitternd und vom geschmolzenen Schnee ganz durchnäßt darauf, neben eine prächtige schwarze Kuh, welche mir in ihrem Gehefte Platz machte, und die mich mit ihrem Athem erwärmte, während sie die Unbekannte, welche mit ihr die Lagerstätte theilte, vor Schrecken beschnüffelte. Ich schmeichelte ihr ganz leise mit der Stimme und mit der Hand, in wenig Augenblicken war sie schon an mich gewöhnt und kaute so friedlich wieder, als ob ich die Milchnerin oder die Stallmagd gewesen wäre. Das Heu, in welches ich meine Füße, Hände und meinen Kopf wie in ein rohhanfenes Handtuch einhüllte, welches vom Webstuhl ungebleicht gerade weggekommen wäre, die laue Luft, der Athem der Kühe trockneten mich schnell von der Feuchtigkeit des Sturmes. Mein Körper erwärmte sich bei der Kuh wie bei einem guten Ofen, welchen man seinen feurigen Athem einziehen hört. Ich fühlte mich wie in einer Krippe, welche mir der liebe Gott auf den Spitzen des Gebirges erbaut hätte, wie jene Krippe, in welche sich die heilige Jungfrau ihrer Zeit, als sie nach Aegypten ging, geflüchtet hatte. Diese Erinnerung, welche mir in diesem Augenblick im Kopf aufstieg, benahm mir alle Beschämung, die Hälfte ihres Platzes von einer Kuh erbetteln zu müssen. Ich sagte mir: „Ei! wenn die Magd Gottes sich nicht schämte

in einem Stall, worüber solltest Du Dich schämen?" Am Ende schlief ich bei den letzten Windschlägen, welche die Läden des Stalles und der Graupeln, welche an die Fenster schlugen, bewegte, ruhig ein.

104.

Als ich erwachte, schien es mir, als ob ich meine volle Nachtruhe genossen hätte, so frisch, aufgeräumt und munter fühlte ich mich in allen meinen Gliedern. Gleichwohl drang kaum erst ein kleiner Streifen des Morgenlichtes in den Stall durch die Ladenöffnungen und die Ritze zwischen der Schwelle und der Thüre. Ich erblickte einen schönen Stall, dessen Wände so weiß waren als das Kalkwasser, und dessen Fußboden mit großen, nicht abgeschälten tannenen Blöcken belegt war, zwischen denen das Gras und das Stroh des vollen Heuvorraths hindurchdrangen. Man sah auf dem hell schimmernden buchenen Boden in der Ecke goldgelbe tannene Eimer, Schöpfkessel, Butterdosen, um Butter zu machen, von demselben Holze, und Reihen von irdenen lackirten Häfen, die einen tief, die andern breit und mit großen Mündungen, wie auf der Erde ausgebreitete Blätter, um die Milch sich ausdehnen und ruhen zu lassen, nachdem man sie gemolken hat, und um den Rahm desto leichter mit einem ahornen Schaumlöffel zu schäumen. Es waren neun schöne Kühe, sowohl kleine als große von allen Haararten in ihren Abtheilungen. Sie waren blond, schwarz, weiß, gefleckt, ganz fett, das Haar glänzend und der Schweif so gut gekämmt, als ob sie aus dem hohen blühenden Gras hervorkämen. Man hatte ihnen sogar ihren Halsriemen und ihr Glockenspiel um den Hals gelassen, weil sein Klang ihnen im Winter im Stall die Langweile vertreibt, indem er sie an die Wiesen erinnert.

105.

Während ich also die Kühe, die Krüge, das Stroh, das

Heu und die Kübel mit Bewunderung betrachtete, fühlte ich mich von Hunger und Durst sehr geplagt. Es stand zwar wohl Milch da, welche in einem großen, flachen, irdenen Gefäß ganz neben mir aufbewahrt war: aber ich wagte nicht, damit meine Lippen oder nur die Spitze meiner Finger zu benetzen, ohne mir dazu von der Herrschaft die Erlaubniß auszubitten. „Es ist schon genug, sagte ich mir, daß ich bei ihnen einen Platz neben ihren Kühen und die Wärme ihres Stalles entlehne, ohne daß ich ihnen noch die Milch aus ihren Eimern stehle.“ Ich wäre, glaube ich, gestorben, ehe ich die Milch berührt oder auch nur darnach lüstern gewesen wäre. Ich drehte den Kopf nach einer andern Seite, um die Versuchung nicht zu sehen. Ich sagte mir: „Wenn sie aufgestanden sein werden, werden sie mir wohl ein Stück Brod und Wasser aus ihrem Brunnen geben, ehe sie mir den Weg zu einem Dorf oder zu einer andern Sennhütte weisen.“ Gleichwohl, mein Herr, als ich plötzlich daran dachte, daß ich weder ein Tuch um den Hals, noch eine Haube über meinen Haaren, noch Schuhe an den Füßen habe, und als ich meinen zerrissenen und vom Straßenkoth besudelten Rock, dessen Enden einem Straßenbesen glichen, betrachtete, empfand ich eine so große Schande und Angst im Gedanken an das, was man von mir halten würde, wenn man mich so erblicke, daß ich im Begriff stand, ohne gegessen und getrunken zu haben, mich aus dem Staub zu machen, damit man mich nicht sehe.

Aber im Augenblick, als ich mit mir selbst noch zu Rathe ging und schon von dem Strohlager mich erhob, um zu fliehen, hörte ich Holzschuhe, welche, die einen schwer, die andern leicht, die äußere Treppe des Hauses herabkamen. Die Stallthüre öffnete sich und zwei Frauen, die im Gespräch mit einander waren, traten herein. Die eine war ein ganz kleines Bauernmädchen von höchstens ungefähr sechszehn Jahren; die andere war eine schöne junge Frau, welche die Herrin

der andern zu sein schien und welche ungefähr dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt sein mochte. Wenn sie sich gleich gerade hielt, und noch leichten Fußes einherschritt, war sie doch in guter Hoffnung; ihr Rock ging vornen nicht ganz bis zum Knöchel hinab, und man sah daran, daß sie schon am Ende des neunten Monats ihrer Schwangerschaft sei.

Als ich diese beiden Gesichter im Lichte neben der Thüre im Augenblick erscheinen sah, wo ich den Entschluß gefaßt hatte, zu fliehen, hatte ich nur Zeit, den Kopf ein wenig zu senken und mich im hintersten Raum des Stalls hinter der schwarzen Kuh zu verbergen. Ich dachte, sie werde die letzte sein, welche die Frauen melken würden, und so werde ich, ehe ich mich ihnen zeige, Zeit haben, meine Haare ein wenig in Ordnung zu bringen und beim Gespräch mit ihnen meine Füße in dem Strohlager zu verstecken. — „Claudine“, sagte die Herrin mit klarer, sanfter und etwas angestrengter Stimme, wie die Stimme schwangerer Frauen häufig ist, „Du hast also gestern Abend, als Du den Kühen ihr Lager bereitet hast, den Pflock nicht in den Splint gesteckt, da er außen an der Schnur hing, als wir herabkamen? — „Doch, unsere Herrin“, antwortete das junge Mädchen, „aber wahrscheinlich hat der heftige Wind in dieser Nacht die Thüre erschüttert und die Klinke herausfallen lassen.“ Denken Sie, wie es mir zu Muthe war, da ich so nahe daran war entdeckt zu werden ob einem Einbruch! Ich athmete nicht mehr.

Sie redeten noch einen Augenblick lang von Diesem und Jenem, während sie das Lager zurechtmachten und die Milch abrahmten. Dann stellte die Stallmagd einen drei Fuß hohen Schemmel vor die erste Kuh, begann sie in einen weißen hölzernen Kübel zu melken, während die schöne junge Hausfrau, welche sich wegen ihrer Schwangerschaft nicht bücken konnte, gegen die Thüre gelehnt war, beide Hände über ihre Schürze gekreuzt, plaudernd und lachend mit dem kleinen Mädchen.

Ich hätte die Hälfte meines Lebens gegeben, wenn ich mich hätte unter die Erde verkriechen können. Es kam mir der Gedanke, mich im Stroh unter der Krippe zu verstecken; aber ich sagte mir: Das wird Lärm machen und die hölzerne Gabel wird Dich entdecken. Ich schwitzte vor Angst, mein Herr, ich, der ich die Nacht zuvor so sehr vor Frost gezittert hatte. Und doch, mein Herr, das war Alles noch nichts. Merken Sie auf, ich will Ihnen noch etwas Schlimmeres mittheilen als Alles, was ich Ihnen gesagt habe, was man vielleicht, so lange die Welt steht, noch nicht erlebt hat.

Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit, als ich sah, wie das junge Mädchen selbst von dem aufgeregt war, was sie mir erzählen wollte. Sie fuhr fort:

106.

Während das Stallmädchen die zweite, dann die dritte, dann die vierte, dann die fünfte Kuh melkte und sich dabei immer mehr dem finstern Winkel näherte, wo ich wie eine Verdammte regungslos mich aufhielt, betrachtete ich von Zeit zu Zeit heimlich das Gesicht der jungen schwangeren Frau, um zu sehen, ob ihre Physiognomie ein gutes oder ein böses Herz ankündige. Die aufgehende Sonne, von der ein an der Thüre abprallender Strahl auf ihren Kopf leuchtete, erhellte immer besser ihr schönes etwas schmachtendes Gesicht. Ich machte so weit geöffnete Augen als die gefüllten Veilchen meines Blumenstocks. Je mehr ich hinsah, desto mehr schien es mir, daß ich schon irgendwo diese schönen Züge, diese kastanienbraunen Haare, diese schlanken und hervorstehenden Schultern, diesen langen und nickenden Hals, diesen lächelnden Mund, diese Augen von der Farbe einer Pflaume, voll Leben und Liebe, wie Feuer durch ein durchnäßtes Sieb, gesehen habe. Ich sagte zu mir: „Das ist doch nicht möglich; Du bist nie in Deinem Leben in dieses Land am Ende der Welt vor jener

schauerlichen Nacht gekommen, in welcher Dich der Sturm wie einen Strohhalm dahin geweht hat.“ Aber ich sagte mir dieses umsonst; meine Augen behielten gegen meinen Verstandesbeweis Recht, und sagten immer: „Du hast sie gesehen. Suche recht in Deinem Gedächtniß; es ist nicht zum erstenmal, daß dieses Gesicht Deine Augen fesselt; wir wollen sehen und uns genau besinnen.“

107.

„Gerechter Himmel! rief ich plötzlich ganz leise bei mir selbst aus, indem ich mich rückwärts bewegte, wie wenn man mir einen Faustschlag auf die Brust versetzt hätte, und indem ich zwischen den Schultern ein Schaudern verspürte, wie wenn ein kleiner Tropfen mir am Körper hinunterrieselte; gerechter Himmel! meine Augen hatten nur zu sehr Recht. Unglückliche! wo sollst Du Dich verbergen? Es ist das Gesicht des jungen Mädchens, welche einmal in den Laden in Voiron kam, um sich ihre Hochzeitkleider machen zu lassen, ehe sie sich verheirathete ... mit Cyprian! Mein Herr! ... Ja, und selbst dieses Kleid, welches sie noch heute trägt, ist von mir gemacht worden ... ich erkenne es wieder, wenn es gleich abgetragen ist ... Barmherzigkeit! wohin hat mich der Zorn des Herrn verschlagen? O mein guter Engel! bedecke mich mit deinen Flügeln, mache mich unsichtbar und verberge mein Elend und meine Erniedrigung derjenigen, welche billig den Reichthum, den guten Namen und das Glück genießt, welches ich unter den Händen gehabt habe und das ich mit dem Verrath Cyprians verlor! ...“

108.

Ich sagte dieses Alles und tausend andere Dinge, mein Herr, mit mehr Schnelligkeit, als die Worte sie auf meinen Lippen hätten sagen können. Es war ein Angriff von Gedanken,

welche der Reihe nach meinen Kopf bestürmten, und die mich schwindeln machten wie am Abhang des großen Abgrundes, als ich hieher gekommen war. Ich wurde roth, dann blaß, biß mir die Lippen, zwackte mir die Arme, um mich daran zu erinnern, daß ich nicht schreien dürfe. Ich war erstarrt wie die Salzsäule in meiner Bibel, oder vielmehr ich wußte nicht, was ich sei; mein Herz schlug und schlug nicht mehr; ich war eine stehende Todte!

— Ach, arme Genovefa! welche in der That furchtbare Lage, sagte ich zu ihr, während ich die Rückseite meiner Hand auf meine Augen legte.

109.

Ja, wahrlich, eine schauerliche Lage, mein Herr, erwiderte sie. Stellen Sie sich einmal dieselbe genau vor. Da war ich, Genovefa, noch jung, ziemlich hübsch, wie man sagte, eine gute und ehrliche Nähterin, für eine vollendete Kleidermacherin und für eine wohlhabende Krämerin geltend, die dieses junge Mädchen bei sich in der Stadt aufnahm, an sie, als an ein Kind, Alles, was sie wollte, verkaufte, sie in ihrem Zimmer aus- und ankleidete, ihr ihre Ohrringe und Krägen anlegte, sie hübscher als eine Königin machte, damit sie meinen eigenen Bräutigam heirathe, und je mehr sie ihm gefalle, desto mehr mich vergessen mache! Das ist das junge Mädchen, welches lacht, plaudert, darauf stolz ist, allein bei mir eingetreten, von mir angekleidet und geschmückt worden zu sein, welche mich für ein reiches, geordnetes Mädchen, fast für eine Dame hält . . . welche meinen jugendlichen Geliebten, ich will sagen, meinen Bräutigam, heirathet; welche stolz und reich und glücklich mit ihm in seinem Hause, das das ihrige geworden ist, in dem Haus, in welchem ich den festlichen Verspruch beging, lebt; denn jetzt erkenne ich gut die Kühe wieder, deren Namen mir Cyprian auf der Wiese gesagt hatte! Und dann, da bin

ich jetzt, eine elende Bettlerin, entehrt, aus dem Gefängniß kommend, eine Vagabundin, die ihre Habe verkauft hat, ohne Obdach und ohne Brod, ohne Kleid, ohne Haube, ja selbst ohne Schuhe, aufgefunden heute durch das nämliche Mädchen, welche jetzt seine Frau ist! . . . wo? auf der Strohlage der Kühe des Stalles ihres Mannes! . . . Oh! das ist zu arg! Nein, nein, niemals ging das menschliche Unglück so weit! . . .

Das sagte ich mir also, mein Herr, und ich hätte gewünscht, daß die Allmacht Gottes lieber mich in eines der verachteten Thiere verwandele, welche das Gras abnagen und an der Krippe fressen und den Boden unter dem Stachel des Treibers umackern, ehe ich an der Stelle und dem Aufzuge, in welchem ich war, vor den Blicken Derer erschienen, welche meine Nebenbuhlerin gewesen war.

110.

Aber die Zeit verstrich, oh! und die Mauer im Hintergrund, an welche ich angelehnt war, wich nicht zurück. Während ich so vernichtet und unschlüssig in diesen Gedanken vertieft war, ging die Stallmagd, ihren Schemel in der linken und ihren Milchkübel in der rechten Hand haltend, langsam von einer Kuh zu der andern und näherte sich der vorletzten. Ich sage langsam, mein Herr; das heißt nicht, daß es mir langsam schien, denn mir kam es immer vor, daß sie mit Windesschnelligkeit komme, und ich hoffte immer, daß noch andere Kühe zwischen der stehen, welche sie molk und der schwarzen Kuh, um mir Zeit zum Nachdenken und zu einem Entschluß übrig zu lassen! Vielleicht auch, dachte ich, geht die Frau fort oder vergißt sie die schwarze Kuh zu melken oder hat diese kein Kalb geworfen und gibt keine Milch. Kurz, mein Herr, in solchen Augenblicken klammert man sich an jede mögliche Hoffnung an!

111.

Aber alle Aeste brechen, die einen nach den andern, wenn das Holz reif ist, sagen die Holzmacher. Im Augenblick, in welchem die achte Kuh ihr Euter bot und in dem die Stallmagd ihren Schemel nahm, um mit ihm zu der Abtheilung der schwarzen Kuh umzuwenden, sah sie mich, die ich noch unbeweglich und unschlüssig war, stieß einen Schrei aus, ließ den mit Milch gefüllten Kübel fallen, so daß die Milch auf dem Boden floß, und flüchtete sich zu ihrer Frau mit den Worten: „Hier ist eine Bettlerin!“ jagte mit bestürzten Bewegungen auf den Hintergrund des Stalles und flüchtete sich bis in den Hof, um die Männer des Hauses herbeizurufen.

Ich benützte instinktmäßig den Augenblick, in welchem das erschrockene Mädchen sich aus dem Stall hinausgestürzt hatte, um aus meinem Versteck zu kriechen, den Kopf gesenkt und die Hände gefaltet, ganz leise und sachte, und um zu der jungen Frau vorzugehen, welche an der Thüre stehen geblieben war. Sie stieß einen Schrei der Rührung aus und machte eine Bewegung des Mitleids, als sie meine Nacktheit und meine demüthige Haltung und meine Kleider sah. Ich fiel vor ihr auf die Kniee, das Gesicht fast zu ihren Füßen, und hoffte wenigstens, daß sie mich nicht wieder erkennen werde.

„Verzeihet mir meinen Fehler, sagte ich zu ihr; wenn ich ohne Erlaubniß in Euren Stall zu treten wagte, so geschah es nur, weil der Sturm und die Kälte mich gegen meinen Willen hieher verschlugen; aber ich will fortgehen, und Ihr sehet, daß ich außer der Wärme nichts genommen habe,“ setzte ich hinzu, indem ich ihr meine leeren Hände und Taschen zeigte.

Bei diesen Worten stand ich wieder auf, den Kopf fortwährend gesenkt, und ich machte eine Bewegung, wie Einer, der sich aus dem Staube macht, um zwischen ihr und der Thüre

durchzukommen, um mit der Flucht aus diesem Hause den Blicken seiner übrigen Bewohner zu entfliehen.

Aber diese Frau, welche menschenfreundlich war, sagte mir sanft, während sie sich vor mich hinstellte, um mich am Fortgehen zu verhindern: „Nein, armes Mädchen, Ihr dürft in dieser Lage nicht fortgehen; man soll nicht sagen, daß Ihr unser Haus verlassen habet, ohne Brod gekostet und Euch am Heerde gewärmt zu haben. Der liebe Gott würde sonst unser Salz schmelzen und unsere Kühe abmagern lassen. Kommet herauf, Ihr sollt die Morgensuppe mit uns essen.“

Während sie so sprach, betrachtete sie aufmerksam mein Gesicht, welches ich nicht genug senken oder von dem Lichte abkehren konnte, um es ihr zu verbergen. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, wie ich einen ausgestoßen hatte, und sie sagte: „Ist es denn möglich? . . . Fräulein Genovefa hier . . . in diesem Elend, um Brod bettelnd? . . .“

Ich sah, daß Alles verloren sei, und da ich nur noch auf ihr Mitleiden meine Hoffnung zu entkommen setzte, sagte ich halblaut zu ihr: „Ja, Katharina, ich bins; ich bin die Schneiderin von Voiron, welche Euch mit diesen Fingern dieses Kleid nähte, und die Euch für Eure Hochzeit schmückte, als sie selbst noch reich und von Allen in ihrem Stande geachtet war. Das Elend ist über mich hereingebrochen.“ Dann nahm ich das Ende ihres Rockes in meine beiden Hände und sagte: „Im Namen dieses Hochzeitkleides, welches ich für Euch seiner Zeit machte, und im Namen des Kindes, das Ihr unter dem Herzen traget, lasset mich ohne Essen und Trinken fortgehen, damit Cyprian, Euer Gatte, nicht meine Schande und meine Armuth sehe!“

112.

Die schöne Frau legte ihre Hand über ihre Augen, als ob ihr meine Worte tief zu Herzen gedrungen wären, so mit-

leidig schien sie gegen die Armen, als ein großes Geräusch von Leuten, welche die hölzerne Treppe herabstiegen, der Stimme der Stallmagd, welche noch immer schrie, antwortete. Cyprian, seine alte hinkende Mutter, der Vater und die Kuhmagd traten mit einander in den Stall. Ich blieb wie vom Donner gelähmt auf den Knieen liegen, den Kopf gesenkt und noch in beiden Händen das Kleid der Frau Cyprians haltend. Ein großer Strahl der Morgensonne fiel unseliger Weise gerade auf mein Haupt, als ob der liebe Gott mich hätte selbst vor dem Feuer des Himmels roth machen wollen.

113.

„Es ist Genovefa, die Kleiderhändlerin von Voiron, sagte die junge Frau zu Denen, welche hereinkamen. Hättet Ihr jemals geglaubt, ein so reiches, so geachtetes Mädchen in dem Zustande zu sehen, in welchem Ihr sie erblicket?“ setzte sie hinzu, indem sie auf meinen zerrissenen Rock, meine entblößten Schultern, meine mit Heu angefüllten Haare und meine bloßen Füße hindeutete. „Das ist der Mensch!“

Bei diesem Namen Genovefa bekamen alle Gesichter einen strengen und rauhen Ausdruck. Niemand sprach ein Wort oder machte eine Bewegung, außer Cyprian, welcher sich umkehrte, als ob man ihn an seinem Rock gezogen hätte, und welcher das Gesicht gegen die Mauer kehrte und die beiden Hände auf seine Wangen legte, um den Schmerz zu verbergen, welchen er empfand, als er mich so wiedersah.

— „Ja, das ist der Mensch! fuhr endlich die alte Frau fort, indem sie nach einer langen Pause dem Ausruf ihrer Schwiegertochter antwortete: Das ist der Mensch, wenn Gott ihn verläßt, und wenn man nach langem Betrug gegen die Nebenmenschen endlich entdeckt, daß er nicht ist, wie er schien, und man ihn der Verachtung preisgibt, wie man eine übelriechende Blume auf den Misthaufen wirft!“

Ich antwortete nichts.

— „Sagen, rief der Alte aus, daß ein Mädchen, welche ehrlich genug war, um einen armen Mann nicht um zwölf Sous zu bestehlen, ihre Ehre umsonst an einen Soldaten und den Namen und das Leben ihres Kindes verkaufen wollte! Denn wir wissen Alles! Das Gerücht hat Maulthierschritte, um auf das Gebirge heraufzukommen.“

— „Und sagen, fuhr die Alte, indem sie ihn unterbrach, fort, daß ein solches Geschöpf hätte leicht die Frau unseres Cyprian werden können, und daß sie da oben in seidenem Gewand und in einer Haube mit Spitzen auf der Bank am Verspruchstisch neben dem Vater und mir saß! . . .“

— „Ach, mein Vater und meine Mutter, rief Cyprian aus, indem er seine Arme vom Gesicht fallen ließ und sich mit ganz rothen und nassen Augen wieder umdrehte, machet ihr keine Vorwürfe; sie hat mich verrathen, es ist wahr, setzte er unter Schluchzen hinzu; aber ich bin bei meiner Katharina hier so glücklich, und sie ist so unglücklich, daß man sie nicht beschimpfen sollte! . . .“

— „Ach ja, Herr Cyprian, sagte ich, indem ich mich immer auf den Knieen, nach seiner Stimme umkehrte, aber ohne die Augen aufzuschlagen, ach ja, ich habe Euch schlimm verrathen; Ihr solltet es mir nachtragen, aber Ihr seid immer gut, ich sehe es wohl; und weil Ihr mit dieser andern Frau, welche viel besser und schöner als ich ist, viel glücklicher seid, so verzeihet mir das Geschehene und lasset mich mein Brod wo anders suchen. Ich wußte gewiß nicht, daß ich mich bei Euch befinde! Eher wäre ich in die Thüre des Fegfeuers eingegangen! Aber die Nacht und der liebe Gott warfen mich in die einzige Hütte, welche ich niemals mehr betreten wollte! . . .“

114.

Während ich dieses mit zur Erde gesenkten Blicken und

unter heißen Thränen zu Cyprian sagte, hörte ich die Tritte anderer Holzschuhe, welche eilig die Treppe vom Heuschoppen herabkamen, wo das Zimmer war, welches mir Cyprian einst für mich gezeigt hatte, und ich sah den Schatten einer vierten Frau sich an der von der Sonne beleuchteten Stelle, wo ich auf den Knieen lag, abbilden und sich der Gruppe der drei Frauen, welche mich betrachteten, von der Seite der Thüre zugesellen.

— „O nein, das tragen wir Euch nicht nach, seid ruhig, versetzte der Alte, daß Ihr nicht unsere Schwiegertochter geworden seid; im Gegentheil danken wir dafür Gott jeden Tag. Welch einen bösen Namen hättet Ihr in ein braves Ort, wie das unsrige, gebracht!“

— „O nein, weder Cyprian noch wir tragen dieses Euch nach! wiederholte die alte Frau. Der liebe Gott hat uns im Gegentheil väterlich beschützt, indem er Euch, wie er that, zu Fall brachte, ehe unser Name sich mit dem Eurigen, wie Felsenwasser mit Sumpfwasser, vermengte! Geht, Fräulein Genovefa, geht, schlechtes Mädchen und schlechte Mutter, geht und esset wo anders das Stück Brod, das man Euch vorwerfen wird, und merket Euch gut den Weg, um ihn nicht mehr zu betreten. Es gibt Leute, welche nie dahin gehen sollten, wo man sie erkennen kann!“

— „Genovefa! rief mir eine Stimme zu, welche mir in den Ohren tönte, wie wenn sie von meiner Taufe oder meiner ersten Communion herkäme, Genovefa? Was! Dieses bloße und bettelnde Mädchen, welches Ihr also seit einer Stunde beschimpfet, und das zu Euren Füßen friert, ist Genovefa?... Ach, Ihr solltet so brav sein, wie sie!“

Als sie dieses sagte, durchbrach sie eilig die Gruppe der drei Frauen, des Greisen und Cyprians, um mich in ihre Arme zu nehmen! „Ei nun, ich schäme mich ihrer nicht, ich!“ setzte sie hinzu.

Ich schlug die Augen auf, und erkannte an dieser Stimme und an dieser Bewegung und durch meine Thränen hindurch, welche mich fast verblendeten, ich erkannte wen? ... Das errathen Sie nicht! ...

Die Hebamme, die Mutter Bélan von Voiron! Die, welche ich aus dem Gefängniß befreit hatte, indem ich für sie hineinging!

115.

Die Mutter Bélan hob mich auf und umarmte mich wenigstens zwanzig Mal vor allen diesen erstaunten Leuten, als ob ich etwas Rechtes gewesen wäre. Ich gab ihr ein Zeichen, zu schweigen und mich für das angesehen werden zu lassen, was ich nicht war.

— „Nein, das ist zu arg!“ rief sie aus, indem sie mit dem Fuß auf den Boden des Stalles stampfte, und ihre beiden Hände an ihre Hüften legte, um den Vater und die Mutter zu betrachten, welche mit den Lippen Bewegungen des Abscheus verriethen. „Nein, das kann ich nicht mehr aushalten! Lieber will ich mein Wort brechen, um ein braves Mädchen zu retten, als es halten, um eine Unschuldige verurtheilen und verachten zu lassen!“

Ich legte meine Hand auf ihre Lippen und bat sie mit einem Wink der Augen flehentlich.

Sie zog meine Hand von ihrem Munde zurück, wandte sich gegen meinen Willen zu dem Vater, der Mutter, der Stallmagd, zu Cyprian und seiner jungen Frau, und sagte mit Ungeduld:

— „Ich will um Alles einmal in meinem Leben Alles heraussagen. Nun gut! Wißt Ihr Leute denn auch, wen Ihr beschimpfet, wen Ihr verachtet, wen Ihr also als eine verworfene Person behandelt?“

Sie schwiegen.

— „Nein! ... Nun gut, ich will es Euch sagen, und das soll Euch eine Lehre sein, daß Ihr nicht ohne Kenntniß der Sache aburtheilet.“

— „Nun gut! Wen?“ fragte der greise Vater beherzter als die Uebrigen.

— „Das brävste Mädchen von Voiron und das freiwillige Opfer, welches für ein Uebel leidet, das sie nicht gethan hat.“

Sie sagte dieses, mein Herr, während sie dergestalt mit dem Fuß stampfte und alle Gesichter mit einer solchen Zuversicht in das, was sie sagte, anschaute, und so laut die Stimme erhob und so sehr die einzelnen Worte betonte, als hätte sie Gott selbst herausfordern wollen, sie Lügen zu strafen, daß der ganze Stall davon erzitterte, und daß der Vater, die Mutter, Cyprian, seine Frau und die Stallmagd ihr Gesicht verwandelten und sich ihr näherten, um sie besser zu verstehen.

Dann erzählte sie ihnen, ich mochte machen, was ich wollte, Alles, Alles ohne Ausnahme. Meine übernatürliche Anhänglichkeit an Josette, mein Versprechen, an ihr Mutterstelle zu vertreten, meinen Kummer darüber, daß ich genöthigt wurde, auf Cyprian zu verzichten, um Jene nicht zu verlassen, die heimliche Ehe jenes unklugen Kindes mit dem Wachtmeister, ihr Kind, ihren Tod, die Anklage gegen die Hebamme, die auf mich genommene Schuld, um das Andenken und das Jungfernkreuz meiner Schwester zu retten, meinen Edelmuth (so nannte sie es, mein Herr), daß ich sie vom Gefängniß erlöste und mich an ihrer Stelle als Gefangene stellte, indem ich mich eines Fehlers schuldig angab, den ich nicht begangen hatte; kurz Alles, Alles.

„Und sehet, setzte sie noch hinzu, während sie mich mit Gewalt zum Schweigen brachte, als ich sie unterbrechen und ihr widersprechen wollte, sehet, da ist sie wieder, sie möchte vor Euch gedemüthigt und verachtet sein, erduldet das Elend, die Schande, den Hunger und die Kälte eher, als daß sie be-

anspricht, was ihr gehört: ihren guten Namen und ihre Tugend!..."

„Jetzt habe ich das Meinige gesagt," setzte sie am Schluß hinzu; dann umarmte sie mich noch unter Thränen und sagte zu mir: „Fräulein Genovefa, verzeihet mir hier unten; ich bin gewiß, daß Eure arme verstorbene Schwester mir im Himmel verzeiht. Wollen diese Leute Euch nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, so kommet zu mir; ich will Euch als meine Tochter aufnehmen, und werde mich vor ganz Voiron damit rühmen, daß ich mit dem besten und reinsten Mädchen des Landes mein Bett und mein Brod theile!"

116.

Niemand erwiderte Etwas, und Jedermann weinte, mein Herr; Cyprian warf sich mit seiner Frau an meiner Stelle auf die Kniee. „Verzeihet uns, sagte er zu mir, daß wir Euch verkannt haben, Fräulein Genovefa. Ihr habt es selbst so gewollt. Es sagte mir doch immer etwas in meinem Herzen, daß etwas Geheimnißvolles in der Sache obwalten müsse, und daß Ihr, als Ihr Euch von mir auf der Brücke verabschiedetet, nicht die Absicht hattet, über meine Freundschaft zu spotten und mich zu verrathen. Aber, was wollt Ihr? Ihr müßt meinem Vater und meiner Mutter verzeihen, daß sie getäuscht wurden. Wenn sich in der Ebene ein Nebel lagert, so wird er bei uns im Gebirge zu Wolken. Wir haben vor dem heutigen Tage die Sache nicht klarer gesehen. Aber da ist meine Frau, welche Euch treu bleiben wird, und meine Eltern, welche Euch als eine wiedergefundene Tochter behandeln werden; ich will Euch Euren Bruder, den Soldaten, ersetzen, als ob er in die Heimath zurückgekehrt wäre. Ich habe schon zwei Kinder, vielleicht schon diese Nacht bekomme ich ein drittes; deßwegen hält sich die Hebamme hier auf; das hat sich wie durch ein Wunder so gefügt! Gott ist Gott, sehet Ihr: was

die Leute in der Ebene Zufall heißen, das nennen wir im Gebirge die Vorsehung! Meine Mutter ist betagt, mein Vater ist abgeschafft, Katharina hat mit der Pflege von dreien Kindern zu viel zu thun, ohne die Kinder zu rechnen, welche noch kommen können; wir bedürfen eine Magd im Hause!...“

— „Ja, sagte Katharina, indem sie ihn unterbrach, ich wollte es gerade auch sagen.“

— „Ja, sagte der Greis, das wird mich an die Geschichte mit den zwölf Sous erinnern. Ich brauche keine Angst zu haben, daß diese uns bestehle!“

— „Ja, sagte die Mutter, das wird mich an die Verspruchsfeierlichkeit erinnern. Sie wartete eben doch bei Tisch vortrefflich auf!“

— „Ja, ja, sagte die Hebamme, während sie Katharina und mich aufforderte, uns zu umarmen, kommt, Genovefa, ich leihe Euch Weißzeug, eine Haube, einen Rock und Schuhe, damit Ihr nicht in das Haus, in welches Ihr seiner Zeit mit Euren Brautkleidern kamet, mit Euren Bettlerkleidern eintretet. Hernach wollen wir uns die Morgensuppe schmecken lassen.“

117.

Und so wurde ich Magd, und zwar recht gerne, in dem Hause, in welchem ich hätte die Hausfrau werden sollen; doch ich diente ohne Aerger, mein Herr, indem ich mich mit Vergnügen daran erinnerte, daß ich Cyprian geliebt hatte, und indem ich um seinetwillen seine Frau noch mehr liebte.

118.

So ging es ruhig vierthalb Jahre fort. Ich liebte das Haus, meine Beschäftigung, die Kinder, die Küche und den Stall, in welchem ich jetzt in einer guten tannenen Bettlade unter dem Glockenspiel der Thiere schlief. In den Sommer=

monaten brachte ich die größere Hälfte des Tages damit zu, die Kühe in den obern Wiesen, am Fuß der Tannenwälder, zu weiden, während ich meinen Strumpf strickte oder betete. Als ich sah, wie der Schneewirbel über den Spitzen der Bäume hinflatterte und die Wiesen bepuderte, sagte ich mir: „Das ist eben das, was Dein Leichentuch werden sollte, und was Dich in ein gutes Haus geführt hat, in welchem Du weder Schande noch Kälte, noch Hunger mehr zu fürchten hast!“ Ach, mein Herr, man weiß nie, auf welchem Wege Gott uns seine Gnade zufließen lassen will! Man glaubt immer zu wenig, sehen Sie! Und von diesem Augenblick an darf ich sagen, daß ich mir fast keine Sorgen mehr machte.

119.

Und dennoch hatte ich damit Unrecht: man soll Gott nie versuchen, weder durch allzu großes Mißtrauen, noch durch übermäßiges Vertrauen. Oft ist das Glück schon da, wenn man es noch weit entfernt glaubt. Oft redet man allzu laut von seinem Glück und das Unglück klopft schon an der Thüre an!

Das Unglück!:.. ach, welch ein Unglück!... Es kam auf eine Weise, wie Niemand ahnte.

Sie wissen, mein Herr, was ich sagen will, Sie sind jung, aber es geschah dieses erst vor zehn Jahren. Sie haben von der Krankheit sprechen gehört, welche man Epidemie nennt, und welche während der drei Monate ihrer Dauer so viele arme Leute, zuerst in der Ebene und dann im Gebirge dahinraffte, wo man sagt, daß die Adler sie geholt haben, um sie den Vögeln, die Vögel den Hennen, die Hennen den Insekten, die Insekten den Menschen zu geben. Die Epidemie kam bis zu uns herauf, mein Herr; sie raffte zuerst den Geistlichen hinweg, wie um freier unter der Heerde um sich greifen zu können; dann klopfte sie von Haus zu Haus fast an allen Thüren an, wie der Kirchenpfleger, wenn er in der Betwoche

einsammelt. Der Zimmermann und seine beiden Söhne konnten nicht genug Särge verfertigen. Bald starb einer der Söhne, dann der zweite, endlich der Vater. Den Letzteren mußte man in seinem Leintuch ohne Sarg beerdigen.

Seit dem Beginn der Krankheit hatte ich die Kühe allein auf der Wiese gelassen und pflegte nur noch die armen Kranken. Da ich von der Stadt war und mich auf die Arzneimittel und die Krankenpflege besser, als die Bäuerinnen vom Lande, verstand, hatten mich Cyprian und seine Frau an die beiden barmherzigen Schwestern abgetreten, welche von Grenoble aus gekommen waren, um den Sterbenden ihre Hülfe angedeihen zu lassen. Ich unterstützte sie in ihren Arbeiten aus Liebe zu Gott, und lernte so von ihnen alle Theearten, welche man in den Hospitälern bereitet. Als beide bei diesem frommen Werke vom Tod ereilt worden waren, ersetzte ich sie allein für die ganze Gegend.

Aber ach, obgleich das Haus von Cyprian abgelegen und der gesunden, erfrischenden Luft ausgesetzt war, welche aus der Gebirgsschlucht herabkommt, fand gleichwohl der Tod seine Thüre. Er raffte in meinen Armen zuerst den Vater, dann die junge Mutter mit ihren drei Kindern in drei Tagen hinweg, wie die Traube mit den Beeren, dann den armen Cyprian selbst, halb aus Kummer, halb aus Krankheit. Ich wachte bei ihm in der Nacht seines Todes und zog ihm seinen Trauungsring vom Finger, um ihn wenigstens nach seinem Tod zum Andenken an unsern Verspruch zu tragen. (Gott möge es mir verzeihen!) Ach, ich glaubte an die Vergangenheit nicht mehr zu denken; aber ich sah wohl, daß ich, ohne es zu ahnen, ihn immer noch liebte. Die Augen sind wie jene Orangen, welche ich ausdrückte, um ihm einen Trank zu bereiten, mein Herr; hat man sie einmal gedrückt, so glaubt man, es sein kein bitteres Wasser mehr darin, aber wenn man sie noch mehr drückt, so ist immer wieder welches darin;

sie fließen nicht, das ist Alles! Die alte Mutter allein widerstand der Krankheit. „Der Tod will nichts von mir wegen meiner Sünden gegen Euch, Genovefa, sagte sie zu mir, ich war zur Zeit der Hochzeit allzu hart. Der liebe Gott bestraft mich. Ich will mich zu Verwandten zurückziehen.“

120.

Damals, mein Herr, wurde der neue Pfarrherr, Ihr armer Freund, in die Gemeinde gesendet, um den verstorbenen Geistlichen zu ersetzen, wie ein verlornes Kind, welches man in die Bresche sendet, um mit seinem Leichnam den Graben auszufüllen, oder um die Fahne einen Augenblick länger aufrecht zu erhalten. Keine Magd aus der Ebene hatte ihn begleiten wollen; er konnte keinen andern Lohn versprechen, als die Mühe, den Armen im Todeskampf beizustehen, und die Milch seiner Ziege den armen Waisen zu geben, deren Mutter die Epidemie weggerafft hatte. Dieser arme junge Mensch, so menschenfreundlich und mitleidig er auch war, konnte doch nicht allein Alles besorgen; er hatte nicht wie eine an Kranke und Kinder gewöhnte Frau geschickte und zarte Hände. Ich fragte ihn, ob er mich als Magd annehme wolle, da ich den Ort kenne, und so ein wenig von Allem verstehe. — „Wir wollen, Herr Pfarrer, von keinem Lohn reden“, sagte ich zu ihm; „Sie nähren und kleiden mich, ich werde meine Abende für mich haben, um Hanf zu brechen, Wolle zu spinnen, oder Strümpfe zu stricken; das genügt mir. Ich war nicht so reich, als ich hier heraufkam; ich kann wohl wieder arm hinuntergehen, wenn Sie mich jemals von sich fortschicken.“

Wir kamen auf diese Weise über den Lohn mit einander überein, und ich trat in meinen letzten Dienst.

121.

Ach, mein Herr, wie war ich doch so glücklich darin, und

wie reichlich vergalt mir der liebe Gott nach so vielen Widerwärtigkeiten alle meine Mühen! Bedenken Sie doch, ein so guter, so wohlthätiger, mildthätiger Mann, welcher nicht einmal eine Unze Salz oder einen Salat aus dem Garten für sich behalten hätte, wenn ich nicht für ihn daran gedacht hätte. Nie sprach er ein Wort lauter als das andere. Immer traurig, aber immer gottergeben! Eine Küche zu besorgen, als ob man das Essen für eine Fliege machte! Brod auf dem Tisch für Jeden, der an der Thüre klopfte. Eine Kuh, eine Ziege, ein Hund, und Vögel zum verpflegen. Mit Levkojen umgebene Bienenkörbe am Fenster; Blumenstöcke auf der Galerie. Ruhe, den ganzen Tag sitzend, oder hier die Füße auf der Thürschwelle in der Sonne; Kinder, die ich ihre Fibel buchstabiren lehrte, und arme Frauen, die im Winter mit ihrem Spinnrad unter die warme Heerdwölbung zur Unterhaltung kamen! Nichts zu thun als die Kerzen bei den Taufen anzuzünden und das Zuckerwerk von den Gevattern und Gevatterinnen, wenn sie aus der Kirche gingen, zu empfangen. Alle Morgen und alle Abend das Gebet, so viel ich eben mochte. Ich war zu glücklich, mein Herr, das konnte nicht andauern!

122.

— Aber, meine arme Genovefa, sagte ich zu ihr, was soll jetzt aus Euch werden?

— Ach, mein Herr, darüber mache ich mir keine Sorgen, antwortete sie. Derjenige, welcher mich an seiner Hand von meinem Sarg im Schnee zum warmen Stall der Mutter Cyprian geführt hat, wird mich wohl auch noch dahin zu führen wissen, wo es für mich gut sein wird. Gibt es nicht noch mehr Ställe im Gebirge? Und bin ich hier nicht bekannt und sogar geliebt? Ich kann mich jetzt dessen rühmen. Es gibt genug brave Leute, welche mich aufnehmen und ernähren wer-

den für mein Ausjäten im Frühling, für mein Aehrenlesen im Sommer und für mein Spinnen im Winter. Ich fordere nur das Nöthigste zum Lebensunterhalt, sehen Sie; das ist eben nicht viel, und die Leute hier zu Land sind freigebig. Machen Sie sich wegen meiner keine Gedanken. Und wenn ich je kränklich werde, so kenne ich die barmherzigen Schwestern in Grenoble; sie treten mir gerne ein Bett im Hospital ab. Bedarf man mehr, um zu sterben?

— Oh! sagte ich zu ihr, ich hoffe doch, daß nach Bezahlung aller kleinen Schulden ein kleines Vermögen für Euch von dem Verkauf der Möbel meines armen Freundes übrig bleibt, und ich möchte Euch bitten, es zum Andenken an ihn und zur Erinnerung an mich anzunehmen.

— Ach, mein Herr, antwortete sie mir, denken Sie doch nicht an mich; hat der liebe Gott nicht immer daran gedacht, und wird er nicht auch ferner an mich denken, bis man mich hier unter das Gras Cyprians und seiner Frau zu den Füßen meines armen Herrn auf dem Kirchhof bettet? Es gibt aufgeschlagene Bette für Jedermann in dem letzten Absteigquartier des lieben Gottes! Die Hauptsache ist, daß man dort mit einem guten Gewissen und ohne Vorwürfe anlangt!

Und dann, mein Herr, fügte sie hinzu, indem sie schnell von ihrem Stuhl aufsprang und aus dem schwarzen Schrank am Bratenwender ein abgenutztes, rauchiges und verknittertes Meßbuch zog, welches sie auf einer mit einem vierfach zusammengelegten Papier bezeichneten Seite öffnete, sehen Sie, ich will Ihnen noch etwas sagen, was mich in meiner Lage aufrecht erhielt.

123.

Eines Abends während des letztvergangenen Winters kam ein Greis in Eremitenkleidung hier an und bat im Pfarrhaus um ein Unterkommen für die Nacht. Der Herr Pfarrer war

nach Grenoble verreist; gleichwohl nahm ich den armen Pilger gut auf. Ich machte ihm die Suppe, bereitete ihm die Eier, gab ihm ein Bett, machte ihm Feuer in den Ofen, und wir brachten den Abend im Gespräch mit einander zu, ganz wie wir jetzt, bis nach Mitternacht. Ach, mein Herr, außer dem Herrn Pfarrer, wenn er von Gott auf der Kanzel predigte, hörte ich niemals einen Menschen wie Jenen reden. Ich sah ihn von Zeit zu Zeit verstohlen an, um zu sehen, ob es nicht ein verkleideter Engel sei! Ich bat ihn, mich ein Gebet für meinen Stand und mein Geschäft zu lehren.

Als er am andern Morgen weiterging, hinterließ er mir dieses Stück Papier, welches er mit der Feder des Herrn Pfarrers beschrieben hatte, und sagte mir, ich solle es zuweilen im Andenken an ihn lesen. Hier ist es, mein Herr, lesen Sie es.

Und ich las:

Gebet einer Magd.

Mein Gott, erzeige mir die Gnade, daß ich den Dienst mild finde und mich ohne Murren ihm unterziehe, als dem Stande, welchen Du uns Allen mit dem Eintritt in diese Welt auferlegt hast. Wenn wir uns nicht gegenseitig dienen, so dienen wir auch nicht Gott, denn das menschliche Leben ist nur eine gegenseitige Dienstleistung. Die Glücklichsten sind diejenigen, welche ihren Nächsten ohne Lohn, aus Liebe zu Dir, dienen. Aber wir armen Mägde müssen freilich das Brod verdienen, welches Du uns nicht bei der Geburt mitgegeben hast. Wir sind vielleicht deßhalb noch angenehmer in Deinen Augen, wenn wir unsern Stand zu würdigen verstehen; denn außer der Mühe haben wir die Beschämung des Lohnes, welchen wir zu empfangen genöthigt sind, um oft denen zu dienen, welche wir lieben. Wir gehören allen Häusern an, und die Häuser können uns ihre Thüren verschließen; wir gehören allen Familien an, und alle Familien können uns verstoßen; wir

ziehen die Kinder groß, als ob sie uns gehörten, und wenn wir sie groß gezogen haben, erkennen sie uns nicht mehr für ihre Mutter an; wir sparen mit dem Vermögen unserer Herrschaft, und das Vermögen, welches wir ihnen erspart haben, kommt in andere Hände als die unserigen! Wir werden anhänglich an den Heerd, den Baum, den Brunnen, den Hund im Hof, und der Heerd, der Baum, der Brunnen, der Hund werden uns genommen, sobald es unserer Herrschaft genehm ist; der Herr stirbt, und wir haben nicht einmal das Recht, Trauerkleider anzulegen! Verwandte ohne Verwandtschaft, Familienglieder ohne Familie, Töchter ohne Mütter, Mütter ohne Kinder, Herzen, die sich hingeben, ohne aufgenommen zu werden; — das ist das Loos der Mägde vor Dir! Gewähre mir, daß ich die Pflichten, die Mühen und den Trost meines Standes kenne, und nachdem ich hier eine gute Magd der Menschen gewesen bin, so mache mich da oben zu einer glücklichen Magd des vollkommenen Herrn!“

124.

Hier endigte die Erzählung von Genovefa.

Sie fuhr mit ihrer Strickarbeit nach Beendigung ihrer Erzählung ruhig fort, als hätte ich ihre Arbeit und den gewöhnlichen Gang ihrer Gedanken nur unterbrochen, um von ihr eine jener leichten Dienstleistungen zu erbitten, welche sie mir zwanzig Male im Tag erzeigte. Sie glaubte nicht, daß eine so einfache Erzählung verdiene, daß man nach ihrer Beendigung ausruhe, und noch weniger, daß sie in mir das mindeste Staunen erregen könne. Zudem hatte sie das Augenmerk nie auf sich selbst gerichtet; sie schrieb sich selbst in den Gedanken Anderer und ihren eigenen nicht mehr Wichtigkeit zu, als einem jener Hanffäden, welche sie unter ihren Holzschuhen zerdrückte, oder welche sie ins Feuer kehrte, nachdem sie sie gebrochen hatte. „Ich bin nicht Jemand, sagte sie; ich

bin nur Etwas. Gott wolle nur, daß ich noch zu etwas nütze sei.“ Niemals hatte ich noch eine so gänzliche Uneigennützigkeit wie bei diesem braven Mädchen getroffen.

Lange nach dieser Erzählung blieb ich in Gedanken versunken, ohne ein Wort zu reden, denn ich fürchtete noch länger in diesem einfachen Herzen die Erinnerungen an Cyprian, Josette, Jocelyn, welche nur Bewegungen in ihm hervorrufen mußten, aufzuregen. Ich machte mir fast einen Vorwurf über meine Neugierde, weil sie das arme Mädchen einige Thränen gekostet hatte. Warum das schlafende Wasser aufwecken, um ein wenig Sand, das auf dem Boden ist, in die Hand zu nehmen und ihn in der Sonne zu betrachten? Dieser Sand ist dazu bestimmt, unter dem Wasser zu bleiben. Ebenso ist es mit dem reinen oder unreinen Schlamm eines verborgenen Lebens. Man muß ihn auf dem Grund seines Bassins lassen.

Ich pfiff meinem Hund und legte mich nieder, ohne mich von Genovefa zu verabschieden, während ich das Geräusch meiner Schritte in der Küche und im Gange schwächte, damit ich nicht ihre Aufmerksamkeit auf mich ziehe. Sie strickte unausgesetzt fort.

125.

Am andern Morgen hörte ich Genovefa schon frühe kommen, gehen, den Hühnern herbeirufen, dem Hunde schmeicheln, die Ziege losbinden, den Vögeln pfeifen, die Blumenstöcke begießen, den Lattich umackern, die Tische abstäuben, den Schrank poliren, an der Thüre antworten, mit den Vorübergehenden reden, — Alles wie gewöhnlich. Und doch war dies der Tag der Auction. Sie war tief betrübt, als sie sah, wie im kleinen Hof alle Gegenstände dieser kleinen Haushaltung, welche, so zu sagen, einen Theil ihres Lebens ausmachten, im öffentlichen Aufstreich weggingen. Glücklicherweise dauerte es nicht

lange. Vor zehn Uhr Morgens war von den Nachbarn, welche alle um jeden Preis etwas von dem früheren Besitzthum ihres Freundes haben wollten, Alles weggetragen: der Eine nahm die Bettlade, der Andere den Tisch, Dieser den Schreibzeug, Jener das kupferne Crucifix, die Frauen eine Henne, die jungen Mädchen einen Rosenkranz. Die Mutter Cyprian kaufte die Ziege, welche ihr Genovefa auf ihre Seele band. Ich kaufte für mich den Hund und für Genovefa die Vögel. Sie weinte sehr bei jedem Gegenstand, welchen man versteigerte und aus dem Hofe trug. Als Alles geleert war, kehrten wir, sie und ich, traurig in die Wohnung zurück, und fanden keine Stühle mehr, um uns zu setzen. Die Wände sahen uns an und sagten uns: das ist ein Haus, welches so viel in sich faßte, so lange es von so viel Liebe, so vielem Glück und Unglück der Menschen bevölkert ist: vier Steine durch ein wenig Kalk zusammengehalten und mit vier Ziegeln bedeckt! „Das sind wir!“ rief Genovefa aus, während sie diese nackten und hinter den fortgetragenen Möbeln mit schwärzlichem Staub und Spinnengeweben bedeckten Wände berührte. „Lohnt es sich der Mühe, sich hieran festzuwurzeln? Kommen ihnen nicht vier Schaufeln Erde über den Körper gleich? Ich habe kein Haus; aber immer wird sich für mich ein Winkel unter den Steinen und dem Dach der Andern finden!“

Wir hatten ein Stück Brod aufbewahrt, welches wir am Ufer der Quelle aßen, während wir die übrigen Brocken den Schwalben von Jocelyn und den Sperlingen und Rothkehlchen vorwarfen, welche wir zurücklassen mußten.

126.

Kommt mit mir zu meiner Mutter herunter, sagte ich zu Genovefa; Ihr könnt mit einer der Mägde des Hauses das Bett theilen und Euer Brod die ganze Zeit über essen, welche

Ihr nöthig habt, um einen guten Platz in der Gegend wiederzufinden. Meine Mutter gleicht Euch dem Herzen nach, sie hat eine milde und zarte Seele wie Ihr, sie hat sich zur freiwilligen Magd der ganzen Gegend gemacht; man nimmt sie den ganzen Tag in Anspruch und weckt sie in jeder Nacht für Jene oder Diesen auf; sie ist nicht reich an Silber und Gold, aber sie ist reich am Herzen wie Ihr; und das kommt auch am Ende, Genovefa, auf dasselbe heraus, denn man mag sagen was man will, in einem Herzen liegt mehr Freundschaft und Dienstfertigkeit als in einem Thaler.

— Ja, das ist wahr, sagte sie lächelnd, ich habe noch nie daran gedacht; aber warum? fuhr sie fragend fort.

— Warum? sagte ich zu ihr. Nun, das ist ganz einfach; denn ein Thaler ist immer nur ein Thaler, während ein Herz sich vervielfältigt. Und dann ist dieses lebendig, jener todt! setzte ich noch bei.

— Und dann ist das eine warm, das andere aber kalt, sagte sie mit Feinheit zu mir.

Wir lachten am Ende mitten unter Thränen.

127.

Nun gut! Mein Herr, so lassen Sie uns abreisen, wann es Ihnen genehm ist, sagte sie einen Augenblick nachher zu mir, während sie unter ihrem Arm in einer Schürze ihr ganzes kleines Vermögen hielt, das aus wenigem Weißzeug und aus kleinen Gegenständen bestand, welche im Schranke aufbewahrt gewesen waren.

— Wir wollen gehen, sagte ich. Und wir zogen ab, nicht ohne uns oft umzukehren, um die grauen felsfarbigen Mauern und die röthlichen Zügel der Pfarrwohnung noch einmal anzusehen, welche sich hinter uns am blauen Himmel, mitten unter den schwarzen Thürmen der Tannen, malten. Man sah

die Schwalben das Dach entmasten, unter welchem sie keinen Freund mehr hatten. Ziehet hin, ziehet hin, arme Kleine, sagte Genovefa schluchzend, ich bin nicht mehr im Hause, um Eure Jungen in meinem Werg zu beherbergen, und um sie Euch wieder zuzustellen, wenn sie vom Nest fallen werden!

— Tröstet Euch, Genovefa, sagte ich zu ihr, der liebe Gott wird immer da sein.

— Das ist wahr, mein Herr, antwortete sie mir, während sie die Augen abwischte; aber was wollen Sie? das ist stärker als ich. Ich kann Thiere nicht leiden sehen. Ich bin noch glücklich, setzte sie hinzu, daß Niemand da ist, der mich vorübergehen sieht, denn es ist schönes Wetter, und Jedermann ist an seiner Arbeit.

128.

Unter diesem Gespräche stiegen wir die felsigen Abhänge des Dorfes hinab, deren Kieselsteine die Pfoten der beiden Hunde verbrannten, und wir befanden uns bereits an einem Umrang des Fußweges, welcher sich in den Kaskadenstrom mündet, und wo ein großer Fels, auf dessen Spitze links von uns ein Kreuz stand, uns den Anblick der rothen Brücke benahm.

Hier ist die Grenze der Gemeinde, sagte Genovefa traurig zu mir; das macht mir oben doch die Beine wanken, wenn ich sie überschreiten soll! Und erst noch sagen, daß ich niemals zu ihr zurückkehren werde, setzte sie hinzu, als ob sie von unwillkürlichem Stolz erröthete; sagen, daß man mich, die ich so zu Fuß, mein Päckchen unter dem Arm, dahingehe, um aus Barmherzigkeit Ihrer Mutter ein Unterkommen zu finden, auf derselben Brücke, auf einem Maulthiere, im Festgewand mitten unter den Leuten, welche mich wie eine wirkliche Dame becomplimentirten und Klatschrosen unter die Füße des Thieres warfen, gesehen hat! Ach, das war damals ein Triumph,

mein Herr, wie man keinen zweiten sehen wird. Und dann war es damals noch in meinem Herzen ganz anders bestellt, denn Cyprian lebte und ich konnte seine Frau sein! ....

129.

— Vorüber, vorüber, denken wir nicht mehr daran, Genovesa; es thut mir leid, in Euch die Erinnerung daran aufgefrischt zu haben. Die Sonne geht unter, und wir müssen vor der Nacht aus den Schluchten herauskommen, und wenn unsere Gedanken jedesmal, wenn unsere Füße einen Schritt vorwärts machen, einen rückwärts gehen, wann sollen wir da ankommen? Und ich bat sie ihren Gang zu beschleunigen.

Im Augenblick aber, als wir um die Ecke des Felsen umbogen, um uns auf die Widerlage der rothholzenen Brücke zu begeben, stand Genovesa still, stieß einen Schrei des Staunens aus, und ließ ihr Päckchen fallen, das im Staub herumrollte. „Ei! was sehe ich doch, mein Gott!" rief sie aus. Ich ging voran und sah etwa vierzig Männer, Frauen, Greise, junge Mädchen und kleine Kinder, welche auf der Mitte der Brücke aufgestellt waren, und die alle etwas in der Hand hielten und nach der Seite wo wir herabgingen sahen, als wollten sie Jemand auf seinem Weg erwarten.

130.

Als man Genovesa erblickte, machten sich alle diese Leute auf, zuerst die Kinder, dann die Mädchen, dann die Männer, dann die Frauen, dann die Greise, wie bei einer Prozession in der Betwoche, in jenen mit Tannenreisern versperrten Straßen. — Da ist sie! da ist sie! riefen die kleinen Kinder, während sie mit den Händen klaschten. — Ja, sie ist es und der Herr, sagten die jungen Mädchen. — Sie glaubt nur so ab-

reisen zu können, sagten die Frauen, aber sie wird nicht das Herz haben, die Gegend also zu verlassen! — Wir werden sie schon daran hindern können, sagten die Männer, während sie beide Arme gegen die rothen Brustlehnen der Brücke, als wollten sie sie verschließen, ausbreiteten; der Bach gehört dem lieben Gott, aber die Brücke uns!

Die eingeschüchterten Hunde hatten sich zwischen unsere Beine geflüchtet; Genovefa blieb, wie in eine Statue verwandelt, am Anfang der Brücke stehen.

— Nun gut, Genovefa, sagte ich unter Lächeln ganz leise zu ihr, ehe die Gruppe uns ganz erreicht hatte, Ihr sagtet, man würde niemals einen zweiten Triumph wie den sehen, welchen Ihr am Tage feiertet, wo Ihr auf denselben Brettern mit dem Maulthiere angehalten wurdet! Da ist nun doch ein zweiter ähnlicher Triumph. Der Unterschied ist nur, daß damals die Brücke mit Klatschrosen bedeckt war, während sie heute mit allen Herzen, welche Euch lieben, übersäet ist!

— Ach ja, mein Herr, versetzte sie mit einem schweren Seufzer; aber damals war Einer darunter, dem mein Herz gehörte und der mich für Alle liebte! Und sie schluchzte vor Rührung.

131.

Die Gruppe machte Halt, stellte sich auf, machte einem guten Alten Platz, welcher eine Schürze entfaltete, sich feierlich damit wie zu einer öffentlichen Cermonie schmückte, dann auf Genovefa zuging, aus der Tasche seiner Jacke ein Stück Papier zog, und diese kleine Anrede ablas:

„Fräulein Genovefa, Ihr sehet hier vor Euch die Magistratsbeamten, die Einwohner, die Frauen und die Kinder der Gemeinde von Valneige, welche Ihr von der Epidemie gerettet und denen Ihr in allen ihren Krankheiten, Nöthen und Sorgen während des Jahres, wo sie von Jedermann verlassen waren,

und in den darauf folgenden sieben Jahren beigestanden habt. Das ist Grundes genug, daß wir Euch nicht als Undankbare und schlecht Erzogene Euer Brod wo anders in Euren alten Tagen verdienen lassen. Man würde in dem Lande sagen: Sehet doch die Bewohner dieser Gemeinde, sie haben nicht einmal das Gedächtniß der Thiere, denn die Thiere kennen die Menschen, welche ihnen wohlgethan haben und schließen sich an sie lebenslang an. Ebenso haben wir, Fräulein Genovefa, uns an Euch angeschlossen, mit unsern Frauen, Kindern, Mädchen, Greisen, Armen und Reichen, bis zum Tod, und wir sind unter uns darüber übereingekommen, daß wir Euch niemals abreisen und diese Brücke mit unserem Willen überschreiten lassen wollen, sondern daß Jeder von uns, nach seinem Vermögen, der Eine sechs, der Andere drei, wieder ein Anderer einen Monat oder acht Tage Euch in seinem Hause, seinem Stalle, an seinem Tisch bis zu Euren alten Tagen behalten soll; kommen dann diese, so wird die Gemeinde freiwillig und ohne Erlaubniß der Behörde, und ohne daß es nöthig wäre, eine Collekte anzustellen, das Geld zusammenlegen, um für Euch ein Bett und ein Zimmer im Hospiz der barmherzigen Schwestern in Grenoble zu bezahlen, welche uns mit Euch unterstützt haben und welche Euch kennen. Gemäß diesem verbiete ich, der Adjunkt des Maire der Gemeinde, in Abwesenheit des verstorbenen Maire, Euch, über diese Brücke zu gehen, und befehle Euch, mir zuerst in mein Haus zu folgen, wo meine Frau und meine Töchter Euch ein Bett gemacht haben!“

Nach dieser schönen Rede steckte der Adjunkt sein Papier wieder in seine Tasche, und nachdem er mit der Umarmung Genovefa’s das Zeichen und Beispiel gegeben hatte, stürzte sich Jedermann an ihren Hals, um sie zu küssen; dann hoben die Kinder ihr Päckchen auf, und trugen es mit Freudengeschrei vor ihr her und man nöthigte sie, wieder den Weg nach dem Dorfe einzuschlagen. Ich nahm von ihr Abschied und umarmte

sie gleichfalls mit nassen Augen und gerührtem Herzen. Sie schluchzte so stark, daß sie fast nicht mit mir reden konnte... — Ach, ja, sagte sie, Sie hatten doch recht, das ist auch so etwas wie ein Triumph! und gewiß ist, daß ich nichts Derartiges erwartete! — Ich auch nicht, sagte ich zu ihr, aber man muß nie dem guten Gefühle des Herzens mißtrauen. Der Undank hat seinen Tag, aber dem Danke gehört der folgende. Adieu, Genovefa, seid glücklich mit dieser Familie; sie ist mehr als Ersatz für diejenige, welche Euch der liebe Gott nicht vergönnen wollte.

Der Hund des Jocelyn folgte ihr.

Epilog.

Zwei Jahre nachher führte mich eine lange Bärenjagd, welche mehre Wochen dauerte, in die benachbarten Wälder von Valneige zurück. Ich wollte wissen, was aus der armen Genovefa geworden sei. Ich ließ meine Jagdbegleiter im Wirthshause und stieg allein über die rothe Brücke zum Dorf hinauf. — „Oh, Genovefa, sagte mir das erste Kind, dem ich begegnete, sie wohnt nicht mehr bald bei Diesem, bald bei Jenem, wie zuvor. Man hat ihr ein kleines eigenes Häuschen zwischen der Kirche und dem Pfarrhaus erbaut, in welchem zwei Betten für die Kranken der Gemeinde sind, welche Niemand zu ihrer Verpflegung hätten, und sie macht die Krankenwärterin!"

Ich ließ mich dahin führen; sie war allein; es gab in diesem Augenblick keine Kranken im Orte. Sie erkannte mich wieder und umarmte mich wie auf der Brücke. „Oh, ich bin sehr glücklich, mein Herr, sagte sie zu mir; ich bin nicht mehr die Magd von einem Hause, sondern ich bin die Magd aller Derer, welche keine haben. Zuweilen, wie heute, habe ich nur dem lieben Gott zu dienen! und Ihnen, wenn Sie wollen, setzte sie artig hinzu, denn das Zimmer der Armen ist leer und das Bett ist sehr reinlich, nehmen Sie es an, die Nacht hier zuzubringen. Es wird uns weder an Eiern, noch an Honig, noch an Roggenbrod fehlen, wenn man im Dorfe weiß, daß Sie da sind. Und dann der Hund. Wie wird er erst sich

freuen, Sie wiederzusehen. Denn er kannte Sie wohl als den Freund seines Herrn, und wenn ich Ihren Namen so vor mich hin ausspreche, so schüttelt er seinen Schweif, als ob er Sie in seinem Gedächtniß sehen würde!“

132.

Ich nahm mit Freuden die Gastfreundschaft von Genovefa an, und alle Nachbarinnen, welche durch sie erfuhren, daß sie den Herrn zu speisen habe, brachten mehr herbei, als für das Abendessen eines Jägers nöthig war.

Wir aßen mit einander zu Nacht, wie am Tische des Pfarrhauses, unter Gesprächen über die alte Zeit vor zwei Jahren. Nach dem Nachtessen warf sie eine Hand voll Tannenreißer in das Feuer, und wir fuhren fort, von Diesem und Jenem bis elf Uhr in der Nacht beim Schalle des Donners zu reden, welcher stark grollte, und beim Fall des Regens, welcher gegen die Glasfenster des Zimmers schlug.

133.

In diesem Augenblicke unterbrachen drei kleine Hammerschläge an der Hofthüre, welche offenbar eine ängstlich schüchterne Hand geführt hatte, die Bemerkungen, welche ich ihr über ihre so einfache Erzählungen machen, und die Fragen, welche ich ihr stellen wollte. Wenn es aber gleich spät und die Nacht sehr finster war, eilte Genovefa aufzumachen, ohne das mindeste Zaudern oder den kleinsten Schrecken zu verrathen. Ich steckte unwillkürlich den Kopf aus dem Fenster, welches auf die Straße ging, um zu erfahren, wer zu einer solchen Zeit an einem einzeln stehenden Hause anklopfen könne, und ich hörte folgende Unterredung:

— Um Gottes willen öffnet mir und gönnt mir einen Platz im Heuschoppen oder in einer Scheuer, um die Nacht dort zuzubringen.

— Wer seid Ihr?

— Ich bin ein kleiner Bursche aus dem benachbarten Ort, welcher vom rechten Wege abkam, und der hier die Frau seines Herrn aufsucht.

Die Stimme allein zeugte dafür, daß es noch ein junges Kind sei, denn diese Stimme war hell, mild und klangreich, wie die eines jungen Mädchens.

— Und wo ist denn Euer Herr zu Hause?

— Er ist in Voiron krank im Hospital liegen geblieben.

— Kommt herein, mein armer Kleiner, sagte Genovefa. Und ich hörte sie den Riegel zurückschieben und den eichenen Thürflügel, der mit groben Nägeln versehen war, über der kreischenden Thürangel bewegen.

Bald kam sie wieder die äußere Treppe herauf und kehrte in die Küche zurück, begleitet von einem etwa zehn oder zwölf Jahre alten Kinde, welches sich auf einen Stock von weißem Holz, höher als es selbst, stützte, und unter einem großen Sack mit Leinwand, der mit zwei ledernen Riemen über seine Schultern gebunden war, fast erlag.

Am Abend war ein großes Gewitter ausgebrochen. Der Sack, die Kleider, der weiße Filzhut und die wallenden Haare des Kindes trieften, als ob es aus dem Brunnen gezogen worden wäre.

Genovefa warf in das Feuer, das am Erlöschen war, einige Fichtenreißer, aus welchen sogleich eine große pechartige Flamme hervorsprühte; sie schnitt am Ende des Tisches ein großes Stück Brod ab, zog aus der Tischlade den übriggebliebenen Salat vom Abendessen und goß in ein Glas ein paar Tropfen Wein. Während dieser Zeit schnallte das Kind seine Riemen ab, legte seine Jacke ab, schüttelte seinen Hut und kehrte seinen Sack auf einen hölzernen Stuhl vor der Flamme des Feuers um, damit die Leinwand wieder trockne.

134.

Ich betrachtete mit gutmüthigem Lächeln diesen kleinen Reisenden, welcher bereits allein durch diese wilden Gebirge streifte, und welcher genöthigt gewesen wäre, zwei oder drei seiner kleinen Schritte zu machen, um über einen jener hohen Ameisenhaufen wegzusetzen, welche man in diesen Tannenwäldern trifft.

Er hatte eines der hübschesten und rührendsten weiblichen Kindergesichter, das ich je in meinem Leben gesehen hatte. Große schwarze Augen, mit Wimpern, welche über das untere Augenlied Schatten verbreiteten, ähnlich dem künstlichen Schatten, mit dem die Frauen im Orient das Runde des Auges einfassen, um den Schein desto heller zu machen; ein halbgeöffneter Mund, wie der aller Kinder, welche ein ganzes langes Leben einzuathmen scheinen, und die noch nichts in ihrem Herzen zu bewahren haben; kleine und wie Perlen an einander gereihte Zähne; eine kleine Nase, deren durchsichtige Löcher wie die Flügel eines kleinen Vogels sich bewegten, welcher seine Flügel, noch ehe sie befiedert sind, öffnen will; eine runde, weiße Stirne über den Augen, roth gezeichnet unter den Haaren von dem schweren Hut, welcher die zu weiche Haut gedrückt hatte; dunkelblonde, fast schwarze, lange, gelockte, glänzende und vom Wasser, das herabfloß, verwirrte Haare in feinen und feuchten Locken, wie die einer Frau, welche am Morgen ihr Haar aus dem Netze, in welches sie es die Nacht über gewickelt hatte, zieht und kämmt. Mit allem diesem verband das Kind einen Ausdruck von Ernst, Nachdenken, Aufmerksamkeit auf das, was sie that, in ihrem Blick, ihrer Physiognomie, ihrer Haltung und ihren Bewegungen, welcher von seinem Alter nicht zu erwarten stand. Ich konnte nicht müde werden, es zu betrachten, wie es seine Jacke ablegte, seine Taschen leerte, seinen Sack auf dem Stuhl umkehrte, seinen

Stock hinter die Thüre stellte und in die Küche ging, während es sich in Acht nahm, nichts in Unordnung zu bringen, und mit seinen groben beschlagenen Schuhen nicht auf die Pfoten des Hundes oder der Katze zu treten. Genovefa betrachtete es mit nicht weniger Aufmerksamkeit und bewunderte es mit nicht weniger Staunen als ich. Sie schien es sogar mit einem stätigeren und gerührteren Auge zu betrachten, als ob in diesem Gesicht und diesem Charakter irgend eine Erinnerung oder eine Aehnlichkeit läge, welche ihre Gedanken fernhin trüge, wohin sie nicht gehen wollte.

135.

Als das Kind am äußersten Ende der Bank mit seinem Essen zu Ende gekommen war und uns mit Gespräch am Feuer beschäftigt glaubte, ohne ihm Aufmerksamkeit zu schenken, nahm es leise seinen am Feuer auf dem Stuhle getrockneten Sack, legte ihn auf den Tisch, auf welchem es sein Brod gegessen hatte, machte ihn auf und breitete einzeln vor sich auf dem Tischtuch alle kleine Habseligkeiten aus, welche darin enthalten waren. Es berührte, untersuchte, wischte und ordnete sie, um sich zu überzeugen, daß der Regen nichts von dem verdorben habe, was es mit so vieler Sorgfalt der Frau oder den Töchtern seines Herrn überbringe. Es waren hölzerne Schachteln, mit rothen und gelben Blumen bemalt, und mit Nadeln und Stecknadeln in kleinen Fächern von blauem Papier gefüllt, Kinderspielsachen, Rosenkränze mit kleinen schwarzen und rothen Kugeln, messingne Ringe, und endlich ein in doppeltes braunes und grobes Papier eingewickelter Brief, in welches die Krämer ihr Zuckerbrod einwickeln. Es betrachtete, berührte, wendete und drehte, reinigte und polirte Alles dieses, wie nur eine verständige und sorgsame Person es hätte thun können, als hätte es durch eine frühe Trennung die Wichtigkeit der Gegen-

stände bemerkt, welche ihm sein Herr anvertraut hatte, und bemerkte nicht einmal, daß ich und Genovefa es heimlich beobachteten.

Als es Alles durchmustert hatte, wickelte es dasselbe wieder ein, brachte Alles in verschiedenen Papieren unter und legte es wieder in den Sack, welchen es sorgfältig oben zuband. Dann zog es von Neuem seine Jacke aus, öffnete sein grob leinenes Hemd, dessen Grobheit und Farbe um so besser die Feinheit und zarte weiße Farbe der Haut des Kindes hervorstechen ließen. Mit beiden Händen nahm es von seinem Halse eine lange Halsschnur von schwarzem Haar, an deren Ende auf seiner Brust ein offenbar werthvollerer und persönlicherer Gegenstand hing, welchen es auf den Tisch legte, den es noch sorgfältiger mit seinen Fingern untersuchte, und welchen es mit noch aufmerksameren Augen beobachtete. Es war eine breite runde und platte zinnerne Büchse, wie diejenige, in welchen die Pilgrime ihre Reliquien und die Matrosen ihre Papiere tragen.

Nachdem sie das Kind mit seinem kleinen Athem ordentlich angehaucht und mit seiner kleinen Hand polirt hatte, öffnete es sie, um sich ohne Zweifel noch besser zu überzeugen, daß der Regen nicht darein eingedrungen sei. Es zog etwas heraus, das in der Büchse in sieben oder acht Wendungen aufgerollt und von Papier umgeben war, wie die Ringe einer gezähmten Schlange, welche in der flachen Hand eines arabischen Schlangenzähmers schläft. Es entrollte die Ringe, entfaltete das Papier, und wir sahen daraus langsam eine lange Locke von kastanienbraunen Haaren hervorkommen, die so geschmeidig, so gelockt, so frisch an natürlicher Farbe waren, als ob sie eben erst unter der Scheere einer Schwester oder einer Mutter von der Stirne eines jungen sechzehnjährigen Mädchens gefallen wären. Beim Anblick dieser Haarlocke stieß Genovefa, welche von ihrem Stuhle aufgestanden war, um

sich hinter das Kind zu schleichen, einen Schrei aus, entriß die Haare aus seinen kleinen Händen, nahm sie in die ihrigen unter heftigem Zittern, näherte sie der Lampe, betrachtete und berührte sie, während sie immer blasser wurde, und rief dann, während sie den kleinen Knaben scharf ins Auge faßte, aus:

— Von Wem habt Ihr diese Haare?

— Von der Nonne, erwiderte das Kind.

— Von welcher Nonne? sagte Genovefa.

— Von der Nonne des Hospizes in Grenoble.

— Ihr seid also ein Kind aus dem Hospiz?

— Ja, sagte das Kind, indem es den Kopf senkte und roth wurde, als ob es schon verstanden hätte, daß sein Unglück mit Schande verknüpft sei.

— Und von Wem sagte sie, daß diese Haare kommen, setzte sie mit einer solchen Hastigkeit der Worte und solchem Zittern des Herzens hinzu, daß sich die Worte auf den Lippen zu stoßen schienen, und daß die Locke in ihren Fingern wie ein Blatt im Wind zitterte.

— Von meiner Mutter! antwortete das Kind.

— Von Eurer Mutter! rief Genovefa aus, und sie sank ohnmächtig nieder, die Arme um den Hals des Kindes geschlungen.

Ich ahnte, daß ein großes Geheimniß, vielleicht unlösbar, von Neuem sich vor dem Herzen des armen Mädchens aufwerfe; aber ich sagte wie sie: Gott ist Gott, und was die Menschen Zufall nennen, heißen die Engel Vorsehung!

136.

Die Ohnmacht Genovefa's dauerte nur eine Sekunde, sie erhob sich schnell wieder von der Bank, auf welcher sie sich niedergesetzt hatte, als sie fühlte, daß ihr ihre Kniee den Dienst versagen, umarmte mit beiden Armen das Kind und rief: Jo-

sette, Josette! Das Kind, welches von dieser Bewegung und diesem Geschrei erschreckt war und von dieser heftigen Aufregung Genovefa's nichts begreifen konnte, glaubte, sie wolle ihm die Briefe, die Büchse und die Haare, welche es auf dem Tisch ausgekramt hatte, entreißen; es bedeckte sie mit seinen beiden kleinen Händen, als wollte es sie mit allen Leibeskräften festhalten; es schien, während es mich ansah, ganz trostlos und bat mich mit der Stimme und den Augen um Hülfe. Genovefa, welche den Schrecken, den sie dem Kinde einjagte, nicht bemerkte, hielt mit ihren beiden Händen seinen Kopf, näherte ihn und stieß ihn wieder zurück, näherte ihn bald ihrer Brust, bald der Lampe, um sich zu überzeugen, daß keine Täuschung ihre Sinne blende, und daß die Züge des Kindes, welche sie also untersuchte, und welche sie in ihren Gedanken mit den Zügen verglich, welche sie im Gedächtniß hatte, in der That diejenigen ihrer armen Schwester seien. Sie stieß nur bald da, bald dort abgerissene und kurze Worte aus, welche sie an sich selbst richtete. „Ist es wohl ihre etwas gewölbte und in der Mitte durch diese kleine Falte, welche meine Mutter das Nest meiner Lippen nannte, getrennte Stirne? — Ja!“ und sie küßte die glatte und weiße Stirne des Kindes auf derselben Stelle, auf welcher sie so oft die Stirne von Josette geküßt hatte. — „Ist es denn auch wirklich ihre, am untern Ende durch zwei schöne kleine Nasenlöcher, durch welche man am Abend den Rosenschein unserer Lampe hindurchleuchten sah, etwas aufgestülpte Nase? — Ach ja, es ist ganz diese Form und diese Durchsichtigkeit,“ und sie drückte das Gesicht des Kleinen gegen ihre Brust. — „Ist es auch dieser Mund, dessen beide in ihren Wangen schwimmende Winkel sich aufthaten, wenn sie munter war, und sich so zusammenzogen, wenn sie zum Weinen gestimmt war? — Oh! ja, ja! Sehet doch, mich däucht, sie wolle mit mir reden und meinen Namen aussprechen.“ Und sie faltete ihre Hände vor den zitternden Lippen des Kindes, welche zum

Weinen geneigt schienen. — „Sind es auch ihre Augen, die dasselbe Blau wie der winterliche Himmel hatten? Ist es ihr Kinn mit demselben Grübchen? Dieser runde, weiße, ein wenig gesenkte Hals, von welchem das Milchhaar sich bis zwischen die Schultern herab schlängelte? — Ach! ja, ja!" Und bei diesen Worten zog sie sachte das Halsband des Kindes ab, untersuchte genau den Hals des Kleinen vornen, hinten, auf beiden Seiten und küßte ihn auf allen Seiten. Dann stieß sie plötzlich einen stärkeren Schrei aus, kehrte sich gegen mich und zeigte mir mit dem Finger etwas. „Oh! Sehen Sie doch nur, mein Herr, Alles, Alles! bis auf das Zeichen hinaus, welches wir das Korn der Schönheit nannten, welches Josette gerade an der Stelle hatte, wo ihr Hals sich mit ihrer Brust verband, als ob ihr die Engel bei ihrer Geburt eine schöne Nadel von Bernstein an den Anfang der Brust gesteckt hätten! Sehen Sie nur, hier ist es! Mein Herr! Da soll man mir sagen, daß sie es nicht ist!" Bei diesen Ausrufungen des Staunens und der Freude öffnete sie ein wenig das grobe Hemd von ungebleichter Leinwand, welches das Kind trug, und zeigte mir in der That ein breites, bereits mit blondem Flaumhaar bedecktes Zeichen; sie küßte es noch leidenschaftlicher, als sie die Stirne, die Haare, das Kinn und die Wangen geküßt hatte. Dieses Zeichen, welches sich an derselben Stelle, wie auf der Brust von Josette befand, schien Genovefa der von Gott selbst unterschriebene Taufschein des Kindes zu sein, welches also der Zufall in ihre Hände zurückführte.

Sie verhüllte sich ein wenig und fiel auf die Bank zurück, während sie fortwährend das hübsche, erstaunte Gesicht des armen Kindes anblickte und sich die Augen abwischte, aus welchen am Ende zwei Ströme süßer Thränen flossen.

137.

— Wie kommt es denn, daß diese Frau mich so auskleidet

und weint? sagte das arme Kind ganz zitternd und mich ansehend, als wollte es mich fragen; denn es sah wohl, daß die Magd zu sehr schluchzte, um ihm eine Antwort zu geben.

— Sie hat Eure Mutter gekannt, sagte ich zu ihm, und Ihr habt so viel Aehnlichkeit mit ihr, daß sie sie nach ihrem Tode wiederzusehen und in Euch zu umarmen glaubt.

— Meine Mutter? sagte der Kleine; sie ist nicht gestorben, Gott sei Dank! Im Gegentheil, sie befindet sich wohl; sie ist um vieles jünger und röther auf ihren Wangen als jene, und dann sagt Jedermann, daß ich ihr ganz und gar nicht ähnlich sehe, nicht mehr als ein weißes Lamm einem schwarzen Schafe ähnlich sieht! Sie hat Haare wie die Platte des Kamins, und ich habe welche wie die Reben an unserm Weingeländer! Doch, setzte es hinzu, es ist am Ende möglich, da ich ja (es zählte an seinen Fingern) eine, zwei, drei, vielleicht sogar vier Mütter hatte. Man sagt bei uns im Lande, daß die andern Kinder nur eine Mutter haben, und so mag diese Jungfer am Ende doch recht haben.

138.

— Du hast zwei, drei, vier Mütter gehabt? rief Genovefa aus, welche Alles gehört hatte, indem sie aufs Neue in convulsivischen Bewegungen aufsprang und mich mit triumphirendem Auge betrachtete, als wollte sie mir sagen: da sehen Sie, ob mich mein Herz und meine Augen getäuscht haben?

Nun gut, sagte sie darauf zu dem Kleinen, welchen sie aufs Neue mit mehr Ruhe und mit derselben Zärtlichkeit der Stimme ausfragte, wer war denn deine erste Mutter? Laß sehen, erzähle es uns.

— Oh! die erste, antwortete das Kind, diese habe ich nie gesehen. Man sagt, sie wohne in einem entfernten Lande, da oben, da oben, oberhalb dem Schnee und den Sternen, wohin man erst nach dem Tode gelangt.

— Sehen Sie, murmelte Genovefa, welche seine Worte trank, ich bringe das Kind nicht dazu, daß es sagt, seine erste Mutter sei gestorben.

— Nein, sie ist nicht gestorben, sagte das Kind, indem es ihr in das Wort fiel, aber sie lebt nicht in demselben Lande wie wir Uebrigen.

— Nun, wie Du willst, mein Kind, sagte Genovefa, und die zweite Mutter, kennst Du sie?

— Oh! diese, antwortete das Kind, ja, ich erinnere mich an sie ein wenig, ein wenig, nicht viel, sie war sehr böse und ließ mich sehr am Hunger und Durst und der Kälte leiden, aber ich weiß nicht einmal ihren Namen.

— Und die dritte?

— Oh! die dritte, sagte das Kind, während es fröhlich mit beiden Händen klatschte, sie ist meine beste Mutter, sie ist meine rechte Mutter! Sie heißt Lucie, sie ist die Frau meines Vaters! Ach diese! Wir haben uns sehr lieb! Sie sorgt für mich wie Ihr! Und sie weinte auch sehr, als ich sie an Johanni nach dem Markte verließ und zum erstenmal meinen Vater begleitete, um auf dem Wege den Blasbalgen zu treiben, während er die Kacheln der Landleute verzinnt.

— Und wo wohnt sie, deine dritte Mutter? fragte Genovefa.

— Sie wohnt da unten, ganz weit von hier, auf der andern Seite der Echelles, in einem Lande, welches man das Gros Soyer nennt, wo es fünf von einander abgelegene Häuser gibt, welche alle einen Obstgarten und eine Wiese mit Nußbäumen und zahmen Ebereschen haben, und die schönsten davon gehören uns.

— Aber das Dorf, wie heißt man es? fragte die Magd.

— Ah! das Dorf, man heißt es die Gemeinde, sagte das Kind zuversichtlich.

— Du weißt für ihn keinen andern Namen?

— Nein, sagte der Kleine, aber ich kenne den Weg zu ihm ganz gut, und wenn man über die Echelles gekommen ist, wendet man sich links, geht einen Strom eine ganze Stunde entlang, und dann wendet man sich rechts, steigt hinauf immer höher auf dem Fußweg der Ziegen und kommt bei Sonnenuntergang zum Hause meines Vaters. Gefällt es Gott, und wenn Ihr mir morgen vor Sonnenaufgang ein Stück von Eurem Brod in die Tasche geben wollet, so hoffe ich, so klein ich auch bin, am Abend dort einzutreffen? Aber, mein Gott, wie betrübt wird meine Mutter Lucie sein, wenn ich ihr sagen werde, warum ich ganz allein komme, und daß mein Vater sie durch mich abholen läßt, um von ihr Abschied zu nehmen, um in ein Land zu reisen, aus welchem man niemals, niemals zurückkommt! Nie! Nie! wiederholte das bestürzte Kind zwei oder drei Male.

— Oh! Du sollst nicht allein gehen! rief Genovefa aus, während sie das Kind aufs Neue umarmte; eher will ich mit Dir gehen, siehst Du, oder vielmehr sollst Du nicht weiter als bis hierher gehen; ich will an Deiner Stelle gehen; ich will sogleich abreisen, während Du schläfst; in Echelles will ich nach der Gemeinde fragen, wo das Dorf Gros Soyer ist und morgen Abend will ich Deine Mutter Lucie zurückführen, die Du dann nach Voiron führen sollst, damit sie ihren Mann sehe, und wir wollen hoffen, daß er sich von ihr nicht auf so lange Zeit verabschieden wird, als Du glaubst, armer Kleiner!

Bei diesen Worten wollte Genovefa ihre Holzschuhe ausziehen und ihre Lederschuhe anlegen. Ich hielt sie am Arme zurück.

— Nein, sagte ich zu ihr, Genovefa, Ihr dürft nicht gehen, so wenig als der Kleine. Ich will einen Eurer braven Nachbarn, welcher die Gegend kennt, aufwecken, und ihm seinen Taglohn und sein Maulthier bezahlen, damit er in Gros Soyer die Frau abhole. Im Rückweg läßt er dann dieses

arme Weib auf das Maulthier sitzen, und sie werden vor dem Abend des morgigen Tages hier eintreffen. Laßt Ihr den Kleinen ein paar Stunden schlafen, da er der Ermüdung und dem Schlafe unterliegt. Mit Anbruch des kommenden Tages setzt Ihr Euch dann beide auf mein Pferd, das ganz sanft geht, und ich will es selbst am Zaume führen. Wir werden mit einander in Voiron absteigen, der Kleine wird uns in das Haus führen, in welchem er seinen kranken Vater zurückgelassen hat, ich will den Arzt, welcher ein Freund von mir ist, kommen lassen, Ihr werdet den Mann der Lucie verpflegen, da Ihr so große Uebung in der Krankenpflege habt, und seine Frau wird dann auch eintreffen, um ihn zu trösten, wenn er sterben muß, oder ihn mit sich zu nehmen, wenn ihm das Leben neu geschenkt wird, und so könnt Ihr dann mit der armen Frau das Geheimniß aufklären, welches das Gesicht dieses Kindes in Eurem Herzen angeregt hat. Wer weiß, ob nicht, wie Jocelyn sagt, der aus dem Nest auf die Thürschwelle gefallene Vogel hie und da der glücklichste der Brut ist?

— Sie haben recht, mein Herr, sagte Genovefa, während sie ihre Holzschuhe wieder anzog und eine etwas gezwungene Physionomie annahm, als ob sie gegen ihren Willen die Richtigkeit meiner Bemerkung eingesehen hätte, wenn sie gleich sehr bedauerte, daß diese vierundzwanzig Stunden Verzug eben so lange die Ungeduld verschieben, welche sie empfand, mit Lucie über dieses Kind zu sprechen, welches sie bereits anbetete und von dem sie fürchtete, es noch zu verlieren. Sie haben recht, ich will den alten Vater la Cloche (die Glocke) wecken. Man heißt ihn so wegen des Glockenspiels, das er an den Hals seines Maulthieres hängt, und das macht, daß man ihn schon von Weitem mitten durch den Schnee hört. Er kam gerade vorgestern von Grésivaudan zurück, und sein Thier wird gehörig ausgeruht haben.

139.

In wenigen Minuten war das Kind zu Bett gelegt und eingeschläfert, der Vater la Cloche aufgeweckt, mein Handel mit ihm abgeschlossen, daß er die Frau des kranken Mannes in Gros Soyer abholen, und das Maulthier mit einem Saumsattel satteln solle, mit einem wollenen Polster bedeckt, damit die arme Frau auf dem Rückweg sich darauf setzen könne. Bald hörte ich das Klingeln der Glocken des Thieres, als es sich nach der Seite Savoyens entfernte.

Ich legte mich selbst auf einige Stunden zum Schlafe nieder. Was Genovefa betrifft, so war sie von innerer Bewegung, Ungewißheit und Hoffnung, die in ihrem Herzen sich bekämpften, so fieberhaft aufgeregt, daß sie die Küche, in welcher das Kind schlief, nicht verlassen wollte, und daß sie sich nur an die Rücklehne ihres Stuhles anlehnte, die Augen auf das Bett gerichtet, wo das Kind schlief, als hätte sie es mit den Augen bewacht, damit es nicht während ihres Schlafes verschwinde. Ich glaube auch gerne, daß sie in dieser kurzen Nacht alle Stunden schlagen hörte.

140.

Ehe noch der kommende Tag die schwarzen Gipfel der Tannen auf dem Blau des Himmels klar zeichnete, machte Genovefa, welche mir nicht zu rufen wagte, die aber gleichwohl mich in Kenntniß zu setzen wünschte, so viel Lärm im Hause und so viel Geräusch auf dem Steinboden mit ihren Holzschuhen, daß ich diesen indiscreten Ruf verstand und von meinem Bette mich erhob, in welchem ich ganz angekleidet eingeschlafen war. Ich ging in den Stall des kleinen Wirthshauses, wo ich mein Pferd untergebracht hatte. Ich sattelte es und legte ihm den Zaum an, ich entlehnte eine Pferdsdecke von grober Wolle, um sie über dem Sattel auszubreiten; ich

ließ Genovefa hinaufsteigen, welche das Kind in ihren beiden Armen fest vor sich hielt; mit der rechten Hand nahm ich den Kopf des Pferdes, meine Flinte unter den linken Arm, und wir gingen so, bald stille, bald im Gespräch bis an das Thor von Voiron, wo wir vor Mittag eintrafen.

141.

Das Kind machte unsern Wegzeiger; sein Gedächtniß schien sich alle Steine auf dem Wege und alle Thüren bis zu einem elenden Wirthshaus der Vorstadt von Lyon eingeprägt zu haben. Wir traten in einen weiten Hof, welcher mit Karren, mit Ketten, welche vor den Deichseln ihrer Frachtwägen auf dem Boden lagen, mit Pferden, welche man zur Tränke führte, und mit allem Lärm eines Wirthshaushofes angefüllt waren, in welchem man aus den untern Räumen das Anstoßen der Gläser und die cynischen Flüche der Karrenbauern hörte. Das Kind eilte vor uns her. Es stand im Hintergrund des Hofes rechts unter einem finstern Schoppen still, aus welchem eine Art von Treppe oder vielmehr eine Leiter von schmutzigem und wurmstichigem Holz heraussah, welche zu der Herberge der Hausirer, der Scheerenschleifer und Pfannenflicker führte, wenn sie in Voiron übernachteten. Das Kind schien vor Ungeduld zu brennen, seinen Vater wieder zu sehen, doch ehe es die erste Stufe der Treppe hinaufstieg, hielt es inne; kehrte sich mit einer geheimnißvollen Miene, welche mit der lieblichen Naivetät seines Gesichtes contrastirte, zu Genovefa um, und sagte ganz leise zu ihr: „Fräulein, laßt von dem, was ich von meiner ersten, meiner zweiten und meiner dritten Mutter Euch gesagt habe, vor meinem Vater nichts verlauten; Lucie will es nicht haben. Sie hat mir gesagt, daß sie mich auf der Stelle verlassen würde, wenn ich jemals hierüber mit ihrem Manne reden würde, denn er darf es nicht wissen, daß ich

mehrere Mütter habe. Sie sagte, das würde ihn betrüben und ihr einen Zank zuziehen.

Wir sahen uns mit Staunen über die Vorsicht der Lucie und die Klugheit des Kindes gegenseitig an. Wir versprachen dem Kinde, von seinen vertraulichen Mittheilungen, die es uns am Abend zuvor in seiner Naivetät gemacht hatte, nicht zu sprechen, und stiegen die Treppe hinauf.

142.

Oben fanden wir auf einer Art von Heuboden, der aus schlecht zusammengesetzten tannenen Brettern gebildet war, ein großes, dem Schober entzogenes, mit fünf oder sechs Bettladen, die mit ihren Strohsäcken bedeckt waren, und mit einigen Stühlen möblirtes Zimmer. Durch die Thüre allein konnte Luft in dieses brennend heiße, von den ätzenden Dünsten des Stalls, welcher darunter war, erhitzte Zimmer dringen. Eine Fuhrmannslaterne, welche an der Decke mit einem Seil befestigt war, und in der ein Stück Unschlitt brannte, erhellte die Lagerstätten. Sie waren alle leer, außer der letzten, die an der Scheidewand des Heuschobers stand. Der Schein der Laterne erhellte auf diesem Bett die Formen eines Körpers unter der Decke und das blasse Gesicht des armen Kranken auf dem Kopfpolster.

— Ich bin es, Vater, rief das Kind, indem es dem Bett zueilte und seine kleinen Arme um den Hals des Sterbenden schlang.

— Ach, Du bist es, erwiderte er mit einer von seiner Krankheit erstickten Stimme, welche aus einem tiefen Fiebertraume aufzuwachen schien, und wo ist Lucie? Hast Du Deinen Weg nicht mehr finden können?

— Lucie kommt morgen auf einem Maulthier, mit einem Mann von Valneige, welcher sie im Auftrag eines Herrn und eines Fräuleins holt, welche für die Armen ein gutes Herz

haben, und mich hieher nach Voiron auf einem schönen Pferd geleiteten, damit sie für Dich weiter sorgen.

Das Kind erzählte sodann in wenigen Worten dem Kranken Alles, was sich in dem Hospize von Valneige am letzten Abend zugetragen habe, ohne jedoch von der Entdeckung seiner Haare und dem Eindruck zu reden, welche seine Aehnlichkeit mit der Schwester der Magd hervorgerufen hatte. Dann winkte es Genovefa und mir, daß wir uns dem Bette nähern, und sagte zu seinem Vater: „Da ist die Dame und hier ist der Herr!“

Der Kranke suchte sich auf seinem schwachen Ellbogen aufzurichten, und erschöpfte sich im Danke und Staunen über so viel Güte, welche fremde Personen für sein Kind, seine Frau und für einen armen Mann, wie er, hätten. Wir verboten ihm, bevor er ganz geheilt sei, vom Danke zu reden. Nachdem Genovefa dem Kind eine Erfrischung verschafft hatte, begann sie den Fußboden des Zimmers zu fegen und zu waschen, zündete ein kleines Feuer in einem Ofen über dem Vorplatz an, um Thee zu machen, zerschlug den Zucker in Stücke, wechselte das vom Schweiß genäßte Weißzeug des Kranken mit einer so gewandten und sanften Hand, daß er kaum bemerkte, daß man ihn bewegt habe; das Kind unterstützte sie dabei mit einem Eifer und einer Besonnenheit, die sich von seinen Jahren nicht erwarten ließen. Ich ging hinunter in die unteren Räumlichkeiten des Wirthshauses und bezahlte dem Wirth den Preis aller Bettstellen seines Heuschobers, damit man dort keinen Fremden einlogire, bis zu der Heilung oder bis zu dem Tode des Pfannenflickers. Ich sagte, dieser Mann sei einer der Pächter meiner Familie, für welchen ich mich ganz besonders interessire. Ich gab dem Stallknecht ein Trinkgeld, damit er so viel als möglich die Zänkereien und Flüche unter dem Zimmer verhindere, und suchte selbst den jungen Arzt, meinen Schulkameraden, einen trefflichen Mann, auf, welcher in seinem Amte noch mehr Herz als Kunst ver-

rieth. Aber eben dieses gab mir Vertrauen zu ihm, denn die Medicin ist nach meinem Dafürhalten vor Allem die Absicht, mehr noch als eine Kunst, zu heilen. Die Wissenschaft des Arztes hat nur Axiome, sein Herz hat Ahnungen. Der Wille, zu helfen, ist an sich selbst eine Macht, welche hilft. Ein Arzt muß ein gutes Herz haben; das ist mehr, als die Hälfte seiner Kunst.

Ich traf ihn, wie er eben von seinem Besuch im Spital zurückkam. Er folgte mir in die Herberge und fühlte dem Kranken den Puls. Er affektirte eine Miene der Befriedigung und des Vertrauens in seine Worte und in seine Physiognomie vor ihm. Er wußte, daß die Hoffnung eine große Lebenskraft ist, und daß man das Leben zumeist dann aufmuthigen muß, wenn es mit dem Tode kämpft. Er befahl Genovefa, welche er kannte, die einfache, milde und herzliche Behandlung, wie sie jenen Naturen entspricht, bei welchen die Krankheiten selbst so einfach als ihr Stand sind.

Nachdem er also den leidenden Mann beruhigt und das Kind getröstet hatte, welches das Gesicht des Arztes betrachtete, wie die Engel das eines Propheten betrachten, nahm er Genovefa und mich bei Seite im Vorraume des Zimmers und sagte uns mit einem Ausdruck des Zweifels und der Besorgniß: es ist dieses eine Brustfellentzündung im fünften Tage; der neunte wird entscheiden. Der Fall ist bedenklich, aber noch nicht ohne Hoffnung. Die Getränke, der Schweiß und die Seelenruhe sind das einzige, was zu beobachten ist. Ich werde jeden Tag mehrmals kommen, um Genovefa Anweisung zu geben. Sie kann hiebei mehr als ich thun. Ich bin nur das Auge, welches das Uebel sieht; sie ist die Hand, welche es berührt und es jeden Augenblick bekämpft.

Genovefa kehrte auf ihren Posten neben dem Bett zurück; das Kind beschäftigte sich damit, den Handwerkszeug seines Vaters zu reinigen und den Blasbalgen im Hof, am Fuß der

Treppe, auszubessern, es ging und kam fortwährend von seiner Arbeit zu Genovefa und von Genovefa zu seiner Arbeit mit bloßen Füßen, um keinen Lärm zu machen. Ich nahm ein Zimmer im Wirthshaus gegenüber dem Heuschober. Ich sah von meinem Fenster aus Alles, was Genovefa und das Kind auf der Treppe des Stalles mit einander machten. So oft sie herauskam, um frische Luft zu schöpfen oder um Dieses oder Jenes in der Küche des Wirthshauses zu holen, strich das Mädchen mit der Hand durch die blonden Haare dieses schönen Kindes, zupfte sie auf zwischen ihren Fingern wie Seide, sah sie in der Sonne glänzen und küßte ihm die Stirne heimlich, in der Voraussetzung, daß sie Niemand beobachte.

143.

Sechsunddreißig Stunden vergingen also, ohne daß sich der Zustand des Kranken wesentlich geändert hätte. Am dritten Tag, welcher der neunte der Krankheit war, machte der Arzt bei seinem Weggehen eine Bewegung der Entmuthigung. Wir haben nur noch Wunder für uns, sagte er beim Hinuntergehen zu mir, und die Natur vervielfältigt sie nicht; finde ich ihn diesen Abend ebenso schlecht, so dürfte es Zeit sein, diesem armen jungen Manne zu sagen, daß er sein Haus bestelle. Ich ging einige Schritte weit mit meinem Freund in der Straße, und kehrte, für Genovefa und für das Kind über das Prognosticon des Arztes betrübt, nach Hause zurück.

Kaum war ich in den Hof des Wirthshauses getreten, als ich hinter mir die Schellen eines Maulthieres aus dem Gebirge hörte. Als ich mich umkehrte, sah ich einen noch rüstigen Greis, einen langen Stock, mit einem aus ledernen Streifen geflochtenen Knopf, in der Hand, welcher an dem Zaume ein kleines Maulthier führte, auf dessen Saumsattel eine kleine Bäuerin, ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, saß. Genovefa hatte vor mir den Klang der Glocken gehört und die Ankunft

des Vaters La Cloche geahnt. Sie war schon auf der Treppe und eilte ihm mit dem Kinde entgegen. Sie begrüßte den Greis, während das Kind, welches ihr voraneilte und seine Mutter wieder erkannt hatte, sich unter einem Strom von Thränen in die Arme der jungen Bäuerin warf.

144.

Es war ein prächtiger Kopf von Greuze, diesem Maler, welcher, in armer Hütte geboren, nach Raphael am besten die ländliche Venus, die Dorfschönheit, die Einfalt, Grazie und Reinheit der Gesichter der jungen Mädchen und Kinder auf dem Lande darstellte. Der Bruder von Greuze war Pfarrer auf einer der Besitzungen meines Großvaters; wenn der Raphael der Bauern ein paar Sommertage bei seiner Familie zubrachte, so führte der Pfarrer den Maler auf das Schloß. Beim Fortgehen hinterließ er immer irgend welche Skizze seines Pinsels meinem Großvater, ein Gesicht, einen Kopf, einen charakteristischen Zug der Sitten auf einem Fetzen Leinwand. Nach der Abreise des Künstlers rahmte man diese gleichgültigen Spiele seines Genies ein. Diese Bilder von Greuze waren die ersten Gemälde, auf welchen meine Kinderaugen ausruhten; daher denke ich, kam mir jenes Gefühl für ländliche Schönheit, eine Schönheit sanft für das Auge, welche nicht blendet, aber rührt, und deren unförmiger und freundlicher Ausdruck an die durchdringende Melancholie jener einfachen Noten erinnert, welche die Hirtenpfeifen immer auf dieselbe Weise in der Ferne aus unseren tiefen Thälern wiedertönen lassen.

145.

So war das Gesicht von Lucie, der jungen Frau des Pfannenflickers. Das Sinngrün, welches am Schatten neben der Quelle wuchs, hatte nicht ein blasseres und von dem Wiederstrahl des fließenden Wassers nüancirteres Blau als ihre

Augen. Ihre Züge waren ruhig wie Linien, welche die Leidenschaft niemals entstellt hat; ihr Mund hatte selbst bei der Unruhe und dem Kummer, welche ihre Lippen blaß und zittern machte, jene Falten der Zärtlichkeit und jenes unbestimmte gutmüthige Lächeln, welches so zu sagen auf dem immer halbgeöffneten Munde der jungen Bäuerinnen ausgehauen bleibt. Schöne, kurze und wohlgeordnete Zähne wie die eines Schafes sahen aus ihren Lippen hervor. Ein runder, ganz platter Hut mit breiten Fransen, auf welchem eine Tresse von schwarzem Faden war, bedeckte ihre weiße Haube. Kaum sahen daraus einige Locken schwarzer Haare hervor. Ein rothwollenes Halstuch war über ihre Brust gekreuzt; ein grün wollener, sehr kurzer Rock, gräuliche Strümpfe und grobe mit Nägeln beschlagene Schuhe, welche über dem Fuße mit einer silbernen Schnalle geknüpft waren, bildeten ihren ganzen Anzug.

146.

Kaum hatte sie den Kleinen geküßt, indem sie ihn mit ihren beiden starken Armen bis zu ihrem Gesicht hinaufhob, als ob er ein Säugling von achtzehn Monaten gewesen wäre, als sie schon die Treppe hinaufeilte, während sie das Kind an ihrem Halse hängen ließ. Das Kind zeigte ihr die Thüre, dann das Bett; sie näherte sich ihm mit leisen Schritten, fiel vor ihm auf die Kniee, und umarmte den Kranken mit ihrem rechten Arme, sie küßte seine feuchte Stirne mehrmals, während sie noch mit ihrem linken Arm den armen Kleinen drückte. Genovefa und ich waren ihr gefolgt, ohne daß sie uns große Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und wir wohnten stumm und gerührt diesen traurigen Umarmungen an.

— O mein Johann, sagte sie, erkennst du mich noch?

Der Kranke antwortete ihr nur damit, daß er ihre Hand mit allen ihm übrig gebliebenen Leibeskräften drückte und seine Augen, in welchen man seine beiden letzten großen Thränen-

tropfen erblickte, zu ihr wandte. Sie wischte sie mit den Fingern ab, und küßte sodann auf den Augen jenen ohnmächtigen Ausdruck der Zärtlichkeit eines Sterbenden.

— Ach! du erkennst mich noch! Nun gut! es ist recht, sagte sie, ich will dich schon hindern zu sterben, da dein Herz noch in dir durch mich redet; denn was sollte aus mir ohne dich werden, aus mir, die ich weder Vater noch Mutter noch Bruder auf der Welt habe? Wer sollte das Holz machen? Wer sollte den Hügel abmähen? Wer sollte den Winter über arbeiten, um im Sommer Brod und Geld in das Haus zu schaffen? Wer sollte das Kind erziehen und es das Handwerk lehren? Und wer würde so sehr seine arme arme Lucie lieben? .... Kurz, sie sagte ihm alle Gründe vor, aus denen es ihm verboten sei zu sterben, als ob sie geglaubt hätte, Sterben sei eine Art des Willens oder der Niedergeschlagenheit von seiner Seite und die Krankheit sei eine Laune, welche man mit guten Gründen beseitigen könne.

Aber der arme Kranke, welcher einen Augenblick durch den Ton der Stimme und die Unordnung seiner Frau aus seinen Träumen aufgeweckt worden war, hörte sie bereits nicht mehr an. Seine Augen hatten sich wieder geschlossen, seine Brust athmete schwer auf, sein unartikulirtes Stammeln zeigte seine letzten Traumbilder an. Seine Frau, welche sich in seiner Decke versteckt hielt, erhob von Zeit zu Zeit ihr Gesicht, um ihn anzublicken. Das Kind suchte sie zu trösten, indem es ihr von Genovefa sprach, deren Sorgfalt ihn bisher erhalten habe, von dem Arzt, welcher den Vater zwei oder dreimal täglich besuche, als ob er ein Herr wäre, und von mir, der ich den Kleinen und Genovefa hierher gebracht habe, indem ich das Pferd am Zaum führte, und der ich es an Nichts im Hause fehlen lasse.

147.

Diese Worte schienen die Hoffnung und den Muth im Herzen der armen Frau neu zu beleben. Sie schien erst dann zu bemerken, daß sie nicht mit ihrem Kind und dem Kranken allein im Zimmer sei. Sie ging schüchtern auf Genovefa zu, deren Namen und Charakter sie aus den Erzählungen kannte, welche der Vater la Cloche ihr auf dem Wege von den Diensten und der Herzensgüte der Magd ihres Hospizes gemacht hatte.

— Ich danke Euch recht, sagte sie zu ihr, indem sie ihre Hand faßte. Man sagt, Ihr habet mich mit so viel Aufmerksamkeit bei meinem armen Johann ersetzt, daß ich, wenn er je von dieser Krankheit wieder aufkommt, nur Euch seine Rettung auf dieser Welt zu verdanken habe. Was kann ich jemals thun, um Euch, mein Fräulein, meinen Dank abzustatten? Ach! ich kann Euch nichts geben!

— Wer weiß, meine arme Frau, antwortete Genovefa. Vielleicht könnet Ihr mir, wenn Gott das Leben Eurem Mann erhält, ebensoviel geben, als ich Euch gebe!

Sie dachte an das Kind bei diesen Worten, aber Lucie konnte nichts davon verstehen.

— Und Sie, mein Herr, sagte Lucie, indem sie sich zu mir wandte, was werden wir je thun können, um Ihnen die große Gefälligkeit heimzugeben, welche Sie für arme Leute, wie wir sind, an den Tag gelegt haben?

— Das Herz ist die Münze Derer, welche keine andere haben, antwortete ich ihr mit gerührtem Lächeln, mit welchem ich ihr meine Sorge über den Zustand ihres Mannes verbergen wollte, und das ist die beste Münze, wie das Evangelium sagt. Meine Schritte, die ich vom Berge herunter machte, und die Tage, welche ich in Voiron verlor, werden mir reichlich bezahlt sein, wenn Euch Gott Euren Mann zurückgibt.

148.

Aber ach! die Vorsehung schien die Wünsche, welche wir für die Genesung Johanns hegten, nicht erfüllen zu wollen. Am Abend des neunten Tages trat der Todeskampf ein. Man rief einen Priester herbei, damit er seinen Austritt von der Erde einsegne. Der Arzt versuchte umsonst die letzten Stärkungen gegen seine immer zunehmende Schwäche. Er näherte sich Genovefa und Lucie, welche beide gleicherweise am Fuße des Bettes, Lucie wegen ihres Mannes, Genovefa wegen Lucie, weinten, denn sie fing schon an, sie als Schwester zu lieben.

— Dieser Mann sollte den Notar kommen lassen, sagte er leise zu den Frauen; weil er nicht schreiben kann, so hinterließ er kein Testament zu Hause, und er hat noch Verfügungen zu treffen.

Johann hatte außer seinem Gewerbe und seinem Handwerkszeug ein kleines Besitzthum, wie alle Gebirgsbewohner, welches aus seiner Hütte, einem Garten, einem Stück Buschwaldungen auf dem Hügel, einer oder zwei kleinen Wiesen und einer Steppe auf dem bloßen Felsen bestand. Da er noch so jung war, hatte er nie daran gedacht, für den Fall seines Todes darüber zu verfügen. Er glaubte, daß dieses kleine Besitzthum ganz natürlich auf seine Frau und auf sein Kind übergehe. Er war niemals darüber besorgt. Als ihm aber der Arzt erklärt hatte, daß das Kind, wenn es das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hätte, Alles erhalten würde, und daß seine arme Lucie vielleicht von der Gnade einer Söhnerin im eigenen Hause abhänge, so willigte er ein, einen Notar und Zeugen kommen zu lassen, um sein Vermögen zwischen seiner Frau und seinem Sohne zu theilen. Ich war einer der schon anwesenden Zeugen für diese letzte Handlung, welche den Todten mit den Ueberlebenden durch das Erbe verbindet. Der Notar wohnte nur zwei Schritte vom Wirthshaus. Johann

hatte, wie dieses immer in den letzten Augenblicken der Fall ist, seinen vollen und klaren Verstand wieder bekommen.

149.

Er diktirte laut dem Notar sein Testament, und dieser schrieb seinem Willen gemäß folgende Worte: „Ich vermache den Genuß meines Gutes in Gros Soyer an meine Frau Lucie und das Eigenthumsrecht nach ihr an meinen Sohn."

— Ist dieses Alles? fragte der Notar den Sterbenden.

— Ja, antwortete der arme Mann. Da die Frau eine so gute Mutter ist, wird sie für das Kind, so lange sie lebt, sorgen, und nach ihrem Tode gehört dem Kinde Alles, was ich hinterlassen habe. Nicht wahr, Lucie? sagte er, indem er seine Frau ansah; ist das nicht auch also in Deinem Sinn?

Lucie antwortete nicht und kehrte sich gegen die Wand mit einem Ausdruck der Verzweiflung, welcher mich bei der gewöhnlichen Milde ihres Charakters und der melancholischen Ruhe ihrer Haltung befremdete. Seit man von dem Notar und dem Testament gesprochen hatte, und seit der öffentliche Diener mit den Zeugen in das Zimmer getreten war, schien sie einer innerlichen Bewegung preisgegeben, welche nicht nur den Ausdruck des Schmerzes verrieth, sondern welche auch alle Symptome der Seelenangst und Beklommenheit hatte.

— Nun gut! unterzeichnen Sie, meine Herren, sagte der Notar, nachdem er dieses kurze Testament in die gewöhnlichen Formalitäten eingekleidet hatte.

Ich trat vor, um zu unterzeichnen. Jedermann war stille, wie es nach Vollendung einer großen wichtigen Handlung gewöhnlich der Fall ist. Ich hielt die Feder in meinen Fingern und hatte bereits die ersten Buchstaben meines Taufnamens geschrieben. Ein furchtbarer Schrei ließ die Feder aus meiner Hand fallen. — Haltet ein, mein Herr, haltet ein! unterzeichnet nicht, rief sie aus, indem sie sich plötzlich um=

kehrte mit glühendem Gesicht, mit bittflehenden, zu ihrem Manne ausgestreckten Armen, während sie sich convulsivisch vor dem Bett auf die Kniee warf und sich die Brust mit der Faust schlug, wie Jemand, der beichtet und sich selbst für ein begangenes Verbrechen bestraft. Haltet ein, meine Herren, ich bin eine Elende! Ich verdiente nicht einen so guten Mann, wie der liebe Gott mir einen in Johann gegeben hatte! Ich habe getäuscht und gelogen acht Jahre hindurch, um ihm keinen Kummer zu machen, und ich wollte bereits noch einmal lügen, während der Tod auf seinen Lippen ruht, um nicht ein Kind zu enterben, welches ich allzu sehr liebe!

Ein Kind, welches Du zu sehr liebst, Lucie? sagte der über die Bewegungen und das Geschrei seiner Frau erstaunte Mann, und warum liebst Du denn unsern Kleinen allzu sehr? Ist er nicht der Deinige so gut als der Meinige?

— Oh! verzeihe mir, verzeihe mir, mein armer Johann! sagte Lucie, indem sie seine beiden kalten Hände in die ihrigen nahm und ihre Stirne darauf lehnte, als wollte sie dieselbe im Dunkel des Todes verhüllen. Nein, das Kind ist nicht das Deinige! Das unserige starb drei Monate alt. Ich wollte Dich bei Deiner Rückkehr mit diesem Geständniß nicht betrüben, ich habe gelogen, zuerst aus Liebe zu Dir und nachher aus Liebe zu dem Kleinen! Aber ich will Gott nicht bis zum Tod lügen, noch mein Gewissen mit dem Diebstahl belasten, welchen ich Dich an unsern Verwandten begehen ließe, wenn ich zugäbe, daß Du Dein ganzes kleines Vermögen einem Kinde gebest, welches nicht das unserige ist! Das Testament wäre ein Diebstahl, Johann! Schreiben Sie jetzt, Herr Notar, was er Ihnen angeben wird.

Nachdem Lucie dieses Geständniß aus ihrem Gewissen entwunden hatte, erwartete sie, wie vom Blitz getroffen, die Antwort des Sterbenden.

Nun gut! sagte Johann nach einem langen Zwischenraum

des Stillschweigens, während dessen er mühsam die verwirrten Fäden seiner Gedanken zu ordnen schien, Du hast mich nur zu meiner Beruhigung betrogen, sagte er zu seiner Frau, ich verzeihe Dir und segne Dich für Deine Lüge im Angesicht des Todes, Lucie! Ich liebte diesen Kleinen, als ob er der Deinige und der Meinige wäre, aber ich darf auch meine Verwandten nicht verkürzen. Schreiben Sie, Herr Notar, daß ich den Genuß meines Vermögens meiner Frau und nach ihr meinen Verwandten überlasse.

Der Notar schrieb, die Zeugen unterzeichneten und zogen sich zurück. Der Kranke, von innerer Rührung erschöpft, fiel in seinen Schlaf und sein Irrereden zurück, aus welchem ihn die Ankunft des Notars augenblicklich aufgeweckt hatte. Lucie wurde in Folge ihrer Seelenbewegung von einem leichten Fieber befallen und auf eines der Betten in demselben Zimmer gelegt, wo Johann mit dem Tode kämpfte. Genovefa hatte statt einer zwei Kranke zu verpflegen. Aber sie reichte zu Allem aus, ging vom Bett Johanns zu dem von Lucie mit dem Kinde, welches ihr half, und das sich von Stunde zu Stunde mit aller Zärtlichkeit, welche es für Lucie und Johann empfand, an sie anschloß. Es hatte von der Scene mit dem Notar und dem Testament nichts verstanden. Hätte man ihm auch tausendmal gesagt, daß Lucie und Johann nicht seine Eltern seien, so hätte ihm doch sein Herz immer noch stärker zugerufen, daß er ihr Kind sei.

150.

Drei Tage vergingen also, ohne daß eine wesentliche Aenderung in dem Gesundheitszustand des armen Mannes eintrat. Seine Frau, welche von der Last ihres Gewissens erleichtert war, erholte sich schnell wieder. Der langsame Verlauf der Krankheit gab ihr schon wieder etwas Hoffnung, Gott werde ihren Mann ihrer Liebe schenken. Selbst der Arzt fand die

Symptome beruhigender. Es gab in dem von den vier armen Leuten bewohnten Zimmer Stunden der Stille und der Ruhe, in welchen man nur das ruhigere und regelmäßigere Athmen des schlummernden Johann hörte. Die beiden Frauen, welche sich nicht mehr verließen, redeten alsdann leise am Fenster. Das Kind spielte oder arbeitete mit dem Handwerkszeug von Johann in der Hausflur. Genovefa bekam mehr und mehr Raum im Herzen und Vertrauen der Lucie. Seitdem diese junge Frau den Schrei ihres Gewissens vor dem Notar ausgestoßen hatte, schien sie Genovefa noch mehr zu lieben. Sie verlor sie keinen Augenblick aus den Augen, wie man mit dem Auge einen Schatz oder ein Geheimniß überwacht, von dem man fürchtet, es mit der Person, welche es besitzt, und deren Verschwinden es für immer verlieren würde, verschwinden zu sehen. Lucie bezahlte das Herz Genovefa's mit dem ihrigen. In diesen einfältigen Seelen hat die Freundschaft nicht jenen Rückhalt und jene berechnende Klugheit, welche sie langsam und verdächtig in den Ständen machen, in welchen die Gefühle verwickelterer Natur sind. Sich einen Dienst leisten, heißt sich kennen, sich gefallen, heißt sich an einander anschließen. Die Natur überlegt nicht, sie fühlt; diese beiden Frauen liebten sich.

151.

Eines Abends schlief der beinahe schon in der Genesung begriffene Johann ruhig auf seinem Kissen, und ein Strahl der untergehenden Sonne erleuchtete sein Bett. Ich beglückwünschte Genovefa und Lucie zu dem Wunder, welches sie von Gott und der Natur durch ihre Gebete und ihre Pflege ausgewirkt hätten. Genovefa verlor keinen Augenblick die Absicht aus dem Auge, das schon halb entdeckte Geheimniß über die Abstammung des Kindes vollends ganz zu enthüllen. Sie setzte sich auf eine vom Kranken entfernte Bettlade neben Lucie nieder. Ich setzte mich gleichfalls auf die dritte Bettlade, den

beiden Frauen gegenüber. Die Augen der Genovefa baten mich, mit Lucie zu reden. Ich verstand sie. Ich führte die Unterredung zu jenem ernsten und gerührten Ton der durch gemeinschaftlich gefühltes Glück hervorgebrachten Vertraulichkeit. Das Glück öffnet die Seele, und durch die Spalten des Herzens strömt mit den süßen Thränen der Freude Alles aus.

— Ihr habt neulich vor den Zeugen, sagte ich zu Lucie, nur ein Wort fallen lassen, das Euch theuer zu stehen kam, wie wir wohl bemerkten, um Eurem Manne zu gestehen, daß Ihr ihn sieben Jahre lang betrogen habt, indem Ihr ihn glauben machtet, daß das Kind, welches Ihr so sehr zu lieben scheint, das Eurige sei; aber heute, da Johann außer Gefahr ist und Ihr ihm doch Alles in Muße und ohne Angst sagen müsset, könnt Ihr auch Genovefa und mir erzählen, durch welchen Zusammenstoß von Ereignissen und Gefühlen Ihr, die Ihr doch so offen und gewissenhaft zu sein scheint, dazu kommen konntet, zu lügen und so Denjenigen, welchen Ihr so treulich liebet, zu hintergehen.

— Ich thue es gern, sagte sie; ich werde mit der Schande, welche ich dabei in Gegenwart Genovefa's empfinde, den Fehler abbüßen, welchen ich begangen habe.

Genovefa, deren gespannte Züge nichts als Aufmerksamkeit verriethen, hörte mit beiden Ohren zu, in der Hoffnung, in der Erzählung die Bestätigung ihrer Ahnungen über das Kind und einige neue Beweise über seine Abstammung zu erhalten.

152.

Als ich mich mit Johann verheirathete, sagte Lucie, war ich sechzehn Jahre alt; weder der Eine noch der Andere von uns weiß, wann wir anfingen, uns den Hof zu machen; wir wurden mit einander in der Hütte seiner Mutter aufgezogen. Wir waren zwei Lämmer aus demselben Stall. Sein Vater

war auch Pfannenflicker; er hatte souweise sein kleines, im Gebirge umgebrochenes Gut sich erworben. Seine Mutter verdiente sich ihren Lebensunterhalt damit, daß sie im Hospize Säuglinge annahm und sie um vier Franken monatlich aufzog; hatten sie dann das Alter, um auf die Felder zu gehen, so übergab sie sie an Herren und erhielt einen kleinen Taglohn für ihre Arbeit. Ich selbst bin eines jener Findelkinder, welche von ihr genährt und auferzogen wurden. Dieses eben gab mir wohl später den Gedanken zu meinem Fehler. Man liebt Diejenigen, welche denselben von den Menschen verachteten Namen wie wir tragen. Als ich jedoch größer wurde, wollte die Mutter Johanns, welche sich an mich mehr, als an die Uebrigen angeschlossen hatte, weil ich eine feinere Haut und ein zarteres Temperament besaß, sich nicht mehr von mir trennen. Sie behandelte mich ganz, als ob ich ihr eigenes Kind gewesen wäre, und erzog mich mit Johann, welcher nur vier Jahre älter als ich war. Man sagte sich auch, ich sei das Kind einer Dame von Genf oder Chambery, welche mich nicht anerkennen könne, welche aber heimlich jedes Jahr kleine Geschenke von schöner Leinwand und Kleidern meiner Stiefmutter schicke, um sie dadurch zu gewinnen, daß sie sich zärtlicher meiner annehme. Aber ich habe niemals darüber etwas Genaueres gehört, außer daß die Mutter des Johann kurze Zeit vor ihrem Tode zu ihrer Nachbarin, welche ihr darüber Vorwürfe machte, daß sie mich ihrem Sohne zur Frau gegeben habe, sagte: „Ihr möget von Lucie sagen, was Ihr wollt; wenn sie keinen Taufschein vom Rathhause hat, so hat sie einen köstlichen vom lieben Gott! Wenn über dieser Verbindung sich Jemand zu schämen hat, so ist es jedenfalls nicht mein Sohn!“

153.

Ich liebte also Johann, ohne es zu wissen, und Johann liebte mich, ohne es zu bemerken, die Mutter aber sah es

wohl, und an einem schönen Morgen sagte sie zu uns: Ihr liebet Euch? — Ei, sagten wir beide unter Erröthen, so ist es also doch wahr? — Nun gut, sagte die Mutter, Ihr müßt Euch heirathen. Wir waren überaus erfreut, denn wir liebten uns wirklich seit dem zwölften Jahr, ohne zu wissen, wie man das heiße, und wir heiratheten uns, um beide ganz allein und für unser ganzes Leben mit der Mutter Johanns zusammenzuleben, welche weder Mann noch Kinder mehr im Hause hatte.

154.

Johann ging im Winter fort und kam im Sommer zurück. Ich verpflegte seine Mutter und die Kühe während seiner Abwesenheit. Wie glücklich waren wir, wenn er aus der Ebene wieder heraufkam! Wir lebten lange zusammen, ohne Kinder zu haben. Endlich nach vierthalb Jahren, und nur ein Jahr nach dem Tode seiner Mutter, wurde ich schwanger. Johann ließ mir von weit her eine Hebamme kommen, die bei mir bleiben sollte, um mich während seiner Abwesenheit zu entbinden. Ich kam nieder, während mein Mann in Savoyen umherstreifte. Ach, welch ein schönes Kind, das ich ganz allein im Hause ernährte, nachdem die Hebamme wieder abgereist war, und wie freute ich mich erst darauf, es Johann zu zeigen, welcher so sehnlich einen Knaben wünschte, der ihn in seiner Arbeit unterstützen und einmal ihn ersetzen könnte, wenn er mich nicht mehr im Hause verlassen wolle.

155.

Ich muß Ihnen also sagen, mein Herr, daß das Gut, welches wir Gros Soyer heißen (dieses ist ein Baum, welcher Mark im Holze hat und aus welchem die Kinder Pfeifen machen), sehr hoch und sehr weit von jeder andern Gemeinde entfernt liegt. Das Haus steht ganz allein, am Rande eines breiten Gußbaches, in dessen Bett ein Wasser fließt, das man hie und da durch die Blätter, welche es bedecken, hindurchglänzen sieht.

Tannen, Eschen, Hülsen und Ahorne wachsen auf beiden Seiten des Baches, und ihre Gipfel steigen weit darüber hervor, um frische Luft und Sonne zu suchen. Unser Haus, von dunklem Ginster umgeben, ist halb von diesen Blättern bedeckt, außer auf der Morgenseite, wo ein kleiner Hof mit einer hölzernen Galerie und eine Treppe von unbehauenen Steinen ist, welche zum Zimmer hinaufführt. Auf dieser Seite sieht man die Sonne bis zum Mittag, während die Vögel im Schatten der Bäume hinter dem Hause singen und pfeifen. Kurz, es ist wie ein Nest! Deßwegen nannten mich auch die Nachbarn, als ich noch ein keines Mädchen war, die junge Schäferin.

Wenn ich von Nachbarn spreche, so meine ich die Leute, welche zu den zerstreuten Ortschaften von Gros Soyer gehören und dasselbe Gebirge bewohnen. Alle diese Gehöfte bestehen nur aus sieben oder acht Höfen, die von einander weit entfernt liegen und mehr Hütten von Holzhauern als eigentlichen Häusern ähnlich sehen. Sie sind von armen Leuten bewohnt, welche aus den Dorfschaften der Ebene heraufkommen, wenn sie kein Erbe haben, und die dann ein Stück Sandboden urbar machen, und eine Scheune und ein Haus mit den bräunlichen, nicht behauenen Steinen erbauen, welche sie aus dem Felde ausgraben, indem sie es mit dem Pickel umbrechen. Die Männer verdienen sich im Sommer ihr Brod damit, daß sie zur Ernte in die Ebene gehen, und im Herbst helfen sie den Winzern herbsten; im Winter dreschen sie im Taglohn; Einige von ihnen verstehen sich auf das Schuhflicken, Andere sind Schleichhändler zwischen Savoyen und Frankreich; Andere, wie mein Mann, flicken eiserne Kessel und binden zerbrochenes Geschirr mit Drahtfäden zusammen. Die Frauen bleiben fast das ganze Jahr zu Haus oder auf ihrem Feld. Sie haben alle einen Säugling vom Hospiz, weil dieser ihnen etwas zu verdienen gibt und weil man sagt, die Luft sei auf den Heiden und in dem Ginster gesund.

156.

Zur nächsten Nachbarin hatten wir nur eine schon alte Frau, deren Mann als Schleichhändler ertappt, nachdem er sich mit den Mauthbeamten herumgeschlagen hatte, seit fünf Jahren und noch für sieben Jahre auf den Galeeren war. Sie hieß die Mutter Maraude, wegen der Beschäftigung ihres Mannes, dem sie oft auf seinen Raubzügen an die Grenze folgte. Sie lebte allein mit zwei Ziegen und einigen Schafen, von denen sie ihre Säuglinge ernährte, denn sie war unverschämt genug, im Hospiz zu behaupten, daß sie noch Milch habe, wenn gleich ihre eigenen Kinder bereits conskriptionspflichtig waren, und wenn man ihr keine mehr geben wollte, so kaufte sie andere und ernährte sie wohlfeiler, um drei Franken monatlich. So verdiente sie ihr Brod, wie auch damit, daß sie bei Tag und Nacht in den Obstgärten herumstreifte, um Birnen, Nüsse oder Vogelbeeren zu stehlen, welche sie dann in der Ebene in den Körben ihres Esels verkaufte.

Ach, das war gewiß das härteste und unmenschlichste Weib, welches man jemals bei uns gekannt hat. Man sagte, man wollte nicht einmal ihr Esel oder ihre Ziege sein, denn sie schlug alle Geschöpfe des lieben Gottes und vor Allem die armen Kinder, um sie zu verhindern, daß sie vor Hunger schrien.

Ihr niederes Haus ist unter einem starken Felsen, welcher es beherrscht, ganz verborgen. Man steigt von dem Felsen auf das Dach und von dem Dach in den Hof. Es ist das nächste Haus bei unserem. Am Ende unserer großen Heide, wo der Vater meines Mannes einen Obstgarten angelegt hat, steht ein großer Birnbaum mit Winterbirnen, welcher seine Blätter zur Hälfte in unsern Obstgarten, zur andern Hälfte in den Hof der Mutter Maraude fallen läßt. Es ist ein Baum, welcher gewiß schon zweihundert Jahre steht, und der in guten

Jahren mehr als vier Körbe rother guter Birnen trägt, welche wie die Kirschblätter nach dem ersten Herbstfroste aussehen. Aber ach, wir hatten nur das Vergnügen, sie auf dem Baume blühen und zeitigen zu sehen; sobald sie reif waren, pflückte die Mutter Maraude ihre Hälfte ab, und in den folgenden Nächten waren es nach ihrer Aussage der Wind oder die Krähen, welche so hausten, daß auf unserer Seite nicht viel Frucht übrig blieb. Aber wir sahen die Blätter auf der Wiese, als ob der Wind und die Vögel Schleudern und Stangen gehabt hätten, um den Baum zu schütteln. Es war für uns ganz sichtlich, daß die Mutter Maraude uns bestohlen hatte, und die Ueberbleibsel dieses unseligen Birnenbaums, welcher uns immer Hoffnung und selten einen Hut voll von seinen Früchten gab, war jedes Jahr zwischen der Mutter Maraude und uns ein Gegenstand des Streites, welcher uns das Leben verbitterte und uns veranlaßte, dieser schlimmen Nachbarin schlimme Worte zu geben. Ich hatte immer Angst, Johann möchte ihr am Ende noch Schläge geben, und Johann hatte immer Angst, sie möchte am Ende in unsere arme Hütte Feuer legen.

157.

Nun gut, mein Herr, Sie würden es nicht glauben, daß das, was mich über diese schlimme Nachbarschaft am Meisten betrübte, nicht sowohl dieses war, daß ich den Birnbaum abgeleert und die andern Bäume im Garten der Reihe nach bei der Nacht mit einem fremden Besuch beehrt sah, als daß ich den ganzen Tag über das Geschrei der armen kleinen Säuglinge hörte, welche sie auf ihrem Heuboden im eigentlichsten Sinne des Worts wie Ziegenböcklein in einem Stalle ernährte. Ihre Seufzer und ihre Klagen erschütterten mich im tiefsten Herzen. Ich konnte nicht mit Ruhe arbeiten oder nähen, solange ich diese unschuldigen Wesen in meiner Nähe leiden sah.

Sie werden mir sagen: wie gehört die Mutter Maraude und ihre Säuglinge zu Eurer Erzählung? — Sie sollen sogleich sehen, warum ich alle diese Einzelnheiten anführe, und daß ich sie nicht aus Verleumdungssucht sage. Zudem ist das böse Weib gestorben, und Gott möge ihr das Geschrei ihrer Kinder verzeihen, wie Johann und ich ihr die Birnen verzeihen.

158.

Ich habe Euch gesagt, Fräulein Genovefa, daß ich einen schönen, wiewohl etwas schwächlichen Knaben geboren hatte, und daß ich, nachdem die Hebamme von uns nach Hause zurückgekehrt war, ganz allein mein drei Monate altes Kind in unserm Hause ernährte, während ich meinen Mann erwartete, und mich auf seine Freude freute. Das Kind gedieh, daß es ein großer Segen war; man hätte glauben können, ich habe genug Milch, um zwei Kinder zu säugen. Ich ging mit ihm im Obstgarten den halben Tag auf und ab, indem ich es in meinen ausgestreckten Armen hüpfen ließ und es wie eine Schaukel an der Brust wieder auffing.

Bei diesen Spaziergängen durch den Obstgarten näherte ich mich oft dem Birnbaum und hörte einen hübschen sechs Monat alten Säugling, welchen die Mutter Maraude vor nicht langer Zeit aus der Stadt mitgebracht hatte, unter dem Vorgeben, daß sie ihn säugen wolle, vor Durst weinen oder schreien, weil er von den Fliegen geplagt wurde. Die schlimme, lügnerische Frau gab ihm nur das Euter ihrer Ziege, und auch dieses nur, wenn die Ziegenböcklein etwas übrig gelassen hatten!

Außerdem ging sie ganze Tage auf ihren Handel oder zur Ernte mit ihrer Sichel oder ihrem Esel fort, ging am Morgen aus, kehrte erst mit Sonnenuntergang zurück, und ließ während dieser Zeit das arme kleine Kind in seine Wiege gebunden auf dem Ruheplatz an der Hausthüre, bewacht vom

Hund und vom Schwein. Die Ziege hatte mehr Mitleiden als das Weib. Wenn sie von der Heide zurückkam, stellte sie sich von selbst über die Wiege hin, um dem armen menschlichen Wesen zu trinken zu geben; aber die ganze übrige Zeit war weder das Weib noch die Ziege um das Kind; es schlief oder schrie aus dem Hausraum wie ein Klagelied, das man allein in verödeten Mauern singt. Es gibt nichts Traurigeres, mein Herr, als dieses anhaltende und verzweifelnde Seufzen einer Stimme, welche in der Nacht eines Hauses weint, ohne von Jemanden verstanden zu werden!

159.

Aber ich, mein Herr, ich hörte es, und ich hörte es so gut und immerfort, dieses kleine Kind, daß ich es am Ende nicht mehr aushalten konnte. Ich dachte: Mein Gott, wenn es am Ende das meinige wäre, so wäre ich doch recht froh, wenn eine von seinem Elend gerührte Nachbarin ihm etwas von der Milch geben würde, welche ihm abgeht, und wäre es auch nur, wenn man ihm zulächelte, um ein wenig seine armen Augen zu erfreuen!

Als an einem Nachmittage die Mutter Maraude nicht zurückkommen konnte und der Säugling noch heftiger als gewöhnlich weinte, nahm ich mein kleines eingeschlummertes Kind in die Arme, ging ganz zitternd auf den Birnenbaum zu, stieg auf den Felsen, von welchem aus man den Hof sieht, und stieg in die Hausflur mit bloßen Füßen herunter, um den unglücklichen Säugling zu trösten.

Mein Gott, welch ein schönes Kind erblickte ich! Doch, halt, Sie können es selbst sehen, es ist hier dieser Sebastian; er ist unterdessen um Vieles größer geworden, aber er hat immer noch dieselbe hübsche und jungfräuliche Figur und dieselben Haare, nur daß sie vom Rauch des Colophoniums des Pfannenflickers ein wenig gebräunt sind.

Er hatte seinen Arm losgewunden, um die Fliegen zu vertreiben, welche ihm das wenige Blut, das er noch hatte, aussogen. Er streckte sie nach mir aus, als wollte er mich bitten, daß ich ihn nehme. Er lächelte mein Kleines an, er stotterte, ich weiß nicht was; man hätte gesagt, daß er zu reden versuche. Das zerriß mir das Herz, mein Herr. Ich legte mein Kind unten an der Wiege hin, löste die Bänder des Wickelzeugs, ich nahm das Kind in meine Arme, näherte es der Brust und spielte mit ihm; dann konnte ich dem Mitleid und dem Vergnügen, welches sein hübsches Gesicht in mir erregte, nicht länger widerstehen, ich nahm mein Herz in beide Hände, zog mein Halstuch aus, und gab ihm meine Brust, so lange er wollte. Wenn Ihr ihn gesehen hättet, Genovefa, welche Wonne! welche Freude! welche Trunkenheit dieses ausgehungerten Kleinen! Welches Strampeln der Hände, welch ein Stampfen seiner hübschen kleinen Füße auf meiner Brust! Ich glaubte, er wolle mich ganz austrinken! Aber ich kann bei Gott schwören, daß ich so entzückt war, ihn einmal in seinem Leben ganz gesättigt zu sehen, daß ich nicht daran dachte, für mein Kind etwas Milch vorzubehalten. Doch der liebe Gott ist der liebe Gott, wie Johann sagt, wo für Einen genug ist, reicht es auch für zwei!

Als er genug getrunken hatte, legte ich ihn wieder in sein Wickelkissen, ich trug ihn mit meinem Kleinen unter den Birnbaum in den Schatten, und blieb hier bis zum Sonnenuntergang bei ihnen, um sie bald schlafen, bald spielen, bald mit einander trinken zu lassen! Dann brachte ich in der Hausflur der Mutter Maraude Alles wieder in dieselbe Ordnung, wie ich es vorgefunden hatte, und flüchtete mich leise davon, sobald ich das Schellen ihres Esels unten am Fußwege bei dem Gußbache hörte.

Ach, welch einen glücklichen Tag hatte ich zugebracht, und um wie vieles zufriedener konnte ich darauf einschlafen! Das

war nicht böse gehandelt, nicht wahr? wenn ich gleich nicht das Recht hatte, in den Hof und auf die Treppe der Nachbarin ohne ihre Erlaubniß zu gehen?

— O nein, sagte Genovefa, ich glaube nicht, daß dieses ein Unrecht war.

160.

Nun gut, so ging es alle Tage und zwei oder dreimal täglich zwei Monate lang fort. Ihr hättet sehen sollen, wie das Kind gedieh! Man hätte vermuthen sollen, daß es von den Feen während seines Schlafes getränkt werde.

Was mich betrifft, meine arme Genovefa, so schien es mir, daß ich zwei Kinder statt einem habe, und daß mein Herz sich zwischen diesem und dem meinigen theile! Man hatte mir wohl oft gesagt, daß das Kind an der Brust der fremden Frau sich einpfropfe, wie sich die Frucht eines andern Baumes in die Zweige unserer wilden Bäume im Garten einpfropft, aber ich hatte es nie geglaubt! Ach, jetzt glaube ich es gerne! Wenn ich an meiner Brust den hübschen Rosenmund dieses Findelkindes fühlte, welches sich ebenso wenig davon lostrennen wollte als das Lamm von der Brust seines Mutterschafes, wenn man es gleich an den Beinen zieht, und wenn ich fühlte, das sich die milde Wärme meines Körpers und des seinigen auf meinem eigenen Herzen vermenge, als gälte es eine lebendige Wiege diesem armen Kleinen zu erwärmen, der ohne Nest auf die Erde gefallen war, und wenn meine Milch eine kleine Lache auf seinen Lippen bildete und ich mir sagte: das Leben, welches in ihm jetzt fließt und mit seinen Kindergliedern erstarkt, ist doch mein Leben, — ach, dann fehlte wenig, daß ich diesen Säugling nicht so freundlich anblickte, als wenn ich ihn selbst unter meinem Herzen getragen hätte! Die Milch bildet eine Verwandtschaft, seid dessen versichert, Genovefa, und wenn man ein Kind sechs Wochen oder zwei Monate genährt hat,

so fühlt man sich fast ebensogut als seine Mutter, als wenn man es neun Monate unter dem Herzen getragen hätte!

Dieses Alles empfand ich bei diesem Kinde, und wenn ich bei Nacht aufwachte und der Wind in den Zweigen pfiff, oder das Wasser im Bach unterhalb dem Hause plätscherte und weinte, so war es mir immer, als ob ich den Kleinen schreien und mir rufen hörte. Ich zählte die Stunden bis zu der, wo die Mutter Maraude mit ihrem Esel in die Ebene ging, um dann ihren Kleinen zu sehen, zu liebkosen, zu wiegen und zu nähren.

161.

Ach, eben dieses brachte mich zum Fall. Ich hatte zu viel Anhänglichkeit an dieses arme Wesen; der liebe Gott strafte mich dafür. Ich will Euch erzählen, was ich außer der Mutter Maraude nie Jemanden sagte. Sie ist gestorben; darum könnte ich es wohl noch länger geheim halten, wenn ich wollte; aber ich ziehe vor, Euch Alles zu sagen, um einmal mein Gewissen zu erleichtern.

An einem Frühlingstage also, ach, an einem schlimmen Tage (Ihr dürft es mir glauben, Genovefa!) war ich schon am Morgen mit meinen beiden Kleinen auf den Fesen gegangen, welcher mit Moos, Veilchen und blühenden Ginster überzogen war, auf dem Felsen, welcher, wie ich Euch schon gesagt habe, den Hof und die Hausflur an der Treppe des Hauses der Mutter Maraude beherrscht. Ich ließ meine Beine nach der Seite des Abhanges hängen, aber ich war darauf nicht aufmerksam, weil wir Leute, welche am Abhange solcher Abgründe geboren sind, wie das Farnkraut, welches an den Abhängen wächst und an seinen Wurzeln sich hin- und herschaukelt, nicht einmal daran denken. Ich hatte beide Kinder mit einander auf die Kniee gelegt, um mit ihnen in der Sonne im Schooß meiner Schürze zu spielen. Es machte mir Ver-

gnügen, den Kindern bei ihrem Spiele zuzuschauen. Sie küßten, umarmten, stießen sich zurück, zogen sich an, betrachteten sich und lachten einander an, wie zwei weiße Zicklein zwischen den verschlungenen Beinen ihrer Mutter, und ich reizte sie auf der Stirne, am Mund und an den Fingern, um sie zum Spielen aufzumuntern.

162.

Im Augenblick, wo ich an nichts dachte, sprang eine der Ziegen der Mutter Maraude, welche auch das Kleine ernährte, plötzlich von der Mauer des Hofes auf den Felsen, als ob sie eifersüchtig gewesen wäre, daß man ihr ihren Säugling nehme, und stürzte auf mich los, die Hörner gegen meine Stirne gerichtet. Ich mache eine Bewegung, um mein Gesicht mit meinen beiden Händen zu schützen, meine Kniee öffnen sich, ohne daß ich Zeit habe, daran zu denken, und die beiden Kleinen rollen über meine Füße vom Felsen, zuerst langsam, langsam wie zwei Heuhalme, welche der Wind und der Abhang fortreißen, dann immer schneller und schneller von einem Gras zum andern, von einem Farnkraut zum andern, bis zum Gußbach hinunter, wo eine breite Wasserlache war! Ich springe auf, stoße einen Schrei aus, erhebe die Arme zum Himmel, senke den Kopf zu dem Abgrund vor, um hinunter zu sehen, ich bitte alle Engel des Himmels, durch ein Wunder einen Strauch, eine Wurzel, einen Stein in den Weg zu schaffen, um meine armen Kleinen am Abhang zurückzuhalten, ehe sie zum Wasser gelangten, wo sie ertrinken könnten. Ich halte mich selbst mit den Zehen meiner bloßen Füße und mit den Nägeln meiner Finger an das Gras und an den Sand, um vor ihnen bis zum Bach hinabzugleiten und sie vor ihrem Fall aufzuhalten, aber ach! es war zu spät, mein armes Fräulein! Ich höre eines, dessen Körper das Geräusch eines schweren Steines verursacht, welcher ins Wasser spritzt, und die Blätter hindern

mich, zu sehen, welches es ist. Ist es das meinige? Ist es das andere? Ist es das wahre oder das falsche? Ich werde in diesem schauerlichen Zweifel ohnmächtig,' ich rolle hinab, die Kälte des Wassers läßt mich im Bette des Baches neben meinen armen Kleinen wieder zu mir kommen! Neben dem meinigen! hört Ihr es! Es athmete nicht mehr; in einer Minute war es ertrunken!

Und das andere! Dieses hier, das Kind der Mutter Maraude, es war vor mir, streckte die Arme nach mir aus, sah mich an und lächelte, ohne zu wissen, was geschehen sei, das arme Unschuldige, mit den Beinen war es an einem Epheufaden gehalten, wie ein Vogel, welcher mit seinem Fuße in einem Netze gefangen ist!

Ach, Fräulein Genovefa, sagte Lucie an dieser Stelle ihrer Erzählung, indem sie ihre Schürze mit beiden Händen emporhielt und ihr Gesicht damit verhüllte, entschuldiget mich, wenn ich Euch nicht mehr darüber sage! Mein Geschrei, meine Thränen hätten an diesem ganzen Tag den Felsen zerrissen, wenn die Felsen ein Herz hätten. Es möge Euch genügen, zu wissen, daß das Kind von Johann und mir gestorben war, und daß das fremde Kind lebte. Der arme kleine Moses, welcher, wie der Moses in der Bibel Johanns, vom Gesträuch zurückgehalten wurde!

Ich mußte ihn wohl nähren, da er lebte und schrie, und von mir seine Mutterbrust begehrte! Ich gab sie ihm. Und ich liebte ihn noch trotz des Unglücks, das er veranlaßt hat. Aber war es auch seine Schuld oder vielmehr die meinige?

. . . .

. . . .

163.

Ich ließ mein armes ertrunkenes Kind von zwei Nachbarskindern zum Kirchhof der Gemeinde tragen; Niemand außer

mir hat je gewußt, an was es gestorben sei; einem drei Monat alten Kinde schenkt man auf unsern Dörfern nicht mehr Aufmerksamkeit, als einer Fliege, welche durch den Frost vom Fenster fällt. Man begrabt es auf dem Friedhof, ohne auch nur seinen Namen zu wissen.

Ich blieb allein, allein, allein, mit dem leeren Bett von Johann und der leeren Wiege meines Kindes zu Hause. Ach, wie lang kamen mir die Tage, wie endlos die Nächte vor!

164.

Und dann sagte ich mir: Dieser arme Johann! welcher glaubt, daß er bei seiner Rückkehr sein so sehnlichst gewünschtes Kind finde, daß es ihm endlich in meinen Armen zulächle! Was wird er sagen? Er wird glauben, es sei meine Schuld! Er wird mich vielleicht gar nicht mehr lieben, wenn er mich mit leeren Händen sieht! Und dann dieser arme Kleine der Mutter Maraude, wenn ich ihn nicht mehr säuge, so werde ich auch keine Milch mehr haben! Sie wird aufs Neue vertrocknen, wie ein Gras ohne Quelle. Ich liebte ihn so sehr nach dem meinigen! Was soll ich thun, um mich für den Verlust von Zweien zu trösten, da ich mich für den Verlust des Einen schon nicht trösten kann? Und ich fuhr trotz meines Kummers fort, jeden Tag heimlich zum benachbarten Hause zu gehen, um diesen armen Kleinen mit traurigem Herzen zu säugen und zu liebkosen.

165.

Der Augenblick, wo Johann gewöhnlich nach Hause zurückkehrte, rückte heran; es kam mir ein Gedanke, welchen ich wie einen schlimmen Traum nicht mehr aus dem Kopfe hinausbringen konnte. Dieser Traum bemächtigte sich am Ende so so sehr meiner, daß ich so zu sagen davon toll wurde, und an nichts Anderes mehr denken konnte. Endlich gab mir diese

Tollheit einen Muth und eine Kühnheit, welche ich nie in meinem ganzen Leben für irgend etwas Anderes gehabt hatte, und die ich auch seither nie wieder an mir bemerkte. Ich entschloß mich, meinen Wunsch um jeden Preis zu befriedigen, und zwar auf folgende Weise.

Ich ging eines Abends zu der Mutter Maraude und sagte zu ihr: „Verkauft den Kleinen an mich, der meinige ist gestorben! Ich habe Milch, ich werde ihn säugen; meinem Johann will ich nichts sagen; er wird glauben, es sei sein Sohn; Ihr leget Euren Finger auf Euren Mund, und den Kindern, welche meinen Kleinen zu Grabe getragen haben, will ich schon anempfehlen, daß sie nichts sagen. Die Gemeinde ist weit entfernt und der Pfarrherr ist gestorben. Niemand wird mit ihm vom Tode seines Kindes reden, und wenn man ihm je einmal davon redet, so wird es zu spät sein: er hat sich an den Kleinen gewöhnt und will sich so wenig als ich mehr von ihm entwöhnen.“

— „Das ist ganz leicht möglich, sagte die Nachbarin, — das Geld vermag Alles. Was wollt Ihr mir für mein Kind geben? Und was wollt Ihr mir für mein Stillschweigen geben?“

Wir setzten uns auf ihren Eselssattel in ihrem Hofe, während sie eine Handvoll gestohlenes Heu ihren Thieren gab, und wir kamen über Folgendes überein:

Ich ließ ihr die sechs Franken, welche sie monatlich aus dem Hospize erhielt, zusammt dem Wickelzeug, als ob sie wirklich das Findelkind bei sich ernährt und gekleidet hätte, und wir kamen überein, daß ich ihr das Kind leihen würde, um es den barmherzigen Schwestern vorzuzeigen, so oft sie es forderten, um sich von seinem Leben zu überzeugen.

Ebenso sollte ich ihr, um ihr Stillschweigen zu bezahlen, jedes Jahr umsonst alle Früchte des Birnbaums abtreten, welcher am Ende unseres Gartens bei ihrem Hause wuchs, und der so sehr ihre Habsucht reizte und sie zu schlimmen Handlungen

verführte, um sich die Birnen anzueignen; und das sollte so lange dauern, als sie weder mit Johann noch mit Andern ein Wort über unsern Vertrag redete.

Als der Handel abgeschlossen war, gab ich ihr den Kaufschilling, und ich trug das Kind ganz nackt fort, und ließ ihr die Wiege und den Wickelzeug. Ich fühlte wohl, daß ich nicht recht handle, und doch war ich zufriedener, als ich fortging, als wenn ich einen Schatz ausgegraben hätte. Ich hätte nie geglaubt, daß gestohlenes Gut so viel Freude mache! Ich dachte freilich auch an den Schmerz, welchen diese Handlung meinem lieben Johann erspare!

166.

Alles erfolgte, wie ich erwartet hatte. Als Johann bei seiner Heimkehr dieses schöne Kind an meiner Brust sah, kam ihm nicht einmal ein Zweifel, nnd er liebte diesen Kleinen, wie er den seinigen geliebt hatte. Sehet Ihr, Genovefa, der Kopf hat zwei Augen, aber das Herz hat keines. Es liebt, was sich lieben läßt, ohne nach dem Namen oder dem Taufschein zu fragen. So dauerte dieses neun Jahre an. Der liebe Gott hat mir kein zweites geschenkt. Mein Mann lehrte Sebastian sein Handwerk, und seit einem Jahre fing er an, ihn mit sich zu nehmen, damit er ihm sein Feuer zwischen zwei Steinen anzünde und den Blasbalgen führe.

Was wolltet Ihr jetzt, daß ich thun sollte, als ich sah, daß sich der arme Johann bis zum Augenblick des Todes darüber täuschte, und daß er im Begriff stand, seine wirklichen Verwandten zu enterben, indem er sein Haus und seine Waldung einem Fremden verschreiben wollte? Ich mußte das Geschehene eingestehen, oder eines Tages vor Gott als Diebin erscheinen! Und das gewiß nicht! Das Herz eines Mannes zu seinem Besten hintergehen, — ja; aber für immer die Gabe

einer armen Familie entwenden, — nein. Was hättet Ihr an meiner Stelle gethan, Fräulein Genovefa?

— Oh! ich, sagte Genovefa mit einem Blick auf das Kind, ich hätte es ebenso gemacht. Ich fühle es, ich hätte das Kind gestohlen, aber ich hätte auch das Erbe zurückerstattet!

Doch davon handelt es sich nicht, fuhr Genovefa fort, indem sie leise mit Lucie redete und sie bei Seite führte, wenn man Euch sagte, Wem der Kleine wirklich angehörte, würdet Ihr ihn zurückgeben, wie Ihr das Erbe der Familie Johanns zurückgabet?

— Ach! ja, sagte Lucie, indem sie beide Arme zum Himmel erhob, ich möchte es wohl, aber ich vermöchte es nicht über mich. Man gibt das Kind Dem zurück, welchem es gehört, aber man gibt nicht sein Herz zurück.

Da Genovefa noch immer von dem Wunsche geplagt war, das Geheimniß der Abstammung des Kleinen zu ergründen und in Sebastian den Sohn von Josette wieder zu erkennen, führte sie Lucie in den Hof bei Seite, setzte sich mit ihr auf die letzte Stufe der Treppe, bat das Kind um die Haare und die Erkennungszeichen, welche es an seinem Halse in der blechernen Büchse trug, legte sie auf die Kniee der Lucie, bat sie, genau aufzumerken und erzählte ihr über zwei Stunden lang ihre Geschichte und die ihrer Schwester, indem sie sich bemühte, so gut ich dieses an den Bewegungen der beiden Frauen bemerken konnte, Lucie von den Rechten zu überzeugen, welche sie durch die Verwandtschaft auf den Besitz des Kindes habe. Lucie antwortete nichts; sie schien von den Gründen der Genovefa zugleich überzeugt und niedergeschlagen zu sein; endlich erhoben sich die beiden Frauen, um heraufzukommen, mit jener Haltung der Unentschlossenheit und jenem Schritte, welcher zugleich vorwärts und zurückgeht, — dem sichern Zeichen einer Unterredung, welche in zwei Seelen Alles anregte und nichts zum Entschluß brachte.

167.

Ich war theils aus Langweile, theils aus innerer Theilnahme des Herzens der Unterredung der beiden Frauen im Hofe mit dem Auge gefolgt. Ich saß in meinem Zimmer neben dem Fenster und las und beobachtete der Reihe nach das, was sich unten zutrug. Dieses Drama schürzte sich in jeder Stunde heftiger zusammen. Lucie warf heimlich auf das Kind Blicke, als auf ein Gut, das man bereits nicht mehr mit voller Sicherheit besitzt.

Neue Ankömmlinge sollten dieses kleine Drama zwischen diesen zwei guten Frauenherzen noch mehr verwickeln.

Ich sah bei mir den Arzt, meinen Freund, eintreten. Er hatte die strahlende Physiognomie eines Mannes, welcher ein unerwartetes Ereigniß voraussieht und schon im Voraus sich über die Freude freut, die er verkündigen soll.

— Dein Kranker ist gerettet, sagte er lächelnd zu mir, aber ich fürchte fast, seine arme junge Frau werde einige bittere Thränen unter die Freudenthränen mengen müssen, welche sie über die wunderbare Erhaltung ihres Mannes vergießt, und auch für die Augen Genovefa's ist es mir sehr bange.

— Wie so denn? sagte ich erstaunt zu ihm.

— Höre, antwortete er, indem er sich niedersetzte, es gibt eine Neuigkeit im Hospize, in welchem ich jeden Morgen meinen Besuch mache.

Die Aebtissin, eine Frau von der liebenswürdigsten Tugend und der liebevollsten Aufopferung für die Unglücklichen, ließ mich nach meinen Krankenbesuchen ins Sprechzimmer rufen, um mich von einer geheimnißvollen Aussetzung eine Kindes zu unterhalten, welche vor ungefähr zwölf Jahren statt hatte, dessen Spuren die barbarische und in solchen Fällen heidnische Verwaltung auswischen wollte, um die Zärtlichkeit der ungesetzlichen Mutter zu entwurzeln, und das die Familie des Vaters heute um-

sonst wiederzufinden sucht. Eine Schwester von Genovefa, ein sehr hübsches Kind, hier durch ihre Schönheit und ihren frühen Tod berühmt, ist, wie man sagt, in allem diesem betheiligt. Eine fromme betagte, fremde Dame logirt seit fünf Wochen im Hospiz in einer besonderen Wohnung, und beschäftigt sich damit, Nachforschungen über die Aussetzung dieses armen Findelkindes anzustellen, zu entdecken, ob es noch lebt, und um es im Namen des Vaters, eines jungen Militärs, der in seiner ersten Schlacht fiel und der ihr geliebter Neffe war, für sich zu beanspruchen. Die Aebtissin des Hospizes, die eine Freundin dieser Dame ist, unterstützt sie in diesen frommen Nachforschungen und versäumt keine Gelegenheit, um Zeugnisse aufzutreiben und alle Spuren des Kindes zu verfolgen. Sie hat Genovefa während der Epidemie, welche unsere Gegend verheerte, kennen gelernt. Sie erfuhr von mir, daß diese menschenfreundliche Magd des Pfarrherrn von Valneige gegenwärtig hier sei und ihre Tage und Nächte am Lager eines sterbenden Bergbewohners zubringe; sie wollte die Erinnerungen und die geheimen Nachrichten sammeln, welche die fremde Dame unterstüzen könnten, um das Leben und die Identität des Sohnes ihrer Schwester zu bestätigen. Diese beiden Frauen werden sogleich hierher kommen; benachrichtige Genovefa von ihrem Besuch und dem Gegenstand ihrer Nachforschungen. Es ist ein sehr delikater Gegenstand für sie, weil es sich zugleich um die Ehre ihrer Schwester Jossette handelt und darum, einen Namen, eine Familie und ein Vermögen einem Kinde zuzustellen, für welches dieses gute Mädchen sich interessiren muß.

— Ja, sagte ich zu meinem Freunde, dieses Kind interessirt sie allerdings nur zu sehr, denn sie glaubt es ganz allein in dem Kinde der Lucie, welches Du hier im Hofe mit einem Jagdhunde spielen siehst, und dessen Gestalt und Lebhaftigkeit Du jeden Tag neben dem Bette des armen Pfannenflickers

bewunderst, wieder gefunden zu haben. Ich will Genovefa auf diesen Besuch vorbereiten.

Und ich ging hinaus.

168.

Als ich in das Zimmer des Kranken trat, fand ich die Aebtissin, die Fremde, Genovefa und Lucie bereits in einer fieberhaften Unterhaltung, welche durch die Erhitzung der Gesichter und durch den Accent der Worte die verschiedenen Gefühle offenbarte, von denen jede dieser Frauen bewegt war. Ich hörte zu, ohne mich in das Gespräch zu mengen, außer wenn ich durch einen bittflehenden Blick Genovefa's interpellirt worden war.

169.

— Aber am Ende, Madame, sagte Genovefa zu der fremden Dame, einer betagten und kränklichen Frau, deren Anzug eine hohe Stellung in der Gesellschaft verkündigte, wie haben Sie von den Beziehungen Ihres Neffen zu meiner Schwester und von der Geburt eines Kindes, der Frucht ihrer Liebe und einer heimlichen Ehe Kenntniß erhalten?

— Auf zwei Weisen, mein Fräulein, antwortete die Fremde mit einer großen Zuversicht und einer milden Würde: vorerst durch den leichtsinnigen und schuldvollen Priester, welchen es reute, daß er willkürlich seinen heiligen Dienst einer ungesetzlichen und verborgenen Verbindung lieh, das Geständniß hievon auf dem Todenbette seinem Bischofe machte und ihn bat, unsere Familie über diese Handlung und über die wahrscheinliche Existenz irgend einer enterbten Frucht dieser Ehe in Kenntniß zu setzen. Zweitens durch meinen armen Neffen selbst: vor der traurigen Schlacht in welcher er fiel, hatte er ein Vorgefühl über die ihm drohende Gefahr gehabt und ein Testament niedergeschrieben, welches ich hier in meiner Brieftasche habe.

Er hatte es für den Fall seines Todes einem Soldaten seiner Abtheilung, dem Sohne eines unserer Pächter, dessen Familie dasselbe Dorf mit uns bewohnt, anvertraut. Dieser Soldat, welcher weder lesen noch schreiben kann, wartete seine Rückkehr in seine Familie ab, um uns dieses Papier einzuhändigen, dessen große Wichtigkeit für uns er nicht ahnte. Dieses Papier offenbarte uns Alles. Es übermachte an Josette und ihr Kind den vollen Theil des Erbes, dessen Besitzer mein Neffe im Augenblick seines Todes sein könnte. Dieser Theil ist nicht beträchtlich, wenn gleich seine Brüder und Schwestern seither gestorben sind, denn sie haben Kinder hinterlassen; wenn sich aber auch dieser Erbtheil nur auf eintausend Louisd'or ungefähr beläuft, so wäre ich gleichwohl vor meinem Gewissen und vor Gott sehr schuldig gewesen, wenn ich nicht alle Mittel aufgesucht hätte, dieses kleine Vermögen der Mutter und dem Kinde, denen es bestimmt war, einzuhändigen. Und dann besitze ich selbst ein gewisses Vermögen; ich liebte sehr meinen Neffen; es wäre mir so werthvoll, ihn in einem andern Wesen, das mich an seine Züge erinnert und mir einen Theil seines Herzens wiedergibt, wiederzufinden. Ich durfte nichts versäumen, und ich werde auch in der That nichts versäumen, um diesen Waisen, wenn er noch lebt, aus dem Elend und der Verlassenheit zu retten.

Genovefa stand bei diesen Worten von ihrem Stuhle auf, nachdem sie der Aebtissin einen vielsagenden Blick zugeworfen hatte, als wollte sie ihr sagen: Merket auf, was geschieht, und ging in den Vorraum, nahm das Kind an der Hand, führte es vor die Kniee der Fremden, sagte nichts zu ihr, aber zog wie durch Zufall ihre Aufmerksamkeit auf dieses schöne Gesicht hin, während sie die Physionomie der alten Dame studirte.

Die stumme Anfrage blieb nicht lange Zeit ohne Antwort.

— Wer ist dieses Kind? mein Gott! rief die Dame aus,

wer ist dieses Kind, mein Fräulein? Ich glaube das Bild meines Neffen, als er das Alter dieses unschuldigen Wesens hatte, wiederzusehen!

— Es ist mein Kind, Madame, sagte Lucie zaudernd, während sie abwechselnd roth und blaß wurde, als ob sie eine Lüge gesagt hätte.

— Ach ja, es ist das unsrige, sagte der Kranke, als ob er durch dieses Wort, das erste, das er seit seinem Todeskampf und seit dem Geständniß von Lucie aussprach, zugleich indirekt seiner Frau hätte anzeigen wollen, daß er ihr verzeihe und daß er auch das Kind adoptire.

— Nein, nein, lüget nicht, Johann, stammelt nicht, meine arme Lucie, sagte Genovefa; es ist Euer Kind durch die Liebe, ja, aber es ist nicht Euer Kind durch das Blut.

Lucie verhüllte ihr Gesicht mit ihrer Schürze und antwortete nicht.

— Ja, ich bin Dein Kind, sagte das Kind ganz leise, während es die Schürze der Lucie an einem Ende ergriff und sie von ihrer Stirn auf ihre Kniee zurückzog. Warum erröthest Du über mich vor den Menschen? Habe ich heute etwas Böses gethan?

Lucie küßte den Kleinen, ohne ihm zu antworten.

170.

Die Aebtissin ließ alsdann den jungen Arzt, den Notar, den Geistlichen von Voiron und den Friedensrichter, welche von ihr eingeladen waren, um der Aufklärung anzuwohnen, welche sie nur vor Genovefa und mit ihr zu fordern und zu geben ein Recht zu haben glaubte, heraufkommen, ließ alle Anwesenden auf die Bettstellen sitzen, welche im Zimmer Johanns aufgestellt waren, setzte sich selbst neben die fremde Dame, und sprach also, indem sie sich an Genovefa wandte.

171.

— Meine arme Genovefa, es gibt keine Schande mehr im Himmel. Eure schöne kleine Schwester ist dort bei den Engeln, welchen sie, wie ich nicht zweifle, so ähnlich sah; somit ist auch die Stunde gekommen, um offen und gewissenhaft die Wahrheit über einen Fehler zu sagen, für welchen sie der Tod nur allzu hart strafte, und dessen Demüthigung vor den Leuten Ihr auf Euch genommen habt, um ihr Gedächtniß davon zu entlasten.

Eure Schwester wurde vor zwölf Jahren und einigen Monaten durch eine heimliche Ehe an den jungen Unterofficier, den Neffen dieser anwesenden Dame, getraut.

— Ich kann es nicht mehr läugnen, sagte Genovefa.

— Ein Kind war die Folge dieser Verbindung, und in der Verlegenheit, in welcher Ihr waret, seine Geburt zu gestehen und gesetzlich machen zu lassen, habt Ihr es aussetzen lassen, damit es im Hospize auferzogen werde, mit der Absicht, es heimlich wieder an Euch zu ziehen, sobald Ihr es könntet, ohne dem guten Namen Eurer Schwester zu schaden.

Genovefa sagte nichts und senkte den Kopf zum Zeichen ihrer Zustimmung.

Die Hebamme, welche den Kleinen forttrug, wurde von dem Polizeicommissär verfolgt und eingekerkert. Man nahm dem Kleinen die Erkennungszeichen und die Haarlocke seiner Mutter, die an seinem Hals befestigt war, ab. Die Administration, strenger und grausamer als die Religion, hatte uns befohlen, wenn wir ausgesetzte Kinder aufnehmen, diese Zeichen zu vernichten, um die schuldigen Mütter einzuschüchtern, indem man ihnen alle Hoffnung benahm, jemals ihre Kinder wiederzufinden, und indem man alle diese armen Waisen in derselben Heerde zusammenmengte, als Findelkinder, aus denen Niemand mehr das seinige herausfinden könnte. Es ist traurig zu sagen,

meine Herren, aber es ist gleichwohl wahr, sagte sie, während sie die Beamten und den Arzt ansah.

Aber das Mitleid der Frauen hat immer, so viel möglich das Gesetz überschritten. Wenn das Gesetz der Menschen wider das Gesetz der Natur und Gottes streitet, so ist man schuldig, wenn man ihm gehorcht. Ich habe es auf mein Gewissen genommen, diesem Gesetze niemals zu gehorchen.

— Ach, welch ein Glück, rief Genovefa halblaut mit gefalteten Händen aus.

— Der Polizeicommissär gab mir heimlich die Haare und die andern Erkennungszeichen, welche er der Hebamme weggenommen hatte, zurück. Ich versteckte sie in frommem Betrug zwischen zwei Leinwandstreifen in das Wickelzeug des armen Findelkindes, und als seine erste Amme es abholte, zeigte ich ihr mit dem Auge und mit dem Finger die Stelle, wo ich diesen Taufschein, der den Administratoren unsichtbar war, eingenäht hatte, damit sie ihn später auftrenne und daraus für den Zufall den unzertrennlichen Zeugen ihres Säuglings mache.

Bei diesen Worten sprang Genovefa zu der Gruppe auf, in welcher Lucie und der Kleine ganz zitternd beim Bette des Kranken standen; sie öffnete mit ihren Händen so schnell als der Gedanke die Weste und das Hemd des Kindes, das weinte und sich gegen diesen Zwang der Liebe wehrte, zog die Blechbüchse, das Papier und die blonde Haarlocke von Josette heraus, und rief, während sie die Haarlocke auf den Knieen und vor den Augen der Aebtissin auseinanderlegte, aus:

— Ist es dieses, Madame, um des Himmelswillen sagt, ist es dieses?

— Das ist das Zeichen, meine Tochter, sagte die Aebtissin feierlich. Gott sei gepriesen, liebe Freundin! setzte sie gleich hinzu, indem sie die Haarlocke aus den Händen Genovefa's nahm und sie der fremden Dame einhändigte; sehen Sie, diese gehört von nun an Ihnen; sie ist das Zeichen Ihrer Rechtsansprüche auf diesen Waisen.

Genovefa blieb mit gesenkten Armen und leeren Händen stehen, bestürzt darüber, daß sie also, sich selbst unbewußt, für eine Andere gearbeitet, und den Besitz des Kindes, welchen sie sich für immer gesichert glaubte, auf einmal wieder verloren haben sollte.

Lucie war blaß und unbeweglich wie der Marmor einer wilden Niobe.

Johann versteckte seinen Kopf unter seine Decke, um, ohne gesehen zu werden, schluchzen zu können.

172.

— Ihr wollt uns also mein Kind zurücknehmen! sagte endlich die unglückliche Lucie unter einem Thränenstrom, indem sie Sebastian auf ihren Knieen fest umklammerte. Das Kind hing an ihrem Hals und warf von dieser Zufluchtsstätte aus einen zürnenden und erschreckten Blick auf die Aebtissin, Genovefa, die Fremde und die Anwesenden.

— Ihr sehet, es gehört nicht Euch, sagte streng der Friedensrichter.

— Es gehört nicht mein? rief Lucie aus, indem sie wie durch eine mechanische Springfeder aufgetrieben wurde und den Kleinen in ihren Armen in die Höhe hob, als wollte sie Gott zum Zeugen gegen diese Gewalt anrufen, welche durch diesen Raub an den Rechten, die ihr Herz ihr zuerkannte, verübt werden sollte; es gehört nicht mein? So soll es mir das meinige zurückgeben, welches ich aus Liebe zu ihm verloren habe! Die Milch, mit der ich es genährt habe, die Thränen meiner Augen, mit denen ich es in seinen Krankheiten befeuchtete; das Blut meines Herzens, welches in das seinige überging! So versuchet auch, ihm sogar sein Herz aus der Brust zu nehmen, damit es mir es wieder nehme, wenn es kann! Möge er es dieser und dieser geben, setzte sie mit einer Bewegung und einem Accent der Verachtung hinzu, indem sie einen fast wilden Blick auf Genovefa und die fremde Dame warf.

— Ja, sagte Sebastian mit geballter Faust, indem er die Worte seiner Mutter wiederholte, versuchet es, mir mein Herz, das Lucie und Johann gehört, zu nehmen, um es diesen da zu geben. Nein, nein, nein, nicht einmal Dir Genovefa, wenn Du gleich so gut bist und meinen Vater geheilt hast!

Genovefa's Herz war tief ergriffen. Die alte Dame schien erstaunt und aus der Fassung gebracht, die Aebtissin verlegen. Die Männer und die Aebtissin tauschten mit einander Blicke des Staunens, als wollten sie sich sagen: „Wir haben unsere Rechnung ohne die Natur gemacht!“

173.

— Aber, meine guten Leute, sagte endlich die alte Dame,

und Du, mein Kind, Ihr könnet Euch nicht also widersetzen, daß man der Familie und der Tante des natürlichen Vaters dieses Waisen Das zurückgebe, was ihnen durch die Gesellschaft und das Gesetz gehört!

— Und auch durch die Natur, sagte Genovefa, indem sie an sich selbst dachte.

— Nein, erwiderte die Aebtissin, Ihr könnet es nicht, meine arme Frau. Mein Gewissen zwingt mich, hier gegen Euch Zeugniß abzulegen. Das Kind ist entschieden der Sohn des Unterofficiers, welcher es durch sein Testament anerkannte, und der Schwester Genovefa's, welche dieselben Rechte auf seinen Besitz hat, da es ihr Blut ist, und sie so viele Jahre lang unverdiente Schande und Mühe kostete!

Genovefa sah die Aebtissin mit einem dankbaren Blick voll Hoffnung an.

— Es gehört den väterlichen Verwandten, sagte der Friedensrichter. Sie dürfen nur sprechen, Madame, Sie dürfen nur in Grenoble das Testament Ihres Neffen und das Zeugniß der Frau Aebtissin abgeben, und das Kind wird Ihnen ohne Widerspruch von den Gerichten zuerkannt werden.

— Und das soll Gerechtigkeit sein! sagte Lucie, indem sie sich nach der Thüre stürzte, als wollte sie ihren Säugling forttragen und verbergen...

Man hielt sie zurück.

— Ich bin nicht aus so weiter Ferne hieher gekommen, um ein Uebel durch ein anderes zu heben, sagte die alte Dame traurig. Gewiß werde ich nicht den Arm der Gerechtigkeit in Bewegung setzen, um die eingepfropfte Frucht von dem Baume zu reißen, mit welchem sie sich seit zwölf Jahren eins gewußt hat. Ich will nicht drei oder vier Herzen zerreißen, um das meinige zu trösten und zu heilen.

— Was ist zu thun? sagte die Aebtissin.

— Was ist zu thun? sagte Genovefa.

— Was ist zu thun? sagte die alte Dame.

— Lasset das Gesetz entscheiden! sagte der Friedensrichter.

— Lasset die Natur entscheiden, rief ich ganz gerührt und bewegt aus.

Lucie warf sich zu meinen Knieen nieder und gab mir das Kind in die Arme, als hätte ich am Abhange einer Untiefe einer Mutter die Hand hingehalten, welche mir ihren Sohn reichte, um ihn ganz aus einem wilden Strom herauszureißen.

Ich legte das Kind zur Erde nieder vor Genovefa, welche sich bückte, um es zu küssen, und ich sagte zu der alten Dame:

— Das Gesetz gibt es Ihnen, Madame, die Natur gibt es Genovefa, aber die Liebe gibt es Lucie, aber es selbst, Wem gibt es sich?...

— Meiner Mutter, meiner Mutter, meiner Mutter Lucie, rief das arme Kind aus, indem es aus meinen Händen sich loszuwinden suchte, und seine kleinen Arme nach der armen Bäuerin ausstreckte.

Genovefa zog das Ende ihrer Schürze vor, um sich ihre Augen abzuwischen und sagte ganz leise unter Schluchzen zu Lucie: Ich habe Euch mit der Hülfe Gottes Euren Mann gerettet; ich will Euch Euer Kind nicht nehmen, ich gebe es Euch.

— Und ich, sagte die alte Dame feierlich, ich will nicht diesem Kinde eine so treffliche Mutter rauben, um mir für meine alten Tage Trost zu verschaffen. Ich gebe es Euch auch. Was Gott selbst untergebracht hat, ist gut untergebracht; ich will der Vorsehung nicht im Wege sein.

— O göttliche Güte! rief Lucie aus, indem sie sich mit dem Kleinen zu den Füßen der Aebtissin und ihrer Freundin warf; ich wäre gestorben, wenn mir das Kind wieder genommen worden wäre!... Und Johann, setzte sie mit einem Blick auf ihren Mann hinzu, was wäre aus ihm ohne seinen Lehrling geworden?

— Und ich, sagte Genovefa, Ihr hättet mich mit Euch nehmen müssen, denn ich könnte mich jetzt von dem Kind so wenig lostrennen, als ich mich von dem Gedanken an meine arme Schwester trennen kann. Dann sagte sie zu Lucie: — Nicht wahr, Ihr nehmet mich mit Euch nach Gros Soyer? Ich habe einen kleinen Appetit, meine Nahrung kostet nicht viel, ich will mein Brod mit Euch schon verdienen, und ich werde von Euch niemals einen andern Lohn fordern, als den, das Kind zu sehen, es lesen und für seine erste, für seine zweite Mutter und für Euch, Madame (setzte sie hinzu, indem sie schüchtern die Hand der Fremden ergriff und an ihre Lippen drückte), beten zu lehren.

— Nein, Ihr sollt keines Lohnes bei der Bäuerin bedürfen, mein armes Mädchen, sagte die alte Dame zu Genovefa, ich will ihn Euch ausbezahlen.

Bei diesen Worten kehrte sie sich gegen den Notar und den

Friedensrichter und sagte zu ihnen: „Hier ist eine Brieftasche, welche die vierundzwanzigtausend Franken enthält, die mein Neffe für seinen Sohn hinterließ, für den Fall, daß ich jemals sein Leben constatiren könnte. Ich überlasse den Genuß davon Lucie und ihrem Mann, unter der Bedingung, Genovefa bis zu ihrem Ende bei sich zu beherbergen, zu nähren und zu pflegen, und das Eigenthum gehört dem Kinde nach ihrem Tode. Sie werden sich bemühen, diese Summe zum Ankauf einiger kleinen Ländereien, welche an die Wohnung dieser armen Leute in Gros Soyer anstoßen, zu verwenden. Johann war Pfannenflicker, er wird jetzt ein Landmann werden. Dieses ist eine ruhigere und geachtetere Beschäftigung."

— O Gott! welches Glück! sagte Lucie, indem sie ihre beiden Hände zusammenschlug. Johann, mein Geliebter, Du wirst mich also nicht mehr verlassen, um so von Ort zu Ort zu ziehen! Ach, wie lange kamen mir die Winter vor, welche ich allein in unserem Hause auf dem Gebirge zubrachte! Jetzt werden wir zu vier sein und wollen die Hütte, die Wiese und die Kastanienbäume der Mutter Maraude ankaufen.

— Und den Birnbaum? sagte Genovefa scherzend.

— Oh, das ist wahr, antwortete Lucie, ich dachte nicht daran; ich hatte ihn für dieses Kind verkauft und jetzt bringt ihn mir dieses Kind zusammt dem Hof, dem Haus und dem Feld, das unter seinen Blättern lag, wieder ein.

— So macht es der liebe Gott, erwiderte Genovefa, er nimmt Euch eine Birne und gibt Euch dafür einen ganzen Korb. Ach, Ihr werdet mir den Baum zeigen, nicht wahr, Lucie? Und ich will mich im Sommer unter seinen Schatten hinsetzen, um zu spinnen und Euer Vieh zu hüten; dabei werde ich an Josette denken.

Alles wurde ausgeführt, wie es bei dieser Veranlassung besprochen worden war. Johann genas, Genovefa verließ das provisorische Hospiz von Valneige, wohin man an ihre Stelle eine barmherzige Schwester sandte. Die arme Magd folgte Lucie, ihrem Mann und dem Kinde in das Gebirge, wo sie noch jetzt unter dem Birnbaum spinnt, und wo ich sie jedes Jahr wiedersehe, wenn mich die Jagd ins Gebirge führt.

Ende.

Lamartine, Alphonse <<de>> / Herwegh, Georg / Roth, Theodor

A. von Lamartine's sämmtliche Werke

Bd.: 12

Stuttgart 1850